Bandello's

Novellen.

Von

Adrian.

Erster Band.

Mit einem Kupfer.

Frankfurt am Main, 1818.
Bei den Gebrüdern Sauerländer.

AD
BIBL. UNIV.
MONAC.

Universitäts-
München
Bibliothek

An die Leser.

Unser vortrefflicher Bouterwek machte mich auf Bandello's Novellen zuerst aufmerksam. Er gedenkt des lieblichen Erzählers in dem zweiten Bande seiner Geschichte der Poesie und Beredsamkeit ausführlicher, als aller der italienischen Novellisten, welche Boccaccio nachahmten. Das Vergnügen, mit welchem ich in der Folge das Original selbst las, erregte den Wunsch in mir, eine deutsche Bearbeitung desselben zu geben. Eine nähere Prüfung machte es jedoch klar, daß manche Novellen wegen ihres Inhalts und Karakters keine Uebersetzung zuließen; ich suchte daher das Bessere auszuwählen, was um so leichter war, da die Sammlung überaus reich an vortrefflichen Erzählungen ist. Die Bearbeitung geschah nach der 1791 zu London bei Banker in 9 Theilen erschienenen Ausgabe

der Novelle del Bandello, welche nächst der Original-Ausgabe (Lucca 1554 Vol. III. in 4.) die beste und vollständigste ist. Die Erzählung rascher fortschreiten zu lassen und die Sittlichkeit nicht zu beleidigen, erlaubte ich mir einige Abweichungen von dem Originale; wenn letzteres manchmal unmöglich war, so mag der Bischof Bandello meine Sünden sammt den seinigen verantworten.

Für solche Leser, welche die Geschichte der italienischen Litteratur interessirt, hier einige Bemerkungen über Bandello's Leben und Schriften, wie sie uns der Graf Giammaria Mazzuchelli und andere Litteratoren überliefert haben.

Matteo Bandello, geboren zu Castelnuovo, lebte in der ersten Hälfte des sechszehnten Jahrhunders. Von seinen frühern Lebensverhältnissen weiß man wenig. Er ging als ein junger Mann nach Rom und ließ sich wahrscheinlich daselbst in den Predigerorden aufnehmen. Von da kam er nach Mailand und machte nun große Reisen in Italien, Frankreich, Deutschland und Spanien; wahrscheinlich in Geschäften seines Ordens. Er soll

sich auch eine Zeitlang in Mantua aufgehalten haben, wo er Lehrer der Lucrezia Gonzaga war. Als die Hispanier gegen 1525 Mailand in Besitz nahmen, wurde sein väterliches Haus verbrannt, seine Güter eingezogen, und das Gemach, in welchem seine Handschriften lagen, geplündert. Verkleidet zog er nun und flüchtig in Italien umher, bis er endlich nach Mailand zurückkehren konnte, wo er seine Schriften wieder fand und nach manchem Ungemach bei Cesare Fregoso und dessen Gemahlin Constanza Schutz und freundliche Aufnahme fand, mit ihnen auf ein Schloß in der Nähe von Agen zog, und in Frieden seinen Studien oblag. Cesare Fregoso ging bald darauf als Gesandter Franz I. nach Venedig und wurde unterwegs umgebracht, wodurch Bandello sich seiner bedeutendsten Stütze beraubt sah; doch war ihm das Glück günstig: denn Heinrich II. ernannte ihn zum Bischof von Agen; um die Familie Fregoso schadlos zu halten, mußte er auf Heinrichs Befehl einen Theil seines Einkommens Cesare's Sohne geben. (1550.)

Bandello überließ nun die Verwaltung seines Amtes, einem Kollegen und widmete sich den Studien und der Dichtkunst. Es ist unbekannt, wann er gestorben sey; wahrscheinlich im Jahre 1562

Folgende Werke werden ihm, als die bedeutendsten, zugeschrieben:

I. Titi Romani, Egesippique Atheniensis amicorum historia in latinum versa per F. M. Bandellum. Mediolani 1509. 8. Fontanini und nach ihm die Biblioteca de'Volgarizzatori urtheilen unsinnig über dieses Produkt, das nichts anderes ist, als eine Uebersetzung der Novelle Boccaccio's: Tito e Gisippo. (Decam. ella gior. X. num. VIII.)

II. Canti XI (in ottava rima) composti del Bandello, delle lodi della Sig. Lucrezia Gonzaga di Gazuolo, e del vero amore, col tempio di pudicizia etc. ohne Angabe des Druckortes und der Jahreszahl. Doch spricht Mazzuchelli von einer seltnen Ausgabe dieses Werkes, welches die Jahreszahl 1545 am Ende haben soll.

III. Le novelle del Bandello. Ausgaben: Lucca 1554. Tomi III 4. — Milano 1560. Tom. III. 8 — Venezia 1566. 4. — Lione 1573. Tom IV 8. — Londra 1740. Tom IV. 4. — Ib Tom. III. part. IX. 1791. presso Banker, in 8. Diese Novellen überſetzte Belleforeſt in das Franzöſiſche: wie vielen Beifall dieſe Ueberſetzung fand, beweiſen die acht bis neun Ausgaben derſelben, welche von 1567 bis 1603 erſchienen ſind. Beaurecard Pandin trug einige Novellen Bandello's vortrefflich in unſere Sprache über.

Bandello's Novellen ſind im Geſchmacke Boccaccio's geſchrieben. An Lieblichkeit denen des Meiſters nachſtehend, geben ſie doch einen raſchern und lebendigeren Gang, als die von Boccaccio. In Hinſicht der Freiheit, mit welcher er von Liebesſachen ſpricht, ſtehen ihm wenige gleich, weswegen man ſich denn auch wunderte, wie ein Ordensgeiſtlicher, ein Biſchof, ſolche profane und unlautere Dinge erzählen konnte. Während die proteſtantiſche Parthei ſich laut über die Sittenloſigkeit des biſchöflichen Novelliſten beklagte, ergötzte ſich

die katholische Geistlichkeit an den köstlichen Bildern, welche Bandello aufführt.

Möchte diese Uebersetzung denselben Beifall in Deutschland finden, welcher dem Originale so vielfältig in Italien zu Theil geworden ist.

Im Sommer 1818.

Adrian.

1.

Julia.

In der Zeit, als der Fürst Lodoviko Gonzago Vescovo von Mantua in Gazuolo wohnte, und daselbst, von vielen reichen jungen Edelleuten umgeben, stattlichen Hof hielt, blühte allda ein Mädchen von 17 Jahren, Julia genannt, Tochter eines sehr armen Mannes aus der Gegend, der in saurer Mühe und Arbeit den ganzen Tag sich quälen mußte, um für sich, sein Weib, und zwei Töchter spärlichen Unterhalt zu finden. Seine Frau, ein gutes Weib, bemühte sich sehr, durch Nähen und ähnliche

Handarbeiten Einiges zu verdienen. Julia war aber sehr schön, mit einnehmender Huld begabt, und weit reizender und feiner, als so niederm Blute zukam; sie arbeitete gern und viel, und ging bald mit der Mutter, bald mit den andern Frauen auf das Feld, zu graben oder andere Arbeiten zu thun, wie es gerade nöthig war.

Einst ging ich mit einer Dame nach San Bartolomeo, als uns Julia begegnete, die mit einem Korb auf dem Kopfe allein von dem Felde nach Hause ging. Als meine Begleiterin das über die Maßen schöne Kind sah, ließ sie den Wagen halten, und fragte das Mädchen um seine Herkunft. Julia antwortete ehrerbietig, den Namen ihres Vaters nennend, und that überhaupt den Fragen der Dame so großes Genüge, daß es schien, sie sey nicht in einem Bauernhause, unter einem Strohdache geboren und erzogen, sondern habe ihre Jugend am Hofe, in den besten Ge-

sellschaften verlebt. Die Dame entließ sie mit einem Geschenke, das sie nicht annehmen wollte, und äußerte sich nachher, sie wolle Julia in ihr Haus nehmen, und mit ihren Kindern erziehen lassen. Ich weiß die Ursache, warum dies unterblieb, nicht anzugeben.

An Werktagen benutzte Julia ihre Zeit wohl, und arbeitete entweder allein oder mit den Andern. An Fest- und Sonntagen ging sie (wie es Gewohnheit dort ist) nach dem Mittagessen mit den andern Mädchen zum Tanze, und machte sich ein erlaubtes Vergnügen. An einem solchen Feste sah ein Kammerdiener des obengenannten Fürsten Vescovo, Namens Ganello aus Ferrara, das siebzehnjährige Kind; sie dünkte ihm das schönste, reizendste Geschöpf zu seyn, was er je gesehen hatte; ihr Benehmen, die Anmuth, mit der sie sich im Tanze bewegte, entflammte sein Herz, und er verliebte sich so feurig in sie, daß er seine Gedanken auf nichts anders mehr wenden

konnte. Als der Tanz, der dem Ganello zu lange gedauert hatte, geendigt war, und die Musik von Neuem begann, foderte er sie auf, und tanzte den Gagliarda mit ihr, weil sie diesen Tanz so schön und zierlich tanzte, daß es eine Lust war, zuzusehen, wie reizend sie sich bewegte. Hernach zog sich der Kammerdiener wieder zurück; er würde, wenn er sich nicht geschämt hätte, sie zu jedem Tanze aufgefodert haben; denn er glaubte, wenn er ihre weiche Hand in der seinigen hielt, das größte Vergnügen zu fühlen, das er je empfunden hätte. Obschon Julia den ganzen Tag arbeitete, hatte sie doch eine weiße, sehr schön geformte, weiche Hand.

Der arme Verliebte fachte, so plötzlich durch ihre Reize entflammt, indem er wähnte, die neue, keimende Gluten, die ihn schon unendlich quälten, zu tödten, ohne daß er es wußte, durch Blicke mehr und mehr dies innere Feuer an. In dem zweiten

und dritten Tanze, den sie ihm erlaubte, flüsterte er ihr schon manch zärtliches Wörtchen zu, wie neue Liebhaber zu thun pflegen. Sie gab ihm darauf kluge Antworten und sagte, er möge ihr nicht von Liebe sprechen, weil es ihr, als einem armen Mädchen nicht gut anstehe, das Ohr solchen Märchen zu leihen. Weiteres konnte der unverschämte Ferrarenser nicht aus ihr bringen. Nach dem Tanze ging er hinter ihr drein, um zu sehen, wo sie wohne.

In der Folge hatte er oft, in Gazuolo und ausserhalb der Stadt, Gelegenheit, mit Julia zu sprechen, und ihr seine verzehrende Liebe zu entdecken; er hatte aber große Mühe, sie zu überreden, daß sie seine Rede nur anhörte. Was er auch sagte und that, ihr eiskaltes Herz erwärmte sich nimmer, sie trat nicht im geringsten aus ihrem keuschen Rückhalte; sie bat ihn vielmehr kalt, daß er sie lasse, und nicht ferner quäle. Doch Ganello, dem der Wurm

der Liebe herb am Herzen nagte, entbrannte desto mehr. Je härter und zurückhaltender sie sich zeigte; um so eifriger verfolgte er sie, um so angelegentlicher wollte er sie seinen Lüsten geneigt machen: doch Alles war vergebens.

Er ließ durch eine vertraute Alte, die eine Heilige schien, mit ihr sprechen; sie besorgte ihr Geschäft sehr emsig und bemühte sich durch schmeichlerische Worte den festen Sinn der keuschen Julia zu bestechen. Wie viele Worte aber die listige Kupplerin verschwendete, konnten sie doch nie in das standhafte Herz der Jungfrau dringen. Als Ganello dies hörte, wollte er verzweifeln; er konnte es nicht denken, sie zu lassen, immer hoffend, daß er durch Bitten, Dienstbezeigungen, Liebe und Ausdauer Julia's Herz noch erweichen könne, und es ihm möglich würde, sie endlich noch zu besitzen. Aber er machte, wie man im Sprichworte sagt, die Rechnung ohne

den Wirth. Er wollte nun, da er ſah, daß ſie ſich ihm von Tage zu Tage mehr entziehe, und ihn, wenn ſie ihn erblickte, wie einen Baſilicken meide und fliehe, verſuchen, ob das, was Worte und Dienſtleiſtungen nicht hätten erreichen können, durch Geſchenke zu erlangen wäre; Gewalt wollte er bis zum Ende ſparen.

Er ſprach mit der ſchändlichen Alten, und gab ihr einige Dinge von geringem Werthe, die ſie Julien bringen ſollte. Die Alte ging und fand Julia allein zu Hauſe. Sie begann von Ganello zu ſprechen, und zeigte die Geſchenke, die er Julien durch ſie überſchicke. Das ehrſame Mädchen nahm die Sachen, welche die Alte gebracht hatte, warf ſie alle zum Fenſter hinaus auf die offene Straße, jagte die kuppleriſche Alte aus dem Hauſe und ſagte ihr, wenn ſie es noch einmal wage, ihre Tugend zu verſuchen, ſo werde ſie auf das Schloß gehen und der Fürſtin, Donna Antonia's, Hülfe

nachſuchen. Die Alte nahm die Sachen von der Straße auf, ging zu dem Ferrarenſer, und ſagte ihm, es ſey unmöglich, das Mädchen zu gewinnen, ſie wiſſe in der Sache nichts mehr zu thun. Es iſt nicht zu ſagen, wie mißmuthig der junge Mann war. Gern hätte er ſich von dem Eindrucke, den Julia auf ihn gemacht hatte, losgeriſſen, aber ſobald er daran dachte, ſie zu laſſen, fühlte er ſich ſeinem Tode nahe.

Am Ende konnte der arme, blinde Liebhaber es nicht länger aushalten, ſich in dieſem Zuſtande zu ſehen, und beſchloß, wenn ſich eine günſtige Gelegenheit zeige, das mit lebhafter Gewalt von Julia zu nehmen, was ſie ihm freiwillig nimmer geben wollte.

Es war am Hofe des Fürſten ein junger Bereiter, Ganello's guter Freund, auch aus Ferrara gebürtig, dem entdeckte Ganello ſeine ganze, glühende Liebe und wie er ſich bemüht habe, dem Herzen des Mäd-

chens einiges Mitleid einzuflößen, sie sich aber immer widerstrebender und härter gezeigt, als ein Meeresfelsen, und wie er sie nie, weder durch Bitten, noch durch Geschenke habe für sich und seine Liebe gewinnen können. Nun, da ich sehe, so schloß er, daß ich nicht leben kann, ohne diese heiße Begierden der Liebe zu befriedigen, da ich weiß, wie sehr du mich liebst, bitte ich dich, mir zu dem Ziele meiner Wünsche zu verhelfen. Sie geht oft allein hinaus auf das Feld, wo ich, da der Haber schon sehr hoch steht, mein Vorhaben ausführen zu können gedenke.

Der Bereiter dachte nicht weiter über die Sache nach, und versprach Gancllo, ihn in Allem zu unterstützen, was er verlange.

Weil Gancllo nun beständig nachforschte, was Julia thue, so erfuhr er eines Tages, daß sie ganz allein aus Gaznola gegangen sey. Er ließ den Bereiter rufen, und ging auf das Feld mit ihm, wo Julia ar-

beitete. Hier angekommen fing er an, wie gewöhnlich, ſie zu bitten, ſie möge doch endlich Mitleiden mit ihm haben und ſeine Schmerzen enden.

Da ſich Julia allein auf dem Felde ſah, bat ſie den Kammerdiener, daß er ihr nicht noch mehr Widerwillen gegen ihn verurſachen ſolle, und etwas Uebles ahnend, ließ ſie ihre Arbeit und begann gegen die Stadt zu ſchreiten. Ganello wollte ſeine ſchöne Beute nicht mehr entſchlüpfen laſſen, und ſchickte ſich mit ſeinem Gefährten an, ſie zu begleiten, indem er ſie immer mit demuthsvollen und liebwollenden Worten bat, daß ſie mit ſeinen Qualen Mitleiden haben möchte. Sie achtete deſſen nicht, und ging kalt den Weg entlang, ohne auf das, was Ganello ſagte, irgend eine Antwort zu geben.

So kamen ſie an ein großes Haberfeld, durch das der Weg führte. Es war der vorletzte Tag des Maien, die Sonne brann-

te, da es Mittag war, sehr heiß, wie es die Jahreszeit mit sich bringt; das Feld war einsam und sehr abgelegen von jeder Wohnung. Als sie in das Feld eingetreten waren, legte der junge Mann seine Arme um Julia's Hals und wollte sie küssen; doch sie suchte zu entfliehen und rief laut um Hülfe. Da warf sie der Bereiter zur Erde, und steckte ihr ein Tuch in den Mund, damit sie nicht mehr schreien könne. Beide hoben sie nun auf, und trugen sie eine große Strecke hinweg von dem Pfade, der das Feld durchschnitt, in die Frucht hinein. Der Bereiter hielt sie hier fest, und der zügellose Ganello raubte dem armen Kinde, das geknebelt war, und sich nicht widersetzen konnte, die Blüthe ihres Leibes. Bitterlich weinte die Unglückliche, und that ihre unglaubliche Pein durch Seufzen und Stöhnen kund. Der Bösewicht raßte in glühender Lust. Julia lag in tiefer Bewußtlosigkeit. Als der Schändliche seine

viehische Begierden gesättigt hatte, suchte er sie zu erwecken, und sie mit süßen Worten zufrieden zu stellen, ihr versprechend, er werde sie nie verlassen, und zum Weibe nehmen. Sie erwiederte nichts anders, als daß er sie verlassen und nach Hause gehen solle. Sie machte sich selbst auf den Weg, und weinte immer bitterlich. Ganello versuchte es von neuem, sie mit süßen Worten, mit reichen Versprechungen zu trösten; auch wollte er ihr sogleich Geld geben, auf daß sie sich erquicken könne. Doch alles war vergebens, und je mehr er sich anstrengte, sie zu trösten, desto heftiger weinte sie. Als sie sah, daß er nicht aufhörte zu sprechen, sagte sie endlich: Jüngling, du hast aus mir gemacht, was du wolltest, und deine ehrlosen Lüste befriedigt; jetzt bitte ich dich um die Gunst, mich zu verlassen, und dich nicht ferner um mich zu bekümmern. Dir genüge, was du gethan hast — ach, es war nur zuviel!

Ganella fürchtend, die häufigen Thränen, die Julia vergoß, möchten ihn verrathen, und einsehend, daß er sich vergebens bemühte, sie zu trösten, verließ sie und ging mit seinen Gefährten weiter.

Nachdem Julia ihre verlorne Unschuld bitterlich beweint hatte, suchte sie ihre Blößen wieder zu bedecken, trocknete, so gut es ihr möglich war, das Auge, kam nach Gazuolo und ging in ihr Haus. Weder Vater noch Mutter waren da; blos ihre Schwester fand sie, ein Kind von zehn bis eilf Jahren, das, weil es kränklich war, nicht ausgehen konnte. Als sie in der Stube war, öffnete sie ihre Kiste, in welcher sie ihre kleinen Habseligkeiten hatte. Dann zog sie alle Kleider aus, die sie anhatte, nahm ein frisch gewaschenes Hemd und legte es an. Dann band sie ihren weißen Schleier, eine Halskrause von blendendem Flore, und eine Schürze, weiß wie Schnee, um, die sie blos an Festtagen zu

tragen pflegte; sie zog ein Paar weißseidene Schuhe an mit rothen Absätzen; sie schmückte ihr Haupt so gut sie konnte; an den Hals band sie eine Schnur gelber Achatsteine. Ueberhaupt putzte sie sich mit dem schönsten was sie finden konnte, als wenn sie sich auf dem größten Feste zu Gazuola zeigen wollte. Dann rief sie ihr Schwesterlein, gab ihr alle die andern Sachen, die sie besaß, nahm sie an der Hand und ging in ein Nachbars-Haus zu einer guten, sehr alten Frau, die in ihrem Bette krank lag. Dieser erzählte Julia den ganzen Vorgang ihres Unglücks und sagte: Verhüte Gott, daß ich am Leben bleibe, nachdem ich meine Ehre verloren habe, auf der mein Leben und die ganze Freude meines Lebens ruhte. Es sey ferne von mir, daß man mit Fingern auf mich zeige, und mir ins Gesicht sage: sieh, das edle Mädchen, die eine Metze ward, und ihre Familie geschändet hat, und die sich verstecken

müßte, wenn ſie Verſtand hätte! Ich will nicht dulden, daß man je einem der Meinigen vorwerfe, ich hätte gern und freiwillig dem Kammerdiener zu Gefallen gelobt. Mein Tod mache der ganzen Welt bekannt, und gebe das ſicherſte Zeugniß, daß, wenn auch mein Leib mit Gewalt geſchändet war, meine Seele rein und unbefleckt geblieben. Dieſe wenigen Worte wollte ich Euch, gute Frau, darum ſagen, damit ihr das Ganze meinen Eltern erzählen und ſie verſichern könntet, daß ich nie beiſtimmte, den ehrloſen Lüſten Ganello's zu Gefallen zu leben. Lebt in Frieden.

Nachdem ſie dieſe Worte geſprochen hatte, küßte ſie ihre Schweſter und ſchritt nun eilig hinaus, und fort gegen den Oglio, und ihr Schweſterlein lief hinter ihr drein, und weinte, ohne zu wiſſen, warum.

Durch das Weinen des Kindes, das ſein Geſchrei bis zum Himmel erhob, gelockt, liefen viele herbei, aber zu ſpät.

Julia hatte sich in den Fluß gestürzt, und war in den Wellen untergegangen.

Der Fürst Vescovo und seine Gemahlin hörten den schrecklichen Vorfall und ließen sogleich Fischer bestellen, den Körper der Unglücklichen zu suchen. Der Kammerdiener und der Bereiter entflohen. Julia's Körper ward gefunden, die Ursache ihres Todes verbreitete sich schnell, und Frauen und Männer des Landes ehrten ihr Andenken mit allgemeinen Klagen und vielen Thränen. Ihre armen alten Aeltern waren trostlos. Der Fürst sorgte in der Folge für sie. Für Julia's Leiche aber ließ er einen Sarg von Bronze machen, und sie an der Stelle, wo sie ihre Unschuld verloren hatte, begraben. (Eine heilige Stätte ward ihr nicht vergönnt.) Ueber ihr Grab ließ er eine Marmorsäule setzen, die noch heute zu sehen ist.

Warlich, es verdient diese Julia, nach meinem Urtheile, nicht weniger Lob, als

die römische Lukrezia, und ist ihr vielleicht noch vorzuziehen. Nur Schade, daß die Natur einem so edlen und hohen Geiste keine edlere und höhere Geburt anwieß. Doch — jeder ist edel gebohren, der die Tugend liebt, und die Ehre höher, als jedes andere Gut der Erde schätzt.

2.

Das Müllermädchen.

Der Herzog Aleſandro von Medici hielt zu Florenz einen ſtattlichen Hof, und hatte viele toskaniſche und fremde Edelleute um ſich. Unter dieſen war auch ein junger Florentiner, den der Herzog vor allen liebte. Wir wollen ihn Pietro nennen.

Einſt war dieſer Pietro auf einem ſeiner Güter bei Florenz, und ſah ein junges Mädchen, eines Müllers Tochter, die ſchön und feingebildet war, und ihm ſehr gefiel. Die Mühle von Adina's Vater war in der Nähe des Gutes, auf welchem Pietro ei-

nen schönen Pallast hatte. Da er das Mädchen in dem blühenden Frühlingsreize gesehen hatte, trieb ihn fortan ein heftiges Liebesverlangen zu ihr. Er erbath und erhielt von dem Herzoge die Erlaubniß, acht oder zehn Tage auf seiner Villa zu bleiben, und ließ sich nun nichts so angelegen seyn, als die schöne Adina seinen Wünschen gefällig und für seine Liebe geneigt zu machen. Doch Adina bekümmerte sich fast gar nicht um Pietro's Thun und Treiben, verrichtete ihre Arbeiten und Geschäfte eifrig und emsig, wie vorher, als ob sie von Pietro gar nichts wüßte. Da aber ein Liebhaber, wenn er sich den geliebten Gegenstand verweigert sieht, nur desto mehr sich entzündet, und dem gewünschten Ziele zu nahen verlangt; so fühlte sich auch Pietro nur mehr und mehr in Liebe für das schöne Müllermädchen entbrennen, so daß er auf nichts Anderes mehr den Sinn wenden konnte.

Je näher die Zeit kam, in welcher er die ihm nun über alles theure Villa verlaſſen ſollte, deſto mehr loderte in ihm die Liebesbegierde empor.

Er hatte alle Mittel verſucht, die ihm günſtig ſchienen, auf das ſpröde Mädchen Eindruck zu machen; Briefe, Geſchenke, reiche Verſprechungen, Drohungen und andere Dinge, welche Liebhaber in ſolchen Fällen anzuwenden pflegen. Als er nun ſah, daß alles vergeblich war, und nichts wirken wollte; als er die Härte ihres Herzens erkannte und ſich dachte, alle Mühen ſeyen umſonſt, und alle Hoffnungen fehlgeſchlagen, beſchloß er, das Mädchen, es möge auch aus der Sache werden, was da wolle, zu entführen, und in ſeinen Pallaſt zu bringen.

Als er darüber mit ſich eins geworden war, ließ er zwei junge Edelleute, ſeine Freunde, rufen, welche ihre Güter in der Nähe hatten, und durch Zufall dort waren.

Diesen entdeckte er sein Vorhaben, und bat sie, ihm mit Rath und Hülfe beizuspringen. Diese, ein Paar junge, leichtsinnige Menschen, riethen ohne Bedenken, die schöne Adina ihrem Vater zu rauben, und boten ihm dazu ihre thätige Hülfe an.

Man zögerte nicht im Geringsten, und als es dunkel zu werden begann, gingen die drei mit mehreren Dienern wohl gewaffnet in die Mühle, wo Adina bei ihrem Vater war; sie raubten das arme Mädchen mit Gewalt dem jammernden Vater, der, so viel er konnte und wußte, anwandte, seine geliebte, einzige Tochter zu retten; doch er war zu schwach; die Räuber führten ihr Bubenstück mit List und Gewandtheit aus, und brachten Adina hinweg, obschon sie schrie und weinte, und mit flehender Stimme um Gnade bat.

Der Müller, der die Macht seiner Feinde kannte, und einsah, daß er mit Gewalt nichts bei ihnen ausrichten würde.

beſchloß, am folgenden Tag vor den Herzog zu treten, und deſſen Hülfe gegen die Räuber ſeines Kindes anzuflehen.

Am frühen Morgen, als man die Thore öffnete, trat er auch ſchon in die Stadt ein und ging ſogleich in den Pallaſt des Herzogs. Er blieb da ſo lange bis der Herzog aufgeſtanden war, und aus ſeinen Zimmern ging. Als Aleſandro den armen Mann mit thränenvollen Augen erblickte, und dieſer ſich ihm zu Füßen warf, ihn um Gerechtigkeit anflehend, blieb er ſtehen und ſprach: Stehe auf, und ſage mir, was du haſt.

Damit aber die Umſtehenden nicht hören möchten, was der Müller zu klagen habe, ſo ging er mit ihm in einen Erker und ließ ſich da die Sache erzählen. Das that denn auch der alte Mann, erzählte die Geſchichte kurz und beſtimmt, und nannte auch die zwei Gefährten Pietros, welche der Herzog ſehr gut kannte.

Als der Herzog alles mit den kleinſten Nebenumſtänden angehört hatte, ſprach er zum Müller:

Sieh dich vor, guter Mann, daß du mir keine Lüge ſagen mögeſt, denn dies müßte ich ſtreng beſtrafen: wenn aber die Sache ſich ſo verhält, wie du ſie mir erzähltest, ſo werde ich ſie vortheilhaft für dich beenden. Geh, und erwarte mich nach dem Mittageſſen in deiner Mühle, die ich ſehr gut kenne; vorzüglich aber laſſe, wenn dir dein Leben lieb iſt, niemanden etwas davon wiſſen, was ich dir ſagte. Für das Uebrige laß mich ſorgen.

Mit dieſem Troſte hieß er den alten Müller ſich entfernen. Nach dem Mittagsmahl hieß er ſeinen ganzen Hofſtaat aufſitzen, ritt mit ihnen aus der Stadt, und wandte ſich dann gegen die Mühle. Hier ließ er ſich Pietro's Pallaſt zeigen, der ganz in der Nähe war, wie wir wiſſen, und ſchlug mit ſeiner Begleitung den Weg da-

hin ein. Als Pietro und ſeine zwei Gefährten dies hörten, kamen ſie ihm vor dem Hauſe entgegen, wo ein ſchöner Platz, mit friſchen grünen Schatten bepflanzt, ſich befand. Der Herzog ſtieg ab, und ſagte zu Pietro:

Ich ritt hier in der Nähe vorbei, und ſah deinen ſchönen Pallaſt, von dem ich hörte, wie herrlich und bequem er ſey, mit prächtigen Gärten und Springbrunnen geſchmückt; da kam mir die Luſt an, ihn näher zu betrachten.

Pietro, der dies alles glaubte, dankte dem Herzoge ehrerbietig für dieſe Herablaſſung, und entſchuldigte, daß der Ort nicht ſo ſchön ſeyn möchte, als man vielleicht geſagt habe. — Alle begannen nun die Marmortreppen hinauf zu ſteigen und traten in die ſchönen, geräumigen, und ſehr reichen Säle ein. Der Herzog beſah alle Gemächer, und lobte bald dies, bald jenes. Man kam auf eine Gallerie, welche die

Aussicht auf den schönsten Garten darbot. Am Ende der Gallerie war eine kleine Kammer, deren Eingang fest verschlossen war. Der Herzog fragte Pietro, ob die Thüre nicht geöffnet werden könne. Pietro sagte etwas stockend:

Herr, das ist eine übelgeordnete Kammer; auch weiß ich wirklich nicht, wo sich der Schlüssel dazu befindet; der Haushofmeister ist nicht auf der Villa, ich habe ihn in Geschäften nach Florenz geschickt.

Der Herzog, der fast alle Gemächer des Pallastes gesehen hatte, vermuthete, in diesem müsse das Müllermädchen seyn, und sagte:

Wohlan, öffnet mir das Zimmer, ob mit, ob ohne Schlüssel. Ich will es sehen.

Pietro näherte sich nun dem Ohre des Herzogs, und gab ihm zu verstehen, er habe ein Mädchen in der Kammer, welche die vergangene Nacht auf seiner Villa zugebracht habe.

Das gefällt mir, ſagte der Herzog lächelnd, doch laß mich ſehen, ob ſie ſchön iſt.

Die Thüre ward nun geöffnet und der Herzog ließ das Mädchen herauskommen. Sie warf ſich ganz verſchämt und weinend zu ſeinen Füßen. Der Herzog fragte, wer ſie ſey, und wie ſie in den Pallaſt käme. Das Mädchen erzählte die Geſchichte unter Schluchzen und Thränen. Pietro konnte nicht läugnen.

Der Herzog wandte ſich nun mit unwilligem Geſichte zu Pietro und deſſen zwei Gefährten.

Ich weiß nicht, ſagte er, was mich abhält, euch dreien die Köpfe auf der Stelle abhauen zu laſſen. Aber ich verzeihe euch die Schändlichkeit, welche ihr begangen habt, unter der Bedingung, daß du, Pietro, ſogleich das Mädchen als deine rechtmäßige Gattin annimmſt und ihr zwei tauſend Dukaten als Morgengabe ausſetzeſt; ihr zwei Mitſchuldige aber jeder tauſend Dukaten

dazu legt — in allem also Viertausend Dukaten. Ich übergebe sie dir, Pietro, als meine leibliche Schwester, und wenn ich höre, daß du sie im Geringsten mißhandelst, so werde ich es rächen, als habest du meine Schwester beleidigt.

Der Herzog befahl nun, daß die Hochzeit sogleich veranstaltet, und die viertausend Dukaten als Morgengabe entrichtet würden. Er selbst blieb bei dem Feste, ließ des Mädchens Vater aus der Mühle holen, und ehrte und beschenkte Adina fürstlich. Spät erst kehrte er nach Florenz zurück, und man pries allgemein mit unendlichen Lobsprüchen die Gerechtigkeit des guten Fürsten. Pietro aber lebte mit Adina lange glücklich und vergnügt, und liebte sie zärtlich bis zum Tode.

3.

Haß und Liebe.

Der König Alfonso von Aragonien hatte die Reiche von Katalonien und Aragonien unter die Regentschaft seiner Gemahlin, der Königin Maria gegeben, und in Neapel, das er sich mit so vieler Mühe erobert, seinen Sitz genommen. Bekanntlich war er ein Mann von seltnen Eigenschaften. Er gab sich alle Mühe, sein Reich, das viele Jahre hindurch sehr gelitten und durch häufige Kriege verwüstet worden war, zu beruhigen und zu einiger Blüthe zu bringen. Nachdem er alles geschlichtet und

geordnet hatte, übergab er das Herzogthum von Kalabrien seinem Sohne Ferrando, und stellte noch viele Andere an, welche die Land- und Seekriege unter ihm mitgefochten hatten.

Unter diesen war auch ein sehr edler sizilischer Baron, dem der König das Markesat von Kotrone geschenkt hatte, Namens Giovanni Ventimiglia, ein tapferer und kluger Ritter. Der Hof des Königs Alfonso war die Schule guter Sitten, und die Wissenschaften blüheten damals in Neapel mehr, denn jemals vorher.

Einst trug es sich zu, daß Ventimiglia auf einem großen Feste, bei welchem sich die vornehmsten Frauen von Neapel eingefunden hatten, eine junge, sehr schöne Frau sah, welche Lionora Mazedonia hieß, und mit Giovanni Tomasello, einem jungen reichen Manne verheurathet war.

Es war diese Lionora in der That eine der schönsten und reizendsten Frauen der

Stadt, aber ſo ſtolz und ſpröde, daß ſie ſelbſt den König nicht eines freundlichen Blickes gewürdigt hätte. Deswegen nannte man ſie allgemein die Zürnende.

Ventimiglia hatte erſt vor Kurzem ſeine Wohnung in der Stadt genommen, und kannte nur wenige Damen. Lionora erblickend, glaubte er, ihr Gemüth müſſe der hohen Schönheit, von der er ſie umſtrahlt ſah, gleichförmig ſeyn, da er ſich nicht denken konnte, daß Grauſamkeit des Herzens mit einem ſo liebreizenden Antlitz ſich vertrage. Da er alſo die Feſſeln der Liebe ſich umwunden, beſchloß er, alle jene Mittel zu gebrauchen, deren ſich ein Liebhaber nur bedienen kann, um das Herz ſeiner Dame zu gewinnen. Er beſaß in Sizilien ein reiches väterliches Erbgut, und im Königreiche ſelbſt hatte er große Einkünfte, und konnte daher einen ſtattlichen Aufwand machen. Er begann oft an Lionora's Wohnung vorbei zu gehen; und

wenn ihn das Glück begünstigte, die Geliebte zu sehen, so grüßte er sie immer ehrerbietig, doch so, daß niemand Verdacht schöpfen konnte. War irgendwo ein Fest, das sie besuchte, so erschien er dort in zierlicher Anmuth, und that alles, um ihr seine heiße Liebe zu beweisen. Da sein Auge immer nur das Ihrige und ihren holden Anblick suchte, so vergrößerte sich die Flamme seines Herzens mehr und mehr. Bei allen Ritterspielen war er der erste, und erwarb sich große Ehren. Da er gewöhnlich durch seine Kundschafter die Kleidung seiner Dame kannte, so trug er immer ihre Farbe. Bei dem Ringelrennen ließ er sich auf den wildesten Pferden vor dem Balkone, auf dem Lionora war, sehen, und übte da gewandt jede kühne Reuterkunst vor ihr. Da er ein sehr schöner, artiger junger Mann war, so liebte man ihn auch allgemein, und seine Gefälligkeit gegen Jedermann gewann ihm Aller Wohlwollen. Doch

von Lionora konnte er, wie ſehr er ſich auch bemühte, keinen günſtigen Blick erhalten. Er ward darum ſehr mißgemuthet, da er ihr ſein ganzes Leben anheim geſtellt, ihr alle ſeine Liebe geweiht hatte, und ſich um nichts Anderes in der Welt mehr bekümmerte.

Da ſich Ventimiglia in ſo peinlichen Zuſtand verſetzt ſah, ſo ſchrieb er endlich einen Brief an Lionora, der Steine zum Mitleid hätte bewegen können, ſchickte ihr denſelben ganz heimlich, und ließ ihr noch mündlich viel ſchöne Worte ſagen. Doch alles war verlorne Mühe, denn Lionora wollte weder den Brief annehmen, noch die Bothſchaft hören, und verſagte es ſich in der Folge ſehr oft, Feſten beizuwohnen, von denen ſie wußte, daß der Markeſe ſie beſuchen würde.

Lionora hätte, ohne die Ehre ihres Gatten oder ihre eigene zu beleidigen, den Liebenden erfreuen, oder ihn durch einen

günſtigen Blick belohnen können, da er ſehr beſcheiden war, von ihr nichts verlangte, was ihrer Schamhaftigkeit zu nahe trat, und nur ihr zu dienen wünſchte. Sie ließ ſich aber von nun an ſo ſelten als möglich ſehen; wenn ſie in einer Kirche oder bei einem Feſte war, und Ventimiglia dahin kam, ſo ſtand ſie plötzlich auf und ging hinweg, oder ſie wandte keinen Blick auf den Armen.

Der Markeſe ſah dieß alles und fühlte tödtliche Schmerzen. Weil aber ein kühner, ſtarker Ritter nie die Gefahr flieht, Ventimiglia aber vor allen großgemuthet und ſtandhaft war, und das Bild der holden Dame ſich feſt in das Herz gegraben hatte, ſo ließ er den tiefen Eindruck keineswegs verlöſchen, vielmehr verharrte er, ſtandhafter als vorher, in ſeiner heiß entflammten Liebe. Er beſchloß, alles zu verſuchen, was wahrer Damendienſt vermöge, und that liebend und dienend Alles, um zu

ſehen, ob es möglich ſey, die Härte ihres Herzens zu löſen, und die wilde Grauſamkeit zu ſänftigen. So ward dieſe Liebe, die bisher ganz geheim war, in Neapel allbekannt, und man lernte die Dame kennen, für welche der Markeſe ſo vielen Aufwand gemacht, und ſo viele Feſte mit den größten Koſten und unerhörter Pracht gegeben hatte.

Der unglückliche Liebhaber hatte ſchon zwei Jahre in dieſer Qual zugebracht; die Dame ſchien immer härter und ſtolzer gegen ihn zu werden. Der arme Markeſe war deswegen oft nahe daran, ſich ſelbſt den Tod zu geben, ſo peinlich war es ihm, ohne ihre Gunſt zu leben.

Einſt war er allein in ſeinem Gemache und dachte betrübt an Lionora's unerhörte Grauſamkeit; er warf ſich endlich ermüdet und kraftlos auf ein Sofa, und brach mit thränenvollen Augen in folgende Worte aus:

Unglücklicher Ventimiglia, wie grauſam

war der Stern, unter welchem du gebohren wurdest! Wie unglücklich der Augenblick, in welchem du dein Auge auf eine so grausame Schönheit warfst! Wie ist es nur möglich, daß ein so schönes, liebreizendes Antlitz so spröde Härte in sich schließt? Wahrlich, das goldene Haar, die heitere Stirne von reinem Schnee, die feinen Augenbraunen, unter denen zwei blaue, leuchtende Morgensonnen Föbos beschämen, das schöne Näschen, die Wangen, zwei frisch erblühenden Rosen gleich, dieser purpurne Mund, dessen feine Rubinen die schönsten orientalischen Perlen bedecken, der runde glänzende Hals, der elfenbeinerne Nacken, die erhobene Marmorbrust, diese zwei Brüstchen voll des süßesten Honigs, die schönen Arme die weißeste zarteste Hand, die ganze reizende, schwebende Gestalt, die kleinen Füßchen, welche die Erde kaum zu berühren scheinen, und alles, was ich in ihrem himmlischen Antlitz schaue, sagen

mir, ſie ſey ein Weib — und wenn ſie ein Weib iſt — ſo ſchön, ſo reizend, — wie hart iſt ſie, wie grauſam! Ach, wie ſchwer vereinigen ſich äuſſerſte Schönheit und äuſſerſte Grauſamkeit! O wenn ſie mild wäre — was könnte man von einem Weibe verlangen, das die nicht im höchſten Grade beſäße? — doch ſie möchte vielleicht erwidern, ich betröge mich in meinem Urtheile: was ich Grauſamkeit an ihr nenne, ſey wahre Ehrſamkeit und Beſcheidenheit — Pflicht der Ehre, nicht Grauſamkeit. — Was verlange ich aber von ihr, das nicht ehrbar wäre? Was will ich Anderes von ihr, als den Glanz dieſes ſchönen Auges ſehen? Was ſuche ich Anderes bei ihr, als daß ſie mich als ihren Diener annehme? O wollte ſie mir nur dieſe Gunſt gewähren, die ſie mir mit ihrer Ehre gewähren kann, mich wenigſtens zu würdigen, ihr Diener zu ſeyn und ſie lieben zu dürfen. O Lionora, was kann grauſamer auf

Erden seyn, als den zu hassen, von dem man mehr als das Leben geliebt wird, der keinen andern Gedanken hat, als der Geliebten zu gefallen, ihr zu dienen, sie zu verehren und anzubethen? — Wohl ist der Name ihr angemessen, den man ihr gegeben hat — zürnende junge Löwin! Wahrlich, sie ist nicht nur grausam, sondern unter allen Undankbaren die Undankbarste. Was nützt es mir, sie drei Jahre lang glühend geliebt, ja angebethet, so viele Zeit und Mühe verloren, so viele Nächte durchwacht, so viele Thränen geweint, so viele edle Damen verschmäht, und so vieles Geld vergeudet zu haben? Was soll ich anders von ihr denken, als daß sie mein Blut verlangt; daß sie wünscht, ich solle ein Selbstmörder werden? Doch — diese Freude wird ihr nicht werden; ich will sie aus meinem Herzen verbannen, und ein anderer Mensch werden. Ha, gewiß, ich bin durch sie das Gespött des Volkes geworden. Ich

will ſie nicht länger lieben! Warum auch ſie lieben, wenn ſie mich haßt?

So ſprach der liebende Ritter, beſiegt und ermüdet durch die Grauſamkeit ſeiner zürnenden Dame; er bereute die vielen, ihretwegen angewandten Mühen und glaubte ſchon frei zu ſeyn von der drückenden Laſt des gequälten Herzens. Aber auf einmal erwachte ſeine Sehnſucht wieder, ſo, daß er ganz das Gegentheil von dem empfand, was er eben geſprochen hatte, ſich ſtreng tadelte und geirrt zu haben glaubte.

Treuloſer, ſprach er bei ſich: was ſagteſt du? welcher Gedanke kam in dein Herz? Wie kann ich je vor die zu treten wagen, die ich eben ungerecht mit bittern Worten entehrte? weiß ich denn, ob ſie mir nicht darum widerſtrebt, um meine Treue, meine Beharrlichkeit zu prüfen? was habe ich je gethan, welches Pfand ihr gegeben, daß ſie meiner Treue gewiß ſeyn ſoll? Kann ſie nicht, da ich mich ihr zum Skla-

ven hingegeben, mit mir machen, was ſie will? Wie kann ich ihr das, was ich ihr freiwillig gab, räuberiſch wieder nehmen? Das verhüte Gott. Ich bin gebohren, ihr zu dienen, und werde es thun mein Leben lang. Ja, ich will ihr dienen und ſie lieben wie ich es bis jetzt gethan habe; werde dann, was da wolle.

In ſolchen Gedanken verharrte er noch gegen zwei Jahre, ihr dienend, ſie ehrend, wie vorher, ohne je einen gütigen Blick von ihr zu erhalten. Da er ſie in der That glühend liebte, ſo that er manches unbedacht und unüberlegt, ſo daß endlich ganz Neapel und der ganze Hof von dieſer Liebe ſprachen.

Viele Edelleute, die des Markeſe Freunde waren, und dieſe ſeine Liebe kannten, tadelten ihn darum, tadelten ihn um ſo lauter, je ſtolzer und widerſpenſtiger ſie die Dame ſahen.

Es waren wenige Menſchen in Neapel,

die es nicht ſchmerzte, daß Ventimiglia ſo von dem Weibe verachtet ward, weil man ihm allgemein wohl wollte, und ihn ſehr liebte. Auch waren daſelbſt viele Frauen und Edeldamen, die ihm gern ihre Liebe geſchenkt hätten, wenn er es hätte wünſchen können. Aber der arme Liebhaber hing ſo glühend an der Einen, daß er an nichts Anderes dachte.

Es war nun Sommer und der Herzog von Kalabrien verließ die Stadt, um ſich einige Zeit in den Bädern von Puzzuola aufzuhalten, einem lieblichen, anmuthvollen Orte, wo auch einſt die römiſchen Ritter im Sommer ſich zu vergnügen pflegten, wie dies jetzt noch die Ruinen vieler ſtolzen Luſtörter und Palläſte zeigen. Ventimiglia begleitete den Herzog dahin. Während man ſich in den Bädern aufhielt, pflegte Ventimiglia ſich gewöhnlich von den andern Edelleuten, die in des Herzogs Begleitung waren, zu trennen, und bald am Geſtade

des Meeres, bald in dem offenen blühenden Lande mit seinen alten Denkmalen, bald auf den sanften, fruchtbaren Hügeln, in den häufigen, kühlen Grotten, und auf den Seen, bald in den nahen Cedern- und Orangenwäldchen, und andern herrlichen Orten, welche da sind, sich zu zerstreuen. Immer aber war sein Sinnen dahin gerichtet, wie er die Gunst der Dame gewinnen könne.

Galeazzo Pandono, der des Markese innigster Freund war, hatte ein großes Mißfallen an dessen Leben, und hätte gern alles gethan, um ihn von dieser Liebe zu befreien. Einst ging er sich zu erheitern, zu der Sibillen-Grotte; er nahm seinen Freund Venumiglia an der Hand und sagte:

Markese, laß den Herzog hingehen, wohin er will. Wir wollen uns dort unter jenen Kastanienbäumen lagern, denn ich verlange sehr mit dir zu sprechen. Sie

gingen zusammen unter den Schatten der Kastanien, und lagerten sich auf dem sanft-schwellenden Moose.

Freund, hub Pandono an, was für ein Leben führst du hier? die Wahrheit zu gestehen, du scheinst mir einer jener Philosophen geworden zu seyn, die den Ursprung der Natur zu erforschen trachten, so einsam, die Menschen fliehend und nachdenkend schleichst du in diesen herrlichen Gegenden herum. Vor einigen Tagen waren der Graf Celano und ich auf dem Hügel dort; wir sahen dich ganz allein an jener Quelle stehen und weinen; wir schauten dir länger, denn eine Stunde zu, wie du Thränenströme vergossest und Augen und Arme gen Himmel erhobst. Da sagte mir der Graf Celano: wie weit ist es mit dem Marquese von Rodrone wegen dieser Lionora gekommen. Er liebt und verfolgt sie schon so lange, und sie bekümmert sich nicht um ihn. Schon oft wollte ich ihn aus seinen

Träumen aufwecken, hielt mich aber immer zurück, da ich nicht vertraut genug mit ihm bin; doch liebe ich ihn, wie meinen Bruder, da ich weiß, welch ein edler, geschätzter Ritter er sey; du, Galeazzo, der du ihn genau kennst, mußt ihn aus diesem Labirinthe erretten. Ich versprach, bei der ersten Gelegenheit mit dir zu sprechen. Du liebst diese Lionora schon einige Jahre. Deine Liebe war kein Geheimniß. Ganz Neapel kennt sie und spricht davon, sich wundernd, daß du dich um sie verzehrst, welche die sprödeste und stolzeste Dame auf Erden ist. Du hängst so sehr an ihr, daß du nicht im Stande bist, an etwas Anderes zu denken. Laß die Kosten, die du ihretwegen dir machst, obschon dies der Uebel Kleinstes ist. Da du der Reichste im ganzen Königreiche bist, so hast du durch diese Feste und Belustigungen, die du gabst, unsern Herrn und König geehrt, und dir den Namen des glänzendsten und

freigebigsten Edelmanns erworben, der an unserm Hofe lebt; was dir nicht unangenehm seyn kann. Die verlorne Zeit aber, und die vielen andern nützlichen Dinge, die du unterließest, deinen Schmerz, deine stete Mißmuth und verzehrende Trauer mußt du bedenken. Dein Zustand schmerzt mich um so mehr, als ich oft einstimmig am Hofe habe sagen hören, daß du, deine Liebe ausgenommen, für gar nichts mehr Sinn habest, und dir selbst nicht mehr angehörtest. Andere sagen, wenn von dir die Rede ist, du seyest nicht mehr der Markese von Kodrone, sondern in Lionora Mazedonia verwandelt; du habest, fügen sie hinzu, keinen andern Gott mehr, als sie, die Ich so wenig um dich bekümmere, als um ihre ersten Schuhe. Ich würde solchen, die dir übel wollen, nicht einmal glauben; allein das Mitleid, welches sie mit dir haben, die Liebe, welche sie für dich tragen, und ihr Verlangen, dich aus dieser Hölle ge-

rettet zu sehen, zwingt sie zu diesen Reden. Wahrhaft, liebster Markese, du liebst dich durch deine Begierde zu weit treiben. In andern Lagen zeigst du dich als der Klügste, hier aber so unbesonnen, daß du den frühern Tod, und was noch mehr ist, die Schande, die Verachtung, den ewigen Tadel deines Namens vor Augen hast, ohne es nur zu sehen. Du, der du in den Schlachten unter dem glorreichen Könige Alfonso so oft die feindlichen Reihen durchbrachest, und die dir anvertrauten Krieger mitten durch die Feinde zur Rettung herbeiführtest, weißt dir jetzt selbst nicht zu helfen und dich an einen sichern Ort zurückzuziehen, ja, du bist sogar von einem Weibe besiegt, bist ihr Sklave geworden und stehest zitternd vor ihr, wie das Kind vor dem Schulmeister, der es züchtiget. Und von welchem Weibe, großer Gott, von welchem Weibe bist du besiegt! Ich gebe zu, daß sie eine der schönsten Frauen in Nea-

rel iſt, edel geboren, und an einen edlen, allgemein geſchätzten Mann verheurathet, das weiß jedermann. Aber ſage mir, welche Tugenden beſitzt ſie? welche empfehlungswerthe Sitten? Welche anziehende, reizende Geberden? welche löbliche Eigenſchaften hat ſie? Siehſt du nicht, daß ſie ſich um dich nicht bekümmert, noch weniger um das traurige Leben, welches du ihretwegen führeſt? Alles das kommt daher, weil ſie weder Sitte, noch Edelmuth beſitzt. Ihre Schönheit, die du ſo ſehr an ihr erhebeſt, iſt wie eine Blume, die am Morgen ſchön erſcheint, am Abend aber welk dahin ſinkt. Eine Krankheit, kurze Zeit — und alle ihre Reize entfliehen, es bleibt nichts von ihr übrig, als ein wenig Fleiſch und kein gutes. Wie kann eine einfache Schönheit, ohne den Reiz einiger Tugend, deinen Geiſt ſo lähmen? Vergieb mir, mein Bruder, und höre die Wahrheit geduldig an. Ich ſehe, daß du

dich erzürnst; die wechselnde Farbe deines Gesichtes ist mir ein sicheres Zeichen davon. Aber erzürne dich nur! Ich werde den angetretenen Weg dennoch fortsetzen, und dir die Wahrheit sagen: die Zeit, der Wahrheit Mutter, wird dich bald eines Bessern belehren. Wo ist dein Geist, deine Kraft, der schnelle Ueberblick deines Verstandes, welche Eigenschaften du so oft in gefährlichen Angelegenheiten zeigtest, und wodurch du dir so oft vor allen Andern Ehre erwarbst? Wo ist dein Ritterruhm, den du dir gewannst, nicht durch Frauengunst und eitles Liebeln, sondern durch glorreiches Wirken, durch herrliche Thaten? O es schmerzt mich, und mißfällt mir sehr, dich so verloren zu sehen für alles Große und Edle des Lebens. Ich will keine Keuschheit, keinen Abscheu gegen die Frauen dir predigen, denn du bist jung und kräftig, und die Umarmung des Weibes ist süß. Aber ich wünsche, du liebtest, wo deine

Liebe erwiedert würde, oder du doch Hoffnung hättest, ſie nach langer Treue erwiedert zu finden. Aber du liebſt die, welche dich haßt, und ſtolzer und widerſtrebender iſt, als der Feind der Menſchen. Es iſt nicht lange, daß ich zu Santa Maria Piedigrotta war, und in Geſellſchaft vieler Damen in dem lieblichen Garten Karraciolo's zu Nacht aß; man ſprach durch Zufall von Lionora Mazedonia. Alle ſtimmten überein, ſie ſey die ſchönſte, aber es ſey auch unmöglich, eine ſtolzere, unfreundlichere Dame zu finden, ſo daß ſie weder Freunde noch Verehrer habe, deren Geſellſchaft ihr behage oder lang dauere, weil ſie ſich höher, als alle Andern achte, und keinen zu würdigen wiſſe. Das iſt der Ruf deiner Dame. Gebrauche endlich die Freiheit deines Urtheils, und wirf die ſchwere Laſt, die dich nicht athmen läßt, von dir. Reinige dich von dieſem todbringenden Gifte, das dein Herz zerſchneidet; und wenn du

lieben willst, so wird es dir nicht an edlen, schönen, tugendhaften Frauen fehlen, welche sich deiner Liebe freuen, und sie erwiedern werden. Endige dieses Uebel, welches zunimmt, je länger du zauderst. Nimm Gott, deine Freunde, deine Ehre vor Augen, und dein Leben: wahrhaft, es ist Zeit!

Pandono, schwieg hier, des Markese Antwort erwartend. Dieser durchdrungen von der Wahrheit und gerührt durch die Liebe des Sprechenden, stand lange still und unbewegt da. Wie im Fieberschauer wechselten die Farben auf seinem Antlitz. Endlich erwiederte er:

Ich erkenne, mein Freund, wie sehr alles wahr ist, was du mir eben so liebevoll sagtest, und bin dir unendlich verbunden. Sey fröhlich und wohlgemuthet, du sollst keinem Tauben gepredigt, an keinen Undankbaren deine herzlichen Worte vergeudet haben. Ich hoffe mit Gott, ganz

Neapel ſoll die Wirkung deiner Rede an mir ſehen. Mit dieſem Handſchlage gebe ich dir mein Ritterwort, daß ich nun ganz dämpfe dieſe verzehrende Flammenglut, die mich bis jetzt wegen der ſchädlichen Reize dieſer Mazedonia durchglühete. Ich tilge ihren Namen, ihre Erinnerung in meinem Herzen aus, und nimmer ſoll ſie einen Platz darin finden. Laß uns gehen, ich ſehe den Herzog, der gegen die Wohnung ſchreitet.

Sie ſtanden auf, fingen ein anderes Geſpräch an, und folgten dem Wege des Herzogs. Ventimiglia dachte, es ſey beſſer, wenn er ſich einige Zeit von Neapel entferne. Er nahm daher deſſelben Tages Gelegenheit, und bat den Herzog um Erlaubniß, nach Kalabrien auf das Markeſat von Kodrone, und dann nach Sizilien zu gehen.

Als er ſeine Entlaſſung hatte, ging er nach Neapel, und empfahl ſich bei dem

Könige Alfonso. Nachdem er alles bestellt hatte, ritt er nach Kalabrien, wo er einige Zeit auf seinen Gütern blieb, dann reiste er nach Sizilien, wo er viele Jahre nicht gewesen war. Man glaube nicht, daß er müßig geblieben sey. Er ritt auf der ganzen Insel umher, besah alles Neue und Bemerkenswerthe, und tödtete durch stete Müshen die Lust, die Lionora's Schönheit manchmal in ihm erweckte, und ihn zuweilen seine Abreise von Neapel bereuen lassen wollte. Obschon er manchmal gedachte, zurückzukehren und zu versuchen, ob er ihre Härte dennoch brechen könne; so vermochte die Vernunft doch so viel über ihn, daß er sie zu vergessen anfing, und die tief eingewurzelte Leidenschaft sich milderte. Er begann mit gesunder Urtheilskraft über ihr Betragen nachzudenken, und fühlte sich bald frei; weswegen er beschloß, an den Hof zurückzukehren.

Nach sieben Monden langer Abwesenheit

kam er alſo wieder an den Hof nach Neapel. Er vermied Lionora's Haus ganz, wenn er nicht in Geſellſchaft anderer war, die den Weg nahmen. Befand ſich Lionora dann auch am Fenſter, oder an der Thüre, ſo that er als ſähe er, ſie nicht, und es ſchien, als habe er nie etwas von ihr gewußt.

Er war nach ſeiner Zurückkunft aus Sizilien kaum zwei Monate in Neapel, als Jedermann dieſe Veränderung an ihm bemerkte, und ihn deswegen lobte; und weil, wie der göttliche Dichter Petrarka ſagt, dem boshaften Eigenſinn der Liebe nichts mehr entgegen wirkt, als, die eine zu laſſen, und ſich an eine andere zu binden (wie man aus Brettern Nägel mit Nägelein zieht); ſo öffnete ſich auch ſein Herz, da es von der Liebe zu Lionora frei war — obſchon noch einige Feuerfunken unter der alten Aſche vergraben waren, die er auslöſchen mußte — neuen Flammen, und

begann für ein junges, sehr schönes Edelfräulein zu entbrennen, welche, da sie die wahre Liebe des Ritters erkannte, nicht zurückhaltend war, und ihm bald ihre ganze Gunst schenkte.

In dieser zweiten Liebe fühlte sich Ventimiglia sehr glücklich, und da er seine Dame jeden Tag freundlicher und liebevoller fand, so löste sich der Gedanke an seine erste Geliebte ganz von seinem Herzen, und er schämte sich, sie je geliebt zu haben. Diese neue Liebe blieb aber vor Jedermann geheim.

Ventimiglia war schon beinahe ein Jahr in Neapel, als es sich zutrug, daß Leonora's Gemahl einen sehr verwickelten Rechtsstreit mit seinen Verwandten bekam, so, daß er wegen einiger Schriften, welche seine Gegner jetzt fanden, in der größten Gefahr schwebte, sein ganzes väterliches Erbe zu verlieren. Der Rechtshandel kam vor den großen Rath des Königs, und da

es Tomaſello ſchien, als ſey dieſer ſeinen Gegnern günſtiger, als ihm, ſo wußte er, in der Furcht, ſeinen Prozeß zu verlieren, nicht, was er beginnen ſolle. Er hatte die ausgezeichnetſten Rechtsgelehrten des Königreichs zu Rathgebern; die Sache, obſchon ſie ſehr verwickelt war, ſprach für ihn. Einer ſeiner Freunde rieth ihm, er ſolle ſich an einen Günſtling des Königs wenden, damit der Prozeß ſich nicht zu lang verzögere; denn ſeine Verwandten hatten, da der Schein auf ihrer Seite war, geſucht, die ſtreitigen Güter ihm abnehmen zu laſſen, und dann den Streit ſelbſt in die Länge zu ziehen. Dieſer Anſchlag brachte, wenn er ausgeführt ward, Tomaſello's gänzliches Verderben mit ſich. Er überlegte, wem er ſich am beſten anvertrauen könne, und man rieth ihm, ſich an den Markeſe von Kodrone zu wenden; denn auſſer dem, daß er von dem Könige Alfonſo ſehr geliebt und der Günſtling des

Herzogs von Kalabrien war, kannte man ihn als den dienstfertigsten u. gefälligsten Mann des Hofes. Tomasello hatte nie etwas von der Liebe des Marchese zu seiner Gattin gehört, desto mehr aber von den guten Eigenschaften, welche Ventimiglia besaß, und obschon er nicht mit ihm bekannt war, so beschloß er dennoch, zu ihm zu gehen, und ihn um seine Gunst bei diesem Rechtsstreite zu bitten. Er zögerte nicht diesen Entschluß auszuführen. Am folgenden Tage, nach dem Mittagsmahl bestieg er sein Maulthier, und ritt an das Haus des Markese, das in der Nähe von Seggio Kappuano war. Er stieg ab, und fand gerade, daß Ventimiglia abgespeißt hatte, und sich mit einigen Freunden und andern Edelleuten unterhielt, welche bei ihm zu Gaste waren. Er trat in den Saal und grüßte den Markese ehrerbietig; Ventimiglia, höflich und menschenfreundlich, wie er war, erhob sich, als er Tomasello herein-

treten ſah, von ſeinem Sitze, und ging ihm entgegen; er empfing ihn mit einnehmender Artigkeit und fragte, was ihn hieher bringe. Ich komme, erwiederte Tomaſello, wegen gewiſſer Geſchäfte mit euch geheim zu ſprechen.

Als der Markeſe dies hörte, verwunderte er ſich ſehr, nahm Tomaſello bei der Hand und führte ihn in ſeinen ſehr ſchönen Garten, wo dieſer, mit dem Markeſe auf und abgehend die Baumanlage lobte, die voll Orangen, Zitronen, Zedern und anderer fruchttragenden Bäume, und mit tauſend Arten ſchöner, wohlduftender Blumen geſchmückt war. In einem kühlen Laubengange ſetzten ſie ſich nieder, und Tomaſello begann:

Obſchon ich mit euch, vortrefflichſter Herr Markeſe, früher keine Freundſchaft und Vertraulichkeit gepflogen, noch je Gelegenheit gefunden habe, euch einen Dienſt zu erweiſen, um deswillen ich nun eure

Gunst in einer mir sehr wichtigen Sache fodern dürfte; so hat mich doch der Name des Menschenfreundlichsten und Gefälligsten, den ihr euch im ganzen Königreiche erworben habt, so muthig gemacht, zu euch, dem ich vielleicht unbekannt bin, zu kommen, und euch zu bitten, bei dem Könige einige Worte zu meinen Gunsten zu sprechen. Ich bin Giovanni Tomasello, hiesiger Edelmann. Einige meiner Verwandten, oder vielmehr meiner tödtlichsten Feinde haben neulich einen Rechtsstreit gegen mich erregt, durch den ich, wenn sie gewinnen, mehr als die Hälfte meines väterlichen Erbes verliere. Ich zeigte den Rechtskundigen meine Schriften und alle stimmen darin überein, daß, obschon die Sache sehr verwickelt sey, das Recht doch für mich spreche. Meine Gegner aber suchen, da der grose Rath ihnen wohl will, die Sache zu hintertreiben, und in die Länge zu ziehen, in der Hoffnung, wie sie vorgeben

andere Schriften vorzufinden, die den Streit klarer darlegen würden. Die Hälfte meiner Güter zu hinterlegen, wäre mein Verderben: ich bin schon viele Jahre im Besitze derselben, möchte darin verharren, und den Prozeß schnell geendigt wissen. Allein ohne eure Gunst möchte das schwer zu erlangen seyn; daher ich euch inständig bitte, da ihr, wie der Ruf es rühmt, jedem nach euren Kräften beispringt, einige Worte für mich zu sprechen. Wenn ich, wie ich durch eure Hülfe hoffe, und es die Gerechtigkeit verlangt, einen günstigen Urtheilsspruch erhalte, so werde ich euch ewig dankbar bleiben, daß ihr mir Vermögen, Ehre und Leben gerettet habt. Im übrigen werde ich so handeln, daß ihr erkennen sollt, nicht an einem Undankbaren eure Gunst verschwendet zu haben.

Hier schwieg Tomasello. Der Markese erwiederte mit heiterem Gesichte: Ich wäre sehr zufrieden, wenn du der Gunst, welche

du bei mir nachſuchſt, nicht bedurfteſt; nicht weil ich dir es verweigern wollte, in deiner Sache alles zu thun, was ich kann, — ich thue es von Herzen gern — ſondern weil ich wünſchte, deine Sachen wären ſchon in dem Zuſtande, wie du es verlangſt. Ich danke dir für dein Zutrauen, und bin dir für das Gute, das du von mir ſagteſt, verbunden. Auch mißfällt mir nicht, daß der Ruhm mich ſo ſehr preißt, obgleich ich ihm nicht entſpreche, ich werde aber aus allen Kräften ſtreben, ſolches Lob zu verdienen. Sey verſichert, daß ich alles Mögliche thun werde, dir zu helfen, mit dem Fleiß und der Bereitwilligkeit, als geſchähe es für mich ſelbſt. Gelingt es, ſo wird es mich eben ſo ſehr freuen, als dich, und wenn du, wie du mich verſicherſt, Recht haſt, ſo ſollſt du morgen, ehe die Sonne ſich ins Meer taucht, eine angenehme Nachricht hören; denn noch ehe es Nacht wird, beginne ich die Sache, die nicht anders als ge-

lingen kann. Als Lohn verlange ich deine Freund- und Brüderschaft, wenn du willst; jedes andere Anerbieten kann mich nur beleidigen und entehren.

Tamasello, ganz zufrieden gestellt und hoffnungsvoll, kehrte nach Hause zurück und erzählte seinem Weibe alles, was er mit dem Markese von Kodrone verhandelt hatte. Sie wunderte sich sehr über die Menschenfreundlichkeit und Güte des Ritters, und erinnerte sich, ohne dem Manne etwas davon zu sagen, seines langen Dienstes, der reichen Ausgaben, die er ihretwegen gemacht, und wie sie alle seine Bemühungen mit keinem huldvollen Blicke belohnt habe. Sie sah sich daher gezwungen, ihn für den vollkommensten Menschen zu halten, den man finden könne, und in ihrem Herzen regte es sich, wie eine schmerzlich süße Luft, die sie nie zuvor gefühlt hatte.

Als Tomasello den Markese verlassen hatte, ging dieser sogleich nach Hefe. Er

sprach mit dem Herzog und dem Könige warm von Tomasello's Angelegenheit, so daß der König einen seiner Kammerherrn rief, und dem Rathe alsbald befehlen ließ, bei Verlust der königlichen Gnade sogleich am folgenden Tage das Urtheil des Prozesses zwischen Tamasello und dessen Verwandten auszusprechen.

Die Räthe kamen alsbald dem Befehle des Königs nach; der Rechtshandel war zum Spruche reif, man ließ die Partheien auf den folgenden Tag vorladen, um ihnen die Entscheidung vorzulegen. Des folgenden Tags, da der Rath versammelt, und die ganze Sache noch einmal durchgegangen war, und das Recht für Tomasello sprach, ward das bestimmte Urtheil zu dessen Gunsten ausgesprochen. Ventimiglia ließ, um sein Werk zu vollenden, die Entscheidung abschreiben, und schickte sie ihm, bevor sie öffentlich bekannt gemacht war. Diesem schien dies ein so hohes, schönes Glück, daß er

dem Markese, so viel er konnte und wußte, dankte. Er fing nun an, ihn öfters einzuladen und auch bei ihm zu speisen. Dem Markese aber kam es nicht in den Sinn, dessen Gemahlin jemals wieder sehen zu wollen, oder zu dem ersten Eindrucke zurückzukehren; er bekümmerte sich nicht mehr und nicht weniger um sie, als vorher, — grade, als habe er sie nie gekannt.

Nach einiger Zeit ritt einst der Herzog von Kalabrien nach dem Essen durch die Stadt, und kam an dem Hause Tomasello's vorbei, der eben mit seinem Weibe an der Thüre war, um die Frische der Abendluft zu genießen. Ventimiglia war mit einem Edelmanne weit hinter dem Zuge zurückgeblieben, und kam, mit diesem sich unterhaltend, Schritt vor Schritt heran. Als er nun beinahe an Tomasello's Hause war, verließ dieser eilig seine Frau, ging dem Markese bis in die Mitte der Straße entgegen, und bat ihn inständig, mit seiner

Gesellschaft abzusteigen, und einige Erfrischung bei ihm zu nehmen. Der Markese dankte, und nahm die Einladung nicht an, sondern ritt, unter dem Vorwande, dem Herzoge folgen zu müssen, die Straße entlang.

Die Dame Lionora schien sich nicht der großen Wohlthat zu erinnern, die der Markese kurz vorher ihrem Gemahle erzeigt hatte, und sagte: was hast du mit dem Markese zu thun, mein Gemahl, daß du ihn so angelegentlich einladest?

Tomasello wandte sich erzürnt zu ihr und sagte: Um des Himmelswillen, kann es eine undankbarere Frau geben, als du bist? Du weißt nichts, als dich zu putzen, zu beschauen, alle Tage neue Feste zu suchen, dich aufzublasen, als seyest du die Prinzessin von Taranto, und alle Männer und Frauen der Stadt zu verachten! Kannst du das größte Glück, die Wohlthat vergessen, welche wir dem Markese zu verdan-

ken haben? Hat er uns nicht den gröſsten Theil unſeres Vermögens wieder geſchenkt? wären wir nicht ohne ihn bis auf unſer drittes Geſchlecht zu Grunde gerichtet geweſen? wahrlich, wir dürfen die Erde küſſen, die ſein Fuß berührt! Wollte Gott, ich könnte ihm je einen Dienſt erweiſen, ihm, der . . . Und nun begann er Ventimiglia's Lob auseinander zu ſetzen. Seine Worte durchbohrten das Herz der ſtolzen, undankbaren Dame, die, ohne ein Wort zu erwiedern, da ſtand. Sie entſchlüpfte, ſobald es möglich war, ging, ihren Thränen reichlichen Lauf laſſend, in ihr Gemach, und warf ſich auf das Bette. Da Tomaſello Lionoren weggehen ſah, und ihren Stolz kannte, der niemanden etwas zu verdanken haben wollte, ſtieg er mißvergnügt auf ſein Maulthier, und ritt, ſich zu zerſtreuen, durch die Stadt. —

Lionora fühlte eine Wunde in ihrem Herzen, welche ſie unendlich marterte; ſie kann-

te ihre Sinne nicht von dem Markese abwenden; alles, was er je für sie gethan hatte, stellte sich ihrer Seele dar, die Erinnerung an ihre Härte, an ihren Stolz und Grausamkeit quälte sie unendlich, und sie glaubte dabei vor Schmerz vergehen zu müssen. Plötzlich fühlte sie sich so entbrannt und entflammt von Liebe gegen den Markese, daß sie nicht so lange leben zu können wähnte, bis sie ihn spräche, und ihm die verzehrende Flamme, die sie so furchtbar marterte, entdecke.

Von diesem Abend an suchte sie auf jede Weise des Markese Gesellschaft; auf Mittel dazu sinnend konnte sie die ganze Nacht nicht schlafen. Als der Tag anbrach, erinnerte sie sich des Bothen, der ihr die Briefe des Markese gebracht hatte. Durch Hülfe einer guten Alten fand sie Gelegenheit, diesen zu sprechen, und ihm zu entdecken, was sie den Markese wissen lassen wollte. Als der Bothe die Dame gehört hatte, bestärkte er

sie sehr, indem er ihr sagte, er glaube sicher, daß der Markese sie noch liebe, und daß er es dahin bringen wollte, ihn zu sprechen. Dieß erfreute die Dame wunderbar.

Der Bothe ging zum Markese und sagte: Herr Markese, ich bringe euch eine sonderbare Nachricht, die ihr gewiß nie geahnet hättet. Wißt ihr, daß Signora Leonora ihre Härte gegen euch bereut, daß sie jetzt ganz die eurige ist und nichts wünscht, als euch zu gefallen? daß sie euch heiß bittet, sie heute einer Unterredung zu würdigen, und daß sie euch vor Abend in dem Garten hinter ihrem Hause erwartet? Ihr werdet den Eingang offen finden; Tomasello geht in dieser Stunde nach Somma, und wird vor acht Tagen nicht zurückkehren.

Ventimiglia wunderte sich sehr über diese Bothschaft. Tausend Gedanken fuhren ihm durch den Kopf, und ungewiß, ob er dahin gehen solle oder nicht, antwortete er dem Bothen: Ich habe heut einige Dinge von

größter Wichtigkeit zu besorgen; wenn ich aber zur bestimmten Stunde Zeit habe, so werde ich in den Garten kommen.

Der Bothe ging, kam zur Dame und sagte: der Markese werde zur bestimmten Stunde kommen. Aber Ventimiglia, der sich bald ermuthigte und seiner neuen Liebe gedachte, kam nicht.

Lionora wartete den ganzen Abend auf die Ankunft des Markese, und sein Ausbleiben schmerzte sie sehr. Sie fragte nun den Bothen aus, und ließ sich die Worte des Markese wohl zehnmal wiederholen. Sie dachte nun, er sey wegen wichtiger Geschäfte zurückgehalten worden zu kommen, schickte den Bothen zum zweitenmal zu dem Geliebten, und ließ ihn bitten, am folgenden Tag zur zwölften Stunde sich in der Kirche von San Paolo finden zu lassen. Während dessen fürchtete Lionora, der Ritter möchte seine glühende Liebe in Haß verwandelt haben und tadelte sich sehr wegen

ihrer ehemaligen Grauſamkeit; doch ſchien es ihr unmöglich, daß eine ſo heiße Liebe ausgelöſcht werden könne. Je länger ſie zögerte, dem Ritter ihre Liebe zu entdecken, deſto herbere Qualen duldete ſie, deſto heftiger ward das Feuer ihrer Leidenſchaft.

Als der Markeſe die zweite Bothſchaft erhielt, beſchloß er, nach San Paola zu gehen und zu hören, was Lionora ihm zu ſagen habe; er konnte ſich gar nicht einbilden, wie eine ſo plötzliche Veränderung ihres Sinnes entſtanden ſeyn könne. Als die Zeit der Zuſammenkunft in der Kirche gekommen war, und Lionora die Gewißheit, den Geliebten dort zu finden, erhalten hatte, ſo kleidete ſie ſich ſehr reich, ſchmückte ſich ſo reizend und zierlich, als ſie konnte, meiſterhaft durch Kunſt ihre natürliche Schönheit erhöhend, und begab ſich nun in die Kirche, wo kurz vorher der Markeſe mit einem kleinen Pagen angekommen war; der Page hielt das Pferd an der Pforte und

Ventimiglia trat hinein. Lionora kam mit drei Frauen und einigen Dienern, und als sie den Markese allein gehen sah, grüßte sie ihn höflich, ihm entgegen gehend; er that dasselbe. Nach den ersten Höflichkeitsbezeugungen sagte der Ritter: Verzeihet mir, Signora, daß ich das erstemal durch Geschäfte gehindert, nicht in euern Garten kam. Ich bin nun hier, zu hören, was euch mir zu sagen beliebe.

Die Dame heftete, nach einigen schweren Seufzern, die aus der Tiefe ihres sichtbarlich bewegten Herzens drangen, ihre zwei schönen Augen wehmüthig auf den Markese, und begann mit leiser, bebender Stimme so zu sprechen: Wenn ich, mein einziger Gebiether, immer so gegen dich gewesen wäre, wie es deine Tugend verdient hat, so könnte ich nun meine Bitte kühner an dein edles, großmüthiges Herz legen. Wenn ich aber meine unendliche Härte und Grausamkeit gegen dich bedenke, und wie ich dich

nie eines einzigen Blickes würdigte; ſo wagt es dieſe Junge nicht auszuſprechen, was von dir zu erbitten mich hierher zog. Es iſt wahr, wenn ich allein auf das, was ich verdiene, Rückſicht nähme, ſo würde ich es nie wagen dürfen, vor dich zu treten. Aber deine äußerſte Menſchenfreundlichkeit, deine große Artigkeit, wegen welcher du allgemein geliebt wirſt, geben mir den Muth, dir nicht nur mein Verlangen zu eröffnen, und dir alles frei zu entdecken, ſondern ſogar zu hoffen, daß ich Mitleiden bei dir finden werde und Verzeihung. Was dürfte man auch anders von einem ſo edlen Ritter, deſſen Pflicht es iſt, alle zu unterſtützen, erwarten? Ich bin nun deiner ſeltenen Tugend Dienerin geworden! Ich will, ich kann ohne deine Hülfe, deine Gunſt und Gnade nicht länger leben! Doch glaube nicht, daß ich der ſo vielen vergeblich für mich angeordneten Feſte, der für mich verſchwendeten Zeit und ſo vieler

andern Dinge vergessen habe, die du für mich thatest: eben so wohl bin ich meiner Grausamkeit, meiner Ungerechtigkeit, Undankbarkeit und Geringschätzung deiner Person eingedenk. Alles das schwebt mir immer und immer vor dem innern Auge, und ist mir ein ewig nagender Wurm in meinem Herzen. Die Qualen solcher Stunden sind bitterer, als der Tod selbst seyn kann. Indessen bekenne ich meinen sehr grosen Irrthum, und bitte dich um Vergebung. Nimm mich als deine demüthige Magd an, und du wirst mich von nun an zu jedem deiner Wünsche bereit und willig finden; ich lege meine Seele, mein Leben in deine Hände; welch gröseres Glück kann der Mensch erwarten, als seinen Feind zu seinen Füssen um Gnade bitten zu sehen? dies Glück ist dir zu Theil geworden! Wie sehr ich dich je gekränkt haben mag, — ich muß jetzt alles mit doppeltem Schmerze vergelten. Wären wir allein und ohne

Zeugen, o ich würde mich dir zu Füßen werfen, und um Erbarmen dich anflehend, tausendmal deine Füße küssen! So siehst du mich hier als dein, ganz die Deinige; mache mit mir, was dir gefällt. Wenn du aus Rache wegen deiner ausgestandenen Leiden mich sterben zu sehen wünschest, so gieb mir mit dem Schwerte, das du umgürtet trägst, von deiner Hand den Tod; denn sey versichert, ich werde auf jede Weise mein ohne deine Gunst elendes Leben endigen. Aber wenn ein Fünkchen der übelbelohnten Liebe, welche du für mich fühltest, in deinem Herzen glimmt, wenn du der Großmüthige bist, welchen dich das ganze Land preißt, o so würdige mich deines Mitleids! Ich komme aus zwei Gründen hieher — entweder als die Deinige zu leben, oder zu sterben, In deiner Hand steht mein Leben, mein Tod!

Bei diesen Worten unterbrach sie ein Strom von Thränen, und tiefe Seufzer

hemmten ihre Sprache. Der Markese stand, so lange sie sprach, unbewegt da, tausend Gedanken durchkreuzten seine Sinne. Er sah Lionora schöner denn jemals; der Schmerz erhöhte wunderbar ihre Reize, ihre Anmuth. Als er sie so bereit und geneigt sah, alles zu thun, was er wolle, begann sich die Lust in ihm zu regen, die Süßigkeit ihrer Liebe zu genießen, und dann das arme Weib getröstet gehen zu lassen; aber die Vernunft vermogte mehr über ihn, als die Sinnlichkeit, und als er sah, daß sie von Thränen gehindert, nicht weiter sprechen könne, so versetzte er:

Es wunderte mich nicht wenig, Madonna, daß du mit mir zu sprechen verlangtest; je mehr ich darüber nachdenke, desto mehr wundert es mich, und, obschon ich dich hier vor mir sehe, so kann ich es doch kaum glauben, wenn ich deiner Jahre langen, grausamen Sprödigkeit gedenke. Der Dinge, die ich früher gethan, als ich dich

ſo ſehr liebte, darf ich mich nicht mehr erinnern; denn ich ſehe ſie ohnedieß ſtets wie in einem klaren Spiegel, und ſchäme mich derſelben vor mir ſelbſt; ob ich dich damals liebte, für dich entzündet, und dem Tode nahe war, wiſſen dieſe Augen, die in jener Zeit zwei Quellen von Thränen geworden zu ſeyn ſchienen; die ganze Stadt Neapel, die meine glühenden Wünſche, meinen ſtummen Schmerz ſah, kann mir deſſen Zeugniß geben. Der Lohn für meine ſo lange, ſo peinliche Knechtſchaft, für meine ſtandhafte Treue war, wie du wahr geſagt haſt, — Nichts Ich ſchrieb deine wilde Härte nicht der Undankbarkeit, der Gefühlloſigkeit zu; nein, ich war vielmehr überzeugt, daß du den Eindrücken der Liebe dich darum widerſetzteſt, um den Preis deiner unbeſiegten Ehre ohne Makel zu erhalten. Daß du mich nun liebſt, muß mich befremden, wenn ich an dein früheres Betragen denke. Wenn du aber,

Lionora, mich ſo liebſt, wie es die Freundſchaft, die ich mit deinem Gatten ſchloß, mit ſich bringt, ſo iſt mir das über alle Maßen angenehm und ich danke dir und ermahne dich, in dieſen Geſinnungen zu verharren; wie ich ihn als theuern Bruder liebe, ſo werde ich dich als wahre Schweſter lieben und du wirſt mich überall, wo die Freundſchaft es fodert, zu deinem Dienſte bereit finden. Wenn du aber andere Gedanken hegſt und willſt, daß ich in das alte Joch zurückkehre, ſo daß du dich und dein Thun mir unterwirfſt, ſo bitte ich dich, dieſer ſinnlichen Luſt zu entſagen, dem keuſchen Vorſatze treu zu bleiben, und ſo fort zu leben, wie du mich glauben machteſt, bis jetzt gelebt zu haben. O verhüte es Gott, daß ich deinen Gemahl je beleidige, der mich wie ſeinen Bruder liebt! Und dann, wenn auch gar nichts zu berückſichtigen wäre — wiſſe, daß ich meine Treue einer eben ſo edeln, und eben ſo

ſchönen Dame, als du biſt, gegeben habe, die mich eben ſo und mehr noch, als ihr Auge, liebt, die ich heiß, ewig liebe, verehre, anbethe! Betrachte mich daher in Zukunft, Lionora, als ob ich dein Bruder wäre.

Der Markeſe ſchwieg hier; als er aber bemerkte, daß die Dame ſich anſchickte, mit noch heftigeren Bitten, als vorher, in ihn zu dringen, ſo ſagte er, um die Unterredung abzubrechen: „Signora, ich empfehle mich euch, lebet wohl!“ — und ging weg.

Die Dame blieb ganz verwirrt, faſt bewußtlos ſtehen, und wußte nicht mehr, wo ſie war. Als ſie zu ſich kam, kehrte ſie, über die Maßen betrübt, zurück; ſie wiederholte ſich hundertmal des Markeſe Antwort, und da ſie einſah, daß er ſich ihrem Willen nicht bequemen werde, verfiel ſie in ſolche Schwermuth, daß ſie in ihrem Schmerz und Zorne krank ward.

Es ist bekannt, daß Damen nichts mehr peinigt und kränkt, als sich verachtet zu sehen. Man denke sich nun Lionora, welche unter allen die stolzeste, sprödeste und trotzigste in Neapel war! Sie that den ganzen Tag nichts, als seufzen und weinen. Auf einer Seite schien es ihr, als verdiene sie noch ein weit schlimmeres Loos, wegen ihrer vorigen Härte und Kälte gegen den Markese, und sie glaubte, alles geduldig ertragen zu müssen; wenn sie aber bedachte, daß sie ihn so inständig gebethen, sich ihm mit eigenem Munde entdeckt habe, so schien sie wahnsinnig werden zu müssen und nicht länger leben zu können. Auf der andern Seite dachte sie, sich selbst täuschend: warum soll ich, wegen einer einfachen Verweigerung sogleich verzweifeln? Er hat mich viele Jahre verfolgt, ohne sich von mir zu wenden, obschon ich ihn nicht erhörte, und seine Bothen und Briefe nicht annehmen wollte. Zeigte er denn, den Ein-

druck lassen, oder sterben zu wollen? Ja, ward er nicht immer nur beharrlicher? Weiß ich, ob er sich nicht bewegen läßt, wenn ich ihn ein anderes Mal spreche, und ihm meine Gründe sage? das Glück begünstigt die Kühnen, und flieht vor den Schüchternen. Wer flieht, hat nicht den Muth zu siegen. Ich muß ihn noch einmal sprechen, mit heißen Bitten in ihn dringen; ich durfte ihn nicht in der Kirche, vor Zeugen sprechen; ich mußte alles thun, ihn in mein Haus zu bringen. O wäre er bei mir in meinem Gemache gewesen, und ich hätte die Arme um seinen Hals geschlungen — er hätte sich nicht so widersetzlich gezeigt. Er ist ja nicht von Marmor und Eisen, sondern aus Fleisch und Blut gebildet, wie die Andern.

So faselte das arme Weib drei oder vier Nächte hindurch, und wußte den Sinn auf nichts anders zu wenden, als auf Ent-

würfe, wie sie die Liebe des Markese wieder gewinnen könne.

Es ist unbekannt, welche Hoffnungen sie von neuem belebten; aber sie ward wieder, und schöpfte frischen Muth. Ihre Leute, die sie in die Kirche begleitet hatten, und von dem Dienste wußten, welchen der Markese ihrem Herrn geleistet hatte, vermutheten nichts übles und konnten nichts von dem hören, was jene sprachen; sie glaubten, ihre Dame habe den Markese, eine Gunst bei Hofe auszuwirken, gebethen. Als die Frauen sie erschöpft und niedergebeugt zu Bette liegen sahen, wollten sie die Aerzte rufen; doch sie verboth das und wollte auch nicht, daß man es ihrem Gemahle nach Somma berichten solle.

Sie dachte nun auf nähere Mittel, den Markese zu sprechen, und da ihr keine dienlich schienen, so beschloß sie, jenen Boten an ihn zu senden, welchen sie zuerst geschickt hatte.

Sie ließ ihn sogleich rufen, erzählte ihm alles, was sie mit dem Markese verhandelt hatte, und bath ihn, zu demselben zu gehen, und ihn von ihrer Seite, so warm, als er könne, zu ersuchen, er möge nicht so kalt seyn, und nicht zugeben, daß sie um seinetwillen sterbe. Sie hatte den Bothen von allem, was sie dem Grafen gesagt wissen wollte, genau unterrichtet, und harrte nun seiner Antwort.

Der Bothe, gespornt durch Versprechungen der Dame, wenn er eine gute Antwort brächte, ging zum Markese und da er ihn in Gesellschaft mehrerer Freunde fand, näherte er sich ihm, und sagte: Herr Markese, wenn es euch nicht lästig ist, so möchte ich euch einige Worte im Geheimen sagen.

Der Markese beurlaubte sich bei der Gesellschaft, und ging in den Garten, um dort die Bothschaft anzuhören. Der Bothe eröffnete ihm nun mit vielen Worten den

Zustand, in welchem sich Lionora befand, und bat ihn flehend, daß er sie seines Mitleids würdigen und nicht zugeben möchte, daß eine so schöne Dame in der Blüthe ihres Lebens dahin sterbe. Er fügte noch vieles hinzu, Ventimiglia zum Mitleid zu bewegen.

Als der Markese diese neue Bothschaft hörte, sagte er dem Bothen, daß ihn das Weh der Dame sehr schmerze und daß er alles, was nicht mit seinem Ehrgefühl streite, gern für sie thun wolle; doch solle in diesem Falle Lionora ihre Begierden mäßigen, und nicht mehr an die Sache denken, da er ihre Liebe in der Art nicht mehr verlange, und nichts weiter davon hören wolle.

Der Bothe ging mißvergnügt zu Lionora zurück und sagte ihr den letzten Entschluß des Markese. Lionora war bei dieser Nachricht mehr tod als lebendig; da sie nicht wußte, wie sie sich von der Begierde,

zu lieben und geliebt zu werden, losreiſſen ſollte, und Tag und Nacht an nichts anderes denken konnte, als an den Markeſe, ſo wollte ſie nicht länger leben; es ſchien ihr leichter, den furchtbaren Schritt des Todes zu thun, als die Qualen, die ihr innerſtes Weſen durchdrangen, länger zu dulden.

Alsbald hatte ſie alle Luſt zu ſchlafen, zu eſſen, verloren, und ward von Stunde zu Stunde ſchwächer. Tomaſello war von Somma zurückgekehrt; er fand ſeine Gemahlin in dem traurigſten Zuſtande, und da er Gefahr befürchtete, ſo ließ er die berühmteſten Aerzte von Neapel zu ſich rufen, doch brachten ihre Arzneien der Dame wenigen Gewinn. Da die Leidenſchaft ihres Herzens ſo ſehr gewachſen war, alle Kräfte ihres Körpers ſich erſchöpft und verloren hatten, und ſich kein Mittel fand, ihr zu helfen, ſo ließ ſie, dem Tode ſich nahe fühlend, einen ehrwürdigen Prieſter

kommen, dem sie ihre Sünden beichtete. Da dieser einen so seltsamen Fall, als der zwischen Lionora und Ventimiglia war, hörte, ermahnte er sie, dieses Bild der Phantasie zu verscheuchen, und zu bereuen, daß sie ihre eigene Mörderin geworden.

Es war schwer, diesen Wahnsinn aus ihrem Herzen zu verbannen, und sie zur Reue zu bewegen. Doch fand sie, durch Gebethe und Ermahnungen des Priesters, die Gnade vor Gott, daß sie einsah, in welcher Gefahr sie war, das Heil ihrer Seele zu verlieren. Sie fühlte bald eine solche Zerknirschung der Seele, daß sie Gott mit unzählbaren, mit den bittersten Thränen um Vergebung anflehte: dann wünschte sie, daß ihr Gemahl alles erführe. Sie ließ ihn also rufen, und erzählte ihm in Gegenwart des Geistlichen die ganze Geschichte der Liebe des Markese zu ihr, und der ihrigen zu dem Markese, und dessen Standhaftigkeit und harte Antworten aus-

führlich, und bat ihn mit schwacher, gebrochener Stimme um Vergebung.

Darauf empfing sie die heiligen Sakramente, lebte noch zwei Tage, und starb reuevoll.

Tomasello, der sie sehr liebte, beweinte sie unendlich und zeigte wegen ihres Todes den größten Schmerz. Die Leichenfeier war, nach dem Gebrauche in Neapel, prachtvoll und schön.

Als die Ursache von Lionora's Tode dem Markese bekannt ward, schmerzte es ihn sehr, und er war ungewiß, ob er Tomasello besuchen solle, oder nicht. Endlich ging er hin. Tomasello empfing ihn höflich, und erzählte ihm unter Thränen die Geschichte von Lionora's Tod. Beide vereinigten ihre Thränen, und blieben in der Folge die besten Freunde.

Lionora's Leichnam ward in der Kirche von San Domenico beigesetzt. An ihrem Grabmahle fand man folgende Zeilen:

Der du erſchauſt dieß ſchöne Todtenmahl,
O weile hier und leſ' den Inhalt mein!
Der Schönheit Blüthe ſenkte hier man ein,
Wohl manchen Schmerzes Urſach, mancher Qual.
Lang hat ein Ritter Thränen ohne Zahl
Um ſie vergoſſen und kein Hoffnungs-Schein
Hat ihm geblüht; nur Schmerzen, herbe Pein
Gab ſie für Liebe ihm und Treu' zumal.
Er wandte nun, verachtet, ſeine Sinne
Von ihr, und ſiehe, ſchnell für ihn entbrannte
Ihr früher widerſtrebend, hartes Herz.
Da ihr verſagt ward ihres Ritters Minne,
Wählt ſie zu ſprengen dieſes Lebens Bande,
So grenzenlos und furchtbar war ihr Schmerz.

4.

Bandelchil und Aloinda.

Im Anfang der Gründung des lombardiſchen Reiches, als die herum liegenden Felder noch unter den Soldaten vertheilt waren, welche, theils Römer, theils Oſtgothen, ſich allda befanden, war unter dem gothiſchen Stamme nebſt andern ein ſehr geſchätzter und tapferer Mann, Namens Volamir; er hatte lange unter Theoderich gedient, ſich ſehr viele Reichthümer erworben, und ſo wohl betragen, daß man ihm überall den Vorzug geſtattete.

Nach seinem Tode hinterließ er sein Vermögen seinem einzigen Sohne Bandelchil. *) Bandelchil war einer der schönsten und edelsten Männer seiner Nation. Sein Vater hatte ihm, nebst vielen Besitzungen eine Menge Goldes — kostbare Beute, die er während der Züge durch ganz Italien gemacht, hinterlassen. Was er besaß, theilte er gern und reichlich mit und versorgte die Armen sehr oft mit dem Nöthigen. Man ehrte und liebte ihn deswegen sehr, und sah ihn gleichsam als das Haupt seiner Nation an.

Eines Tages erblickte er ein junges Mädchen, funfzehn bis sechszehn Jahre alt, welche über alle Maßen schön war. Sie gefiel ihm so wohl, daß er sein Auge gar nicht mehr von ihr wegwenden konnte,

*) Ich kann nicht unbemerkt lassen, daß Bandello seine Abkunft von diesem Bandelchil herzuleiten scheint. G.

und er verliebte ſich ſterblich in ſie. Da er auf ſeinen Zuſtand keine Acht hatte, ſo beſiegte ihn das Vergnügen, ſie zu ſehen, durchaus, und er fühlte ſich von der Macht ihrer Schönheit ſo befangen, daß er auf etwas Anderes den Sinn nicht zu wenden vermochte.

Sie waren in einer Kirche, als er ſie zum erſtenmale ſah. Bandelchil blieb, als das ſchöne Kind hinweggegangen war, faſt bewußtlos zurück und überſtrömt von den mannigfaltigſten Gedanken, denn er hatte zuvor nie die ſüßen Gefühle der Liebe empfunden.

Als er hernach zu Hauſe und allein in ſeiner Kammer war, begann er alle die Reize des Mädchens, welche er eher für göttlich, als irrdiſch hielt, ſich auszumahlen, und er fühlte ſich von einem unendlichen Vergnügen ſo durchdrungen, wenn er ihrer gedachte, daß gar kein anderer Gedanke mehr in ſeine Seele kam.

Die Stunde des Mittageſſens war vergangen, und als die Leute des Hauſes ſahen, daß ihr Herr ſeine Kammer nicht verließ, waren ſie ungewiß, was ſie machen ſollten. Einer von ihnen ging endlich hinein, und ließ ihn wiſſen, die Stunden des Mittags ſeyen vorbei, und das Eſſen warte ſeiner. Bandelchil ging heraus, wuſch ſeine Hände, und ſetzte ſich zu Tiſche. Aber wie? Er war ſo vertieft in ſeine verliebten Gedanken, daß er nichts, oder nur wenig aß. Es war ſonſt ſeine Gewohnheit, während der Tafel ſich der Fröhlichkeit zu überlaſſen, und die ganze Geſellſchaft zu unterhalten. Von nun an aber ſprach er kein Wort mehr, nahm nur einige Biſſen, ſtand von der Tafel auf, und ging in ſeine Kammer zurück, immer vor Seel und Auge das Bild des geſehenen Mädchens tragend.

Seine Hausleute waren voll Verwunderung, eine ſolche ungewöhnliche Lebensart

an ihm zu ſehen, und konnten ſich nichts anders denken, als, er müſſe krank oder unzufrieden ſeyn. Doch wagte es keiner, ihn zu fragen, was er habe, oder ob er ſich übel befände. Er ging an dem erſten Tage gar nicht aus ſeinem Gemache, und machte es beim Abendeſſen, wie am Mittage.

Die folgende Nacht, in welcher er gar nicht ſchlafen konnte, ſondern immer mit Sinn und Geiſt beſchäftigt war, das ſchöne Frauenbild innerlich zu beſchauen, ſagte er bei ſich ſelbſt: Wie kommt es nur, daß ich in die Schönheit dieſes Mädchens verſenkt bin, welche ich heute in der Kirche ſah, ſo daß ich auf nichts anderes mehr den Sinn wenden kann? Ich weiß nicht, wer das Mädchen iſt, ob edel oder nicht, ob Gothin oder Römerin! Doch was ſpreche ich Thörichter? darf ich je daran zweifeln, daß ſie die Edelſte iſt? O gewiß, ſie kann nur von den edelſten Eltern

geboren seyn! Wie könnte der Schöpfer so viele Schönheit, so wunderbare Gaben in ein niedriges Wesen gelegt haben? Wenn sie Römerin ist, aus römischem Blute entstammt, so ist dieß genug, sie für die edelste zu halten; ist sie aber gothischer Abkunft, so kann sie nur Tochter eines Soldaten seyn, und es adelt jeden, den Waffen zu folgen und sie rühmlich zu tragen. Ich darf also keine Schande fürchten, wenn ich sie liebe.

So dachte der verliebte und aufgeregte Jüngling bei sich; denn es durfte kein Gothe sich feierlich vermählen mit einer Unedlen; es wurde für eine große Schmach angesehen, wenn einer, welcher edel geboh-ren war, sich fleischlich mit einer Person von niederer Abkunft vermischte.

Der gequälte junge Mann lag nun Tage und Nächte in langem, mannichfaltigem Nachdenken, und je mehr er sann, deste mehr fühlte er sich in Liebe für das

wunderholde Weſen entbrennen. Als der Tag anbrach, wünſchte er zu erfahren, wer ihr Vater ſey, und das Glück begünſtigte ſeine Wünſche. Denn als er eben auf dem Felde luſtwandelte, ſah er die Schöne an einem Fenſter in der Gegend der Taver: nellen, welche aber, entweder aus Zufall oder zum Scheine, als er ſie kaum erblickt hatte, ſich ſchnell zurückzog. Er kannte das Mädchen ſogleich, fragte, wem das Haus gehöre und erfuhr, der Herr deſſelben ſey ein Gothe, nenne ſich Kliſterdon; das Mädchen, ſeine Tochter, heiße Aloinda.

Es gefiel Bandelchil ſehr, zu erfahren, daß Aloinda edelgebohren ſey, und ihr Va: ter, der ſich jetzt zu Ravenna aufhielt, in allgemeinem Anſehen ſtehe.

Bandelchil fing nun an, die Gegend ihrer Wohnung ſehr oft zu durchſtreifen; wenn er ſie an der Pforte, oder an den Fenſtern ſah, ſo zeugten ſeine Augen von der hohen Glut, in welcher er für ſie ent:

brannt war. So verharrte er lange Zeit, ohne sie jedoch (was auch die Ursache seyn mag) für sich bewegen, oder ihr durch Bothen und Briefe entdecken zu können, was er für sie fühle.

Aloinda schien gar nichts von seiner Liebe zu bemerken, noch sich um ihn zu bekümmern, weswegen denn Bandelchil sich in der mißmuthigsten Stimmung befand. Aber er wagte es nicht, sich dem Mädchen zu entdecken, aus Furcht, sie möge zürnen, und sich dann nicht mehr sehen lassen; schon ihr Anblick erfreute den jungen Mann wunderbar, und er hätte lieber sterben, als sie auch nur im geringsten beleidigen mögen. So entbrannte er von Tag zu Tag mehr in Liebe für seine Aloinda, und beschloß endlich nach vielem Nachdenken, einem vertrauten Freunde seine Liebe zu entdecken, und bei ihm Rath und Hülfe in dieser Sach zu suchen.

Er hatte einen Freund, Namens Trias-

lak; ein edler Jüngling, aber immer kränklich von früher Kindheit auf. Er hatte sich nie mit den Waffen, sondern stets mit den Wissenschaften, vorzüglich mit der griechischen Literatur beschäftigt, wie denn überhaupt das gothische Volk mehr auf das Studium der Griechen hielt, als auf jedes andere. Auch war das Griechische damals noch in Italien verbreitet, vorzüglich in einigen Ländern, wovon man jetzt noch Spuren finden kann. Vandelchil war also einst mit Trialak zusammen, erzählte ihm die ganze Geschichte seiner Liebe, und bat ihn, daß er ihm in dieser Qual einigen Rath geben solle, denn er sähe ein, daß er sich in diesem Kummer nicht erhalten könne, und von Tag zu Tag mehr jede Lust zu Schlaf und Essen verlöre.

Nachdem Trialak seinen Freund angehört und fleißig erforscht hatte, antwortete er: Ich kann mich nicht genug wundern, daß du, in dem Labyrinthe der Liebe be-

fangen, niemals suchtest, dich davon los: zumachen; du wolltest, oder konntest der Liebesqual nicht entrinnen, oder nach Heil: mitteln dagegen trachten. Du sagst mir, es sey beinahe ein Jahr, daß du dies pei: nigende Leben führtest, und nichts desto weniger hast du Aloinden nie für deine Liebe empfänglich zu machen gesucht? Wie willst du, daß sie deine Liebe errathe, wenn du ihr nie einen Bothen sandtest oder dich selbst bei ihr einstelltest? du mußt ihr die: nen, sie ehren, verfolgen, und mit deiner Liebe bekannt machen. Wer weiß, ob sie sich, wenn sie deine Liebe kennt, nicht zur Gegenliebe neiget? Und das nun um so mehr, wenn sie erfährt, daß sie von einem Jünglinge deinesgleichen geliebt wird! Es wollen natürlicher Weise die Damen ge: ehrt, geachtet, erhoben und angebethet seyn; auch, wenn sie einen lieben, etwas verlangen, so stellen sie sich, als sey es das Gegentheil, wollen geherthen seyn und das

gezwungen zu thun scheinen, was sie gern freiwillig thun möchten. Deswegen glaube ich, daß du alles durch Briefe thun müssest; oder entdecke ihr durch einen Bothen deine Liebe; wenn es sich zeigt, daß es ihr angenehm ist, sich von dir geliebt zu sehen, so wird sie wohl dem Eindrucke günstig begegnen. Wenn die Theile zusammenstimmen, geschieht es selten, daß das Ganze sich nicht füge, und zum gewünschten Ziele vereine. Wenn sie die Bothschaft nicht wird anhören, oder deinen Wünschen sich widersätzlich zeigen wollen, werden wir auf andere Mittel denken; zuerst wollen wir also dieses versuchen, und das Uebrige wird sich wohl finden.

Als Bandelchil den Rath seines Freundes angehört hatte, und derselbe ihm günstig schien, so fing er an, sich mit ihm über die Mittel zu berathen, die er ergreifen müsse; — ob er eine Frau zu Alvinda schicken solle, die ihr alles entdecke, oder

ob es beſſer ſey, dem Mädchen einen Brief zu ſchicken. Nach reiflichem Bedachte der Sache, beſchloſſen ſie, als die ſicherſte und beſte Art des Anfanges, ihr alles zu ſchreiben. Der Liebende ſchrieb nun an Aloinda einen Brief, in welchem er ihr ſeine glühende Liebe durchaus eröffnete, bittend, daß ſie ihm, der ihr treueſter Diener ſeyn werde, ihr Mitleid ſchenken wolle.

Bandelchil hatte einen Pagen, welcher klüger und älter an Erfahrung war, als man ihm anſah; er war klein von Anſehen, aber ſo geübt, geſchickt und bereit auf Fragen und Antworten, und konnte die klarſte Wahrheit mit ſo ruhigem Geſichte abläugnen, daß er dem Teufel ein Ohr weggelogen haben würde. Dieſen unterrichtete Bandelchil, wie er ſeinen Wunſch erfüllt wiſſen wollte und gab ihm den Liebesbrief.

Bandelchil pflegte jeden Tag auf dem Felde zu luſtwandeln, bald zu Fuß, bald zu Pferde, und dabei ging es immer an

Aloinda's Fenſter vorbei. Da ihr Haus an einer offnen Gegend lag, ſo erregte dies keinen Verdacht. Einſt zog er auch des Weges; der liſtige Page folgte ihm zu Fuße. Sie kamen die Mauer von Aloinda's Haus entlang. Als der Page nun unter dem Fenſter war, das den Weinkeller erhellte und eiſerne Gitter hatte, ſo ließ er ein Paar Spornen hineinfallen, die er in der Hand hatte, und ſeinen Herrn und die Geſellſchaft, ohne ein Wort zu ſagen, fortreiten; er ging an die Hausthüre, trat, als er ſie offen fand, hinein, zeigte ſich ganz beſtürzt, und da er durch Zufall das Mädchen an einer Seite des Einganges ſitzend und arbeitend fand, ſo ſagte er: Laßt es euch nicht verdrießen, liebes Kind, mir euern Keller zu öffnen; denn, indem ich meinem Herrn, der durch die Straße ritt, folgte, fielen mir die Spornen, die ich in der Hand trug, durch das Gitter in euren Keller, und wenn ich ſie nicht

nach Hauſe bringe, wird mir mein Herr viele Schläge geben.

Unter dieſen Worten kam Aloinda's Mutter herbei, welche, da ſie des Pagen Worte gehört hatte, ſagte: Gehe, Tochter, führe ihn hin, daß er die Spornen ſuche.

Die Beiden gingen nun in den Keller, und als der Page ſah, daß ihm niemand folgte, ſo fing er an, dem Mädchen von der Liebe ſeines Herrn zu erzählen, und gab ihr den Brief Aloinda nahm den ohne zu antworten, der Page die Spornen, und ſie gingen hinauf. Hier dankte der Page der Mutter und eilte zu ſeinem Herrn.

Aloinda ſuchte alsbald Gelegenheit, allein zu ſeyn, und las den Brief des Liebenden; die gluthreichen, liebevollen Worte drangen ihr plötzlich in das Herz, ſo daß ſich dieſes in Liebe entzündete. Sie verlangte jetzt nichts mehr, als den Geliebten zu ſehen, und bei ihm zu ſeyn. Sie ging

von nun an, da sie dachte, er würde durch die Gegend kommen, so oft es sich thun ließ, an das Fenster, und entdeckte ihm so, lächelnd, freundlichen Blickes, ihren Willen.

Bandelchil dies bemerkend und einsehend, daß sein Brief von solcher Wirkung war, ging nun mit dem Gedanken um, wie er Gelegenheit fände, zu ihr zu kommen, und Aloinda dachte ebenfalls an nichts Anderes.

Kurz darauf trug es sich zu, daß eine Verwandte von Aloinda's Mutter sich verheirathete, und da das Mädchen wußte, daß ihre Mutter zur Hochzeit gehen werde, so suchte sie dies dem Geliebten wissen zu lassen; sie schrieb ihm daher, was er thun solle, ohne zu wissen, wie sie ihm den Brief werde geben können.

Während sie, darüber nachdenkend, an dem Fenster lag, sah sie den kleinen Pagen, welcher ganz allein die Straße daher kam. Sie ging schnell hinunter, und als

der Page an der Thüre vorbeging, und sie sich von niemand bemerkt wußte, gab sie ihm den Brief und eilte schnell wieder hinauf.

Bandelchil las den Brief, und war nun der glücklichste Mensch auf Erden. Er fühlte sich vor Entzücken außer sich, und erwartete ungeduldig den Tag der Hochzeit, an welchem denn auch die Mutter zu dem Feste ging, und Aloinden allein zu Hause ließ mit einer Alten, welche nur ein Auge hatte. Der Geliebte kam nun, wie ihm befohlen war, durch den Garten in das Haus und legte sich in einer Kammer unter das Bette. Aloinda, welche ihre Alte vergebens auf einer andern Seite gehalten hatte, begann zur bestimmten Stunde im ganzen Hause herum zu laufen, und auf und ab zu rennen. Sie war schnell und die Liebe lieh ihr Flügel; die Alte konnte das rasche Mädchen nicht verfolgen und so kam sie in das Gemach, wo Bandelchil

verſteckt lag, und ſchloß ſich mit ihm ein. Da die Alte merkte, daß Alvinda in jenem Gemache ſey, und wußte, daß es vergittert war, ſo begab ſie ſich beruhigt hinweg, denkend, das Mädchen wolle ſchlafen.

Alvinda und Bandelchil aber küßten und umarmten ſich tauſendmal, und als Bandelchil die letzte und ſchönſte Blüthe der Liebe pflücken wollte, ſagte Alvinda: O du von mir über alles Leben Geliebter! Wenn du mich ſo liebſt, wie du mir geſagt und geſchrieben haſt, ſo ſtrebe, daß wir immer zuſammen ſeyn können. Nimm mich zu deinem Weibe.

Bandelchil, der auf das Aeußerſte von ihr entzückt war, und ſie ſo über die Maßen ſchön ſah, verſprach ihr ohne Zögern, ſie zu ehligen, und genoß mit ihr die Luſt des reinſten Glückes der Liebe.

Nachdem alles geordnet war, was er zur Feier der Hochzeit für nöthig fand, hörte Alvinda die Alte klopfen und rufen,

und sagte daher zu dem Geliebten: Ich werde nun die Thüren öffnen, mich an den Hals der häßlichen Alten werfen, mit meiner Hand ihr rechtes Auge, durch das sie allein sehen kann, bedecken, und wenn ich mich räuspere, dann gehe eilends hinaus, und begieb dich auf demselben Wege hinweg, auf welchem du zu mir gekommen bist.

Alcinda öffnete nun die Thüre, warf sich der Alten um den Hals, und, indem sie ihr zu liebkosen schien, schloß sie mit ihrer Hand das rechte Auge der Alten, und sich räuspernd, sagte sie zu ihr: Liebes Mütterchen, sey doch so gut, zürne mir nicht; Sieh, ich lasse dich nicht eher, als bis du dich zufrieden stellst, und mir versprichst, es der Mutter nicht zu verrathen, daß ich mich in diese Kammer eingesperrt habe, um einige Stunden ruhig zu verschlafen.

Unter diesen Worten war der Liebhaber leise hinausgeschlüpft, ohne von jemanden gesehen oder bemerkt worden zu seyn,

und Aloinda ſprach nun zu der Alten: Mein liebes Mütterchen, ich bin doch deine liebe Tochter; nicht wahr, du verräthſt mich nicht? Sie fügte noch ähnliche Schmeicheleien hinzu, ſo daß die gutmüthige Alte ſich beruhigte.

Bandelchil beſuchte auf ähnliche Art noch oft ſeine geliebte Aloinda, und als ihr Vater von Ravenna zurückkam, foderte er ſie von ihm zum Weibe. Aloinda ward ſeine glückliche Gattin, gebar ihm viele Kinder, und ſie lebten immer im ſchönſten Frieden, in dem ſüßeſten Glücke mit einander.

5.

Das unglückliche Brautpaar.

Vor geraumer Zeit lebte zu Neapel ein gewisser Antonio Peyllo, ein Jüngling von sehr angesehener Familie, welcher, durch den Tod seines Vaters reich geworden, dem Spiele sich leidenschaftlich ergab und in kurzer Zeit den Namen eines Verschwenders durch ganz Neapel erlangt hatte.

Obgleich das Spiel Antonio's Hauptleidenschaft war, verliebte er sich doch in Carmosina, Tochter des Pietro Minio, eines sehr reichen Kaufherrn, und brachte es dahin, daß das Mädchen seine Liebe bemerkte.

Carmosina fand, daß Antonio ein schönes junger Mann sey, sich immer reich und zierlich kleide, und begann, in ihr stilles, einfaches Herz die Flamme der Liebe reichlich aufzunehmen, so, daß Antonio in kurzer Zeit bemerkte, in welchem Grade seine Liebe erwiedert werde. Indeß war er dem Spiele so ergeben, daß man auf keine Weise ihn davon abzubringen vermochte, wodurch denn der unglückliche junge Mann in kurzer Zeit sein ganzes väterliches Vermögen verlor.

Antonio ließ sich durch diesen Verlust keineswegs stören, um Carmosina's Hand zu werben; doch ihr Vater, der seinen verdorbenen Lebenswandel kannte, gab ihm zu verstehen, daß er einem Spieler, welcher das Seinige verschwendet habe, seine Tochter niemals zum Weibe geben werde.

Antonio, welcher sich seiner Leidenschaft wegen verschmäht sah, war nun sehr mißmuthig; obschon ihn längst die äußerste

Noch drückte, hatte er doch den Verluſt ſeines Vermögens bis jetzt noch nicht ſo hart gefühlt; aber dieſe Weigerung und Verſchmähung öffnete ſein Auge, und ließ ihn deutlich ſehen, daß er durch ſein früheres Leben eine ſolche abſchlägliche Antwort wohl verdient habe.

Er war nun äußerſt betrübt, niedergeſchlagen und troſtlos, fluchte bei ſich ſelbſt über ſeinen Leichtſinn und ſein Ungemach, wie einer der von Sinnen iſt, und wagte es nicht mehr, öffentlich zu erſcheinen.

Endlich machte er einen andern Plan; er ließ das Spielen ganz, brachte durch Hülfe einiger Verwandten eine ziemliche Summe Geldes zuſammen, beſchloß, ſtatt eines Spielers, Kaufmann zu werden, nach Aleſſandria in Aegypten zu gehen, und ſich dort zu bemühen, daß er als reicher Mann wieder nach Neapel käme.

Er reiſte alſo von Neapel hinweg und begab ſich auf das Meer. Aber das Schiff,

welches ihn trug, war noch nicht fünfzig Meilen auf dem offenen Meere, als sich plötzlich Gegenwinde erhoben, welche, da sie ungewöhnlich stürmisch waren, das Schiff so bedrängten und ermüdeten, daß die Seeleute sich mehrmals für verloren hielten. Sie wurden, wie stark sie auch waren, und in der äußersten Gefahr jede Kunst, sich zu retten, versuchten, angekämpft von dem wilden Meere, endlich besiegt, und genöthigt, das Schiff den Winden preiß zu geben.

In dieser Lage wurden sie drei Tage lang von den Wellen hin und hergetrieben, als endlich in der Nähe der Barbarei gegen Abend des dritten Tags das Meer sich zu beruhigen anfing.

Doch siehe, während sie sich erfreuten, und glaubten, aus den Stürmen des Meeres gerettet zu seyn, wurden sie, als sich die Nacht zu bräunen begann, wild von einigen Galeeren eines mohrischen Korsaren

Univ.-Bibl. München

angegriffen, und weil ſie durch die lang ausgeſtandenen Mühen alle halb todt waren, mußten ſie ſich, ohne alle Gegenwehre, gefangen geben, und wurden nach Tunis in die Sklaverei geführt.

Zu früh kam die Nachricht von dem verlornen Schiffe und der Gefangennehmung der ganzen Mannſchaft nach Neapel. Carmoſina, welche durch die Abreiſe ihres Geliebten in gröſter Betrübniß war, mußte nun noch hören, er befände ſich in den Händen der Mohren; ſie beweinte ſein Mißgeſchick bitterlich, und glaubte manchmal vor Schmerz vergehen zu müſſen.

Pietro Minio, Carmoſina's Vater, hatte aber die Gewohnheit, jedes Jahr eine Reiſe in die Barbarei zu machen, bei ſeiner Rückkehr zehn bis zwölf chriſtliche Sklaven auszulöſen, und ſich von ihnen, wenn ſie Gelegenheit hatten, das Geld mit der Zeit wieder geben zu laſſen, oder

sie, wenn sie arm waren, um Gottes willen frei gehen zu lassen, wohin sie wollten.

Antonio Perillo war über ein Jahr in der Sklaverei gewesen, als Minio in Tunis seine Faktoren beauftragte, daß sie, wie gewöhnlich, zehn Sklaven auslösen sollten. Dies geschah, und Antonio war unter den zehn Losgekauften. Die lange Knechtschaft hatte ihn aber so entstellt, daß Minio ihn nicht mehr erkannte, und Antonio gab sich ihm auch nicht zu erkennen.

Als sie in Neapel ankamen, erkannte Carmosina alsbald ihren Geliebten, und gab ihm das durch ein Zeichen zu verstehen, welches Antonio große Freude machte. Durch Hülfe einer Frau im Hause hatte sie hernach Gelegenheit, ihn zu sprechen, wo sie ihm nach mancherlei Reden sagte: da mein Vater dich als Schwiegersohn anzunehmen verschmähte, weil du arm bist, so will ich dich mit Geld versehen, damit du deinen Handel wieder beginnen, dich bereichern.

und anständig leben kannst; hernach nimmst du mich zum Weibe, denn einen andern Gemahl, als dich, mag ich nun und nimmer.

Antonio dankte der zärtlichen Carmosina sehr, und versprach alles.

Carmosina aber nahm all ihre Edelsteine und all ihr Gold, und gab es dem Geliebten, der, nachdem er die Summe seiner Auslösung bezahlt hatte, sich zum zweitenmal einschiffte und nach Alexandria ging.

Auf dieser zweiten Reise war ihm das Schicksal sehr günstig; er legte sich mit solchem Fleiße auf Handel und Gewinn, daß das Gerücht von seiner Veränderung und dem vortrefflichen Fortgange seiner Geschäfte bis nach Neapel drang. Als er sich in kurzer Zeit durch das Glück so gehoben sah, daß er reicher war als ehemals, so suchte er seine verkauften Besitzungen wieder zu erlangen, und sandte stets Gelder

an das Haus eines Oheims, welcher in Neapel seine Geschäfte betrieb.

Antonio kam hernach selbst nach Neapel zurück, und erwarb sich in kurzem den Namen eines gesitteten und reichen Mannes, was seiner Carmosina sehr viele Freude machte. Ihm dünkte es, er werde nun nicht ferner verschmäht werden, und er machte dem Minio von neuem den Antrag, seine Tochter zu heurathen.

Da Minio sah, daß Antonio durch Carmosina's Liebe ein anderer Mensch geworden war, freute ihn der Antrag sehr, und er willigte nun gern in die Verbindung. Antonio heurathete also seine durch Verdienst erworbene Carmosina; es war dazu alles angeordnet, was nöthig war. Die Hochzeit war sehr glänzend und schön, und das liebende Paar das Glücklichste auf Erden. Alles Ungemach war vergessen, vergangen, die Hochzeitfackel leuchtete liebvoll und hell, und eine zahlreiche Gesellschaft

ſtimmte in den Jubel ihrer Herzen ein. Carmoſina hat noch an dem erſten Abend ihren Geliebten, ihr von ſeinem frühern Leben zu erzählen, und er mahlte ihr nun den Schmerz, welchen er empfunden hatte, als man ihn ſeiner Armuth wegen verſchmähte; wie er ſich entſchloſſen habe, ſeinen Lebenswandel zu beſſern; welche Schickſale er in der drückendſten Sklaverei in Afrika ertragen, und wie er ſtets nur ihrer gedacht habe.

Während dieſer Erzählung küßte ihn Carmoſina, das ſchöne junge Weibchen, oft in zärtlichem Mitleid, und weinte ſüße Thränen. Es waren jene dunkle, ſchwarzen Wolken der Vergangenheit ſo verſchieden von dem heitern Sonnenlichte des Glücks, das nun ihren ganzen Himmel durchſtrahlte und durchflammte, daß beide vor Entzücken außer ſich waren, und der kommenden Nacht mit unendlicher Begierde entgegen harrten, in welcher ſie wenig-

ſtens zum Theil die glühenden Flammen ihrer Herzen, und die feurigen Wünſche ihrer Liebe mildern und löſchen zu können hoffen durften.

Doch das harte, grauſame Geſchick ſchien es zu bereuen, dieſes treue, liebende Paar nach ſo vielen Gefahren und Mühen getröſtet zu haben; es verwandelte die frohe, feſtliche Brautnacht in eine Nacht der herbſten Schmerzen, der bitterſten Klagen.

Es war im Anfange des Monats Junius. Die Muſik war verſtummt, der Lärm der jauchzenden Gäſte verklungen; das Brautgemach mit Blumen geſchmückt, und von ſanftem Dämmerlicht umfloſſen, nahm das glückliche Paar auf. Eine ſchwüle, drückende Hitze. Antonio öffnete die Fenſter; das Mondlicht quoll dunkelſüß herein, balſamiſche Düfte ſtiegen aus den nahen Gärten, das Meer rauſchte ſanft bewegt, und tauſend Sterne tanzten in den Wellen.

Mitternacht war vorüber, als ſich die

zwei neuen Gatten zu Bette begaben. Wie man ſich denken kann, küßten und umarmten ſie ſich feurig, und ſich wechſelſeitig liebend, tranken ſie die langerſehnte Luſt in vollen, entzückten Zügen. Welche Wonne!

Doch waren ſie noch nicht eine Stunde zu Bette, als ſich ein wilder, ſtürmiſcher Wind erhob. Furchtbare Donner rollten; Schlag auf Schlag, flammende Blitze folgten dem zurückgetretenen Windesſturme. Ein zuckender Blitzſtrahl! ein furchtbarer Schlag — die beiden Liebenden wurden von der Gewalt des Flammenſtrahls berührt, und ſo getroffen, daß man ſie, eng umarmt, ohne ein Zeichen des Lebens im Bette fand.

Ein furchtbares Wehklagen erhob ſich im ganzen Hauſe, und dauerte die ganze Nacht hindurch. Am kommenden Morgen

verbreitete sich das Gerücht des erschröcklichen Falles in ganz Neapel; alles war von Mitleiden und Schmerz durchdrungen. Man versenkte das unglückliche Brautpaar in Ein Grab, und setzte ihm folgende Grabschrift:

Wer je geliebt, wer je der Lust genossen,
Wem friedlich strahlten freud'ger Liebe Kerzen,
Der weiß; es giebt allhier nicht herb're Schmerzen,
Als die auf mein unglücklich Haupt ergossen.
Ich wünschte durch ein Band mit mir umschlossen
Die Heißgeliebte; doch riß weg vom Herzen
Das Schicksal sie und trieb in wildem Scherzen
Durch Land und Meere mich; kein Glück wollt' sprossen.

Da kam die Zeit, wo ſüßer Hoffnungsſchein
Mir zu erblühn begann, das ſchönſte Glück —
Die erſte Nacht, ach, bringt zum Abgrund mich:
Da hat des Blitzes Macht die Gattin mein,
Mein Lieb getödtet! Bitteres Geſchick!
Wer fühlt ſich unglückſeliger, denn ich?

6.

Edelmuth.

Im vorigen Jahrhundert waren zu Siena, einer alten und bedeutenden Stadt in Toskana, zwei sehr edle und wegen ihres Alterthums und Besitzungen sehr angesehene Familien, die der Salimbeni und Montanini, welche beide in jeder Art von Tugend ausgezeichnete Männer aufzeigen konnten.

Eines Tages veranstaltete man eine große Hirsch- und wilde Schweinjagd, wozu die braysten Jünglinge dieser zwei Häuser eingeladen waren, welche denn auch zu

Pferde erschienen. Es begab sich aber, daß ein wilder Eber von den Hunden getödtet ward; es begann nun ein Streit deswegen, und jede Parthei lobte die Vortrefflichkeit ihrer Hunde. Da sie sich nicht vereinigen konnten, welche Hunde diese That verübt, so kamen sie von Worten zu Thätlichkeiten, griffen mit den bloßen Waffen in der Hand sich an, so daß einer der Montanini von einem Salimbene getödtet wurde. Durch diesen Mord entstand ein tödlicher Haß zwischen den zwei Familien; sie suchten sich, wo es nur möglich war, zu schaden und zu verderben; es blieben viele von beiden Seiten; doch siegte die Macht der Salimbeni endlich, und die Montanini mußten sich, geschwächt an Menschen und Geld, beruhigen.

In der Folge der Zeit, als die Unbilden vergessen, und die Herzen derer, welche in Siena wohnten, sich erweicht hatten, trug es sich zu, daß die ganze Familie der

Montanini nur in einem Jünglinge beſtand, Sohn des Herrn Tonaſo, und in einem Mädchen, des Jünglings Schweſter. Dieſer junge Mann hatte in dem Thale von Strove eine einzige, ſehr ſchöne Beſitzung, welche ungefähr tauſend Dukaten werth war, und von deren Renten er mit ſeiner Schweſter ſpärlich lebte. Von den großen Reichthümern ſeiner Vorfahren war ihnen kein anderes Erbtheil übrig geblieben, da die Güter derſelben durch die vergangenen Streitigkeiten theils zerſtreut, theils vom Fiskus eingezogen worden waren.

Carlo (ſo hieß der junge Mann) erhielt ſich deswegen, ſo gut er konnte; und obſchon er ſich nicht in Kleidern, Pferden und dergleichen als Edelmann zeigen konnte, ſo ſah man doch aus ſeinem Aeußern, ſeinen Reden, ſeinen Handlungen, und aus ſeinem anmuthigen Betragen, daß in ihm noch die alte Herrlichkeit und Größe ſeiner Ahnen ſtrahle und fortglänze.

Auch seine Schwester Angelika war in der ganzen Gegend als das schönste und erlaßte Fräulein bekannt, das man damals in Siena finden konnte. Ihr Name entsprach ganz der seltnen, göttlichen Schönheit, denn sie glich wahrhaft einem feinen Himmeln entschwebten Engel.

In der Nähe von Carlo's Hause wohnte Anselmo Salimbene, ein seines Adels und seiner Reichthümer wegen sehr geschätzter Jüngling, welcher, weil er Angelika sehr oft sah, und ihren Reizen mehr als gut war, ja mit der größten Leidenschaft betrachtete, sich so heftig in sie verliebte, daß es ihn, wie quälendes Höllenfeuer plagte, wenn er sie eine Stunde nicht sehen konnte, und daß er ohne sie nirgends Ruhe fand. Was ihn am meisten betrübte und ohne Unterlaß peinigte, ja, fast zur Verzweiflung brachte, war, daß er es wegen der alten Feindschaft zwischen seinem und Angelika's Hause nicht wagen durfte,

jemanden in der Welt ſeines Herzens glü-
hende Flammen zu entdecken, und daher
nicht hoffte, für ſeine treue Liebe je Blüthe
oder Früchte zu erndten, die ſichere Mei-
nung hegend, Angelika könne ſeine Liebe
niemals erwiedern.

Während Anſelmo ſeine Flammen in
der Stille nährte, und immer eine wun-
derbare Freude hatte, wenn er das theure,
geliebte Mädchen ſah, welche, ſeine Liebe
nicht bemerkend, ſich gar nicht um ihn be-
kümmerte, warf ein Bürger, welcher ſehr
mächtig im Rathe der Stadt, ſonſt aber
eben ſo gemein war, ſeine Augen auf Car-
lo's Beſitzung, und verlangte begierig, ſie
zu kaufen, da er ſeine übrigen Güter alle
in der Nähe hatte. Er ließ deshalb bei
Carlo anfragen, ob er geneigt ſey, ihm
ſein Gut zu verkaufen, er wolle ihm tau-
ſend Dukaten baar dafür bezahlen. Carlo
hatte auſſer dieſem Erbgute und dem Pal-
laſte in Siena, den er bewohnte, keine

andere Besitzung mehr, und ernährete, wie gesagt, seine Schwester und sich spärlich davon; er wußte auch nicht, wo er ein anderes Gut sogleich wieder kaufen könnte, und antwortete deswegen, er würde ihm das Gut auf keine Weise verkaufen. Der Bürger, ein bösartiger, habsüchtiger Mann, faßte nun solchen Haß gegen Carlo, daß er dessen Verderben beschloß, und ihn aus der Welt zu schicken bei sich beschwur.

Es war in jener Zeit der größte Theil des Adels von Siena aus der Stadt verbannt, und die Bürgerlichen, welche nun das Ruder führten, haßten den Adel überhaupt, und machten ein Gesetz, daß derjenige, welcher mit einem Verbannten in Verbindung stehe, und auf die Rückkehr eines solchen in das Vaterland antrage, tausend Gulden bezahlen, und wenn er diese nicht hinterlegen könne, sterben müsse. Als der boshafte Bürger einsah, daß Carlo seine Wünsche nicht befriedigen würde, ließ

er denſelben durch falſche Zeugen bei der Signoria verklagen, und durch dieſe beweiſen, daß er Unterhandlungen gegen die Geſetze mit einem der Verbannten gepflogen habe. Carlo wurde ſogleich durch die Gerichtsdiener gefangen genommen, und in das Staatsgefängniß abgeführt. Der falſche Bürger, welcher ſich nicht als Carlo's Feind gezeigt hatte, ſondern, unter dem Waſſer fiſchend, ſich als Freund darſtellte, ſchien zu deſſen Gunſten zu wirken bereit.

Carlo wurde verurtheilt, binnen funfzehn Tagen die tauſend Gulden auszuzahlen, widrigenfalls ſein Leben zu verlieren. Der arme junge Mann, welcher ſich auf ſo kurze Lebensfriſt beſchränkt ſah, und, wie jeder Menſch, das Verlangen hatte, noch länger zu leben, dachte nun, es ſey nöthig, ſein Gut zu verkaufen, von den tauſend Dukaten die Strafe zu bezahlen, und ſich in andern Bedürfniſſen einzuſchränken.

Nachdem er dieſen Entſchluß gefaßt, ſandte er einen Mäkler zu dem obengedachten Bürger und ließ ihm ſein Gut um den Preis anbiethen, welchen er kurz vorher ſelbſt gebothen hatte. Der Mäkler ging und beſtellte das ihm aufgetragene Geſchäft; aber der ſchlechte Menſch, der Carlo auf das Aeußerſte gebracht ſah, und wußte, daß ihm das Waſſer an der Kehle ſtehe, ſagte, er wolle nun das Gut nicht mehr, und wenn er es ja annähme, ſo geſchähe dieß in keinem Falle um einen höhern Preis, als 700 Gulden. Mit dieſem traurigen Entſchluß kehrte der Mäkler zu Carlo zurück, welcher, als er die Antwort gehört hatte, alsbald den Geiz und Betrug des Bürgers erkannte. Er änderte darum ſeinen Sinn, entſchloſſen den Tod geduldig zu ertragen, und der Schweſter das Gut zu laſſen, damit ſie ſich auf demſelben ernähren und anſtändig heurathen könne. Da er nun einſah, daß er ſeine

Unschuld nicht herstellen würde, und er sich auf keine Weise mehr zu befreien wußte, fiel es ihm ein, daß er viele reiche Verwandte von mütterlicher Seite habe, welche wußten, daß er wegen vorgeblicher Verletzung des Befehls des Magistrats im Gefängnisse sitze, welche es aber nicht wagten, zu seinem Besten zu sprechen, oder die Strafe zu bezahlen, um sich der Regierung nicht verdächtig zu machen.

Angelika, die ihren Bruder einzig liebte, und den Entschluß, welchen er gefaßt hatte, erfuhr, bemühte sich sehr, ihn bitten und ermahnen zu lassen, das Gut zu verkaufen, sich von dem Gefängnisse, und dem Tode zu befreien, und ihre Morgengabe hinzunehmen. Doch alles war vergebens. Das arme Mädchen lebte deswegen in solchem bitteren Grame, daß sie Tag und Nacht weinte, sich härmte und grämte, ohne den geringsten Trost zu erhalten.

Als nun der letzte Tag der Frist ge-

kommen war, und Carlo, wenn er an dieſem Tage die von der Signoria feſtgeſetzte Summe nicht zahlte, am folgenden Tage auf dem öffentlichen Platze als Aufrührer enthauptet werden ſollte, begab es ſich, daß Anſelmo Salimbene am Morgen (er war viele Tage Geſchäfte halber auf ſeinen Gütern geweſen) nach Siena zurück kehrte, und, als er vor Carlo's Haus vorbei ritt, einige Damen von da heraus gehen und heftig weinen ſah. Er ließ daher einen Bekannten, welcher in der Nähe wohnte, zu ſich rufen, und fragte ihn ob er wiſſe, warum die Frauen, welche eben aus Montanin's Hauſe gegangen wären, ſo heftig geweint hätten. Dieſer, von Allem unterrichtet, erzählte ihm Carlo's Schickſal. Als Anſelmo von der Gefahr hörte, in welcher ſich Carlo befand, ging er ſchnell in ſeine Kammer, und ſchloß ſich ein. Und als er nun allein war, und über das Gehörte nachdachte, ward es ihm klar, daß

Carlo, er mochte schuldig seyn oder nicht, lieber sterben würde, als seine geliebte Schwester ihres Erbes berauben. Nach vielem Nachdenken sagte er bei sich: ich darf nicht mehr zweifeln, daß das Schicksal sorgfältiger für mein Glück bedacht ist, als ich selbst es hätte verlangen können. Sieh, es bewirkte, daß Carlo Montanino, mit dem meine Familie in alter, herber Feindschaft lebt, der letzte seines Hauses als Staatsempörer öffentlich hingerichtet wird, und ich mich so an ihm gerächt sehe; das Ende einer so feindlichen Familie als die seinige, nahet sich, wodurch uns denn in Zukunft nichts mehr von diesen Monte, nini zu fürchten bevorsteht. Da ich nun in seine Schwester verliebt bin, so kann ich sie jetzt nach meinem Gefallen haben, und sie in Liebe genießen; denn wenn Carlo getödtet ist, so wird sie in Mangel versinken, und ich werde sie, da sie ganz arm, und alles Schutzes beraubt zurück bleibt,

zu allen meinen Lüſten gefällig zu machen leicht Mittel finden!

Aber von der andern Seite ſchien ihm ein anderer Gedanken dieſen erſten unterbrechen zu wollen, welcher ihm ſagte: Ach, Anſelmo Salimbeni, wie kleinlichen und niedern Sinnes biſt du. Erinnerſt du dich denn nicht, daß du Edelmann biſt, und aus der adeligſten Familie der Stadt ſtammſt? Weißt du nicht, daß es edeln und großen Herzen ganz beſonders eigen iſt, ſich ſelbſt zu beſiegen, angethane Beleidigungen zu vergeſſen, und ſie großmüthig zu vergeben? Wenn es ruhmwürdig und tugendhaft iſt, empfangene Wohlthaten in das Gedächtniß zu ſchreiben, und ſie mit doppelter, vermehrter Dankbarkeit zu vergelten, ſo muß es gewiß Lob und größern Ruhm erwerben, jede Beleidigung großmüthig zu vergeben. Doch ſage, in welcher Art hat dich Carlo Montanini je beleidigt? Oder was hat er zu deinem Schaden gethan? Wenn

seine Ahnen die deinigen beleidigten, so hüte dich vor Züchtigung, stelle dich dem Verderben entgegen, welches dem Hause der Montanini droht, so daß die Reue die Sünde weit übertreffe. Gedenke nicht, dich zu rächen, wenn die Schönheit, der Reiz und die Tugend seiner Schwester dir gefallen haben. Wo sind die großen und öfteren Lobsprüche, die du ihr gabst, als du dir selbst sagtest, sie sey die schönste, edelste, sittsamste, die reizendste und tugendhafteste Dame in Siena? Du hast sie, bei Gott, vergessen! du dürftest dich nur noch erinnern, daß sie jedesmal, so oft du sie sahest, und sie, (wie es überhaupt allen Männern zukommt, das weibliche Geschlecht zu ehren) gebührend grüßtest, dich wieder grüßte, und nie als ihren Feind ansah, wie du dich nun gegen sie zeigst. Sie wandte den Kopf nicht, verdrehte ihr Auge nicht, zeigte sich nicht unwillig und verstört im Antlitz, sondern betrug sich artig, rei-

rend und liebreich, ja sogar gütig, friedsam und bescheiden. War ihr Betragen je gemein und unedel, wie das vieler Edelfräulein, welche, wenn sie an den Fenstern sitzen, und einen edeln Jüngling kommen sehen, zurückfahren, den Kopf verdrehen, oder unbeweglich und gerade halten, als seyen sie aus Stein, Marmor oder Bronze gebildet. Angelika hat, wenn sie dich auch nicht leiden möchte, sich doch, so oft sie dich sah, niemals feindlich, sondern immer höflich und gefällig gegen dich gezeigt. Die Vernunft gebiethet also, sie nicht als Feindin anzusehen, und wenn du sie liebst, wie du sie denn wirklich so glühend liebst, wie kann es dir einfallen, da du sie in so äußerster und gefahrvoller Lage siehst, ihr dein Mitleiden versagen zu wollen? Schmerzt es dich nicht unendlich, sie so leiden zu sehen? Was sage ich, schmerzen? Nein, es scheint mir unerträglich, daß der Bruder des Fräuleins, welche ich liebe, den

sie so einzig liebt, sterben soll, weil er keine tausend Gulden finden kann, sich auszulösen! Du hast des Goldes so viel in deiner Kiste, daß, wenn du auch Tausende hinweg thust, du weder reicher noch ärmer, weder mehr noch weniger geachtet bist, als vorher. Wahrlich, wenn man je erführe, daß du, so reich an Geld und Gütern, tausend Gulden mehr achtetest, als das Glück und die Zufriedenheit deiner Geliebten, man würde dich mit vollem Rechte einen herzlosen, geitzigen und gemeinen Menschen nennen.

Solches und Aehnliches hatte Anselmo in seiner Kammer bedacht, reiflich überlegt, und beschlossen, daß Carlo nicht wegen Mangel des Geldes sterben solle, sondern daß er selbst die Strafe des Montanino bezahlen müsse.

Anselmo hatte lange überlegt, es war schon spät; er nahm also einige seiner Diener, suchte den Schatzmeister auf, wel-

chen die Signoria zur Erhebung der Straf-gelder bestimmt hatte, und da er ihn noch in seinem Geschäftszimmer fand, sagte er: Sehet, Schatzmeister, hier sind tausend Dukaten in Gold, welche ich euch als Auslösungssumme für den Montanini übergebe; zählt sie, und schreibt mir seinen Befreiungsschein.

Der Schatzmeister nahm das Gold, zählte es, und wollte das, was über tausend Gulden war, zurückgeben; Anselmo nahm es aber nicht an. Jener schrieb nun den Entlassungsschein für Carlo, und gab ihn dem Salimbeni. Anselmo nahm die Schrift, gab sie einem seiner Bedienten, bestieg, weil es beinahe schon fünf Uhr des Abends war, sein Pferd wieder, und ritt hinaus auf sein Gut.

Der Bediente, welcher den Zettel hatte, ging in das Staatsgefängniß, suchte den Aufseher desselben und sagte ihm: Carlo Montanini hat eben die tausend Gulden,

wozu ihn die Signoria verdammte, bezahlt, hier iſt ſein Befreiungsſchein, von dem Schatzmeiſter unterzeichnet, welchen ich euch in ſeinem Namen überreiche, und euch erſuche, ihn dem Befehle gemäß aus dem Kerker zu entlaſſen, und durchaus noch dieſen Abend in Freiheit zu ſetzen.

Der Aufſeher nahm den Zettel, las ihn durch und ſagte, er werde alles pünktlich beſorgen. Der Diener ging weg und der Aufſeher verfügte ſich ungeſäumt in die Gefängniſſe, und ließ Carlo rufen.

Als Carlo ſich aber rufen hörte, glaubte er, der Beichtvater ſey da, und bereitete ſich zum Tode. Als er nun zum Aufſeher kam, ließ ihm dieſer die Feſſeln abnehmen, und ſagte: Carlo Montanini, ſeyd fröhlich, denn in dieſem Augenblicke kam der Befehl eurer Entlaſſung, eurer Freiheit; deswegen geht nach Gefallen nach Hauſe, denn ſehet, der Kerker iſt euch geöffnet.

Als Carlo dieſe gute und unerwartete

Neuigkeit hörte, erfüllte ihn alsbald die gröſte Verwunderung, und das unendlichſte Vergnügen. Er fragte den Aufſeher, wer ihn befreit habe. Doch der erwiederte, er wiſſe es nicht, kenne auch den Menſchen nicht, welcher den Schein von dem Schatzmeiſter gebracht habe.

Die Stunde des Ave Maria war ſchon längſt vorbei und der Himmel durch die einbrechende Nacht gebräunt, weswegen Carlo dem Aufſeher für ſeine Geſellſchaft und Behandlung Dank ſagte, und ſeinem Hauſe zuging. Er fand, weil es ſchon dunkle Nacht war, die Pforte ſeines Palaſtes verſchloſſen, und begann an der Thüre zu klopfen.

Angelika, welche in Thränen ſchwamm, ſandte ein Mädchen herab, zu ſehen, wer klopfe. Als ſie hörte, es ſey ihr Bruder Carlo, ſprang ſie auf, lief ihm entgegen, immer weinend, und voller Freude über ſeine Befreiung; ſie umhalste und küſte

ihn mit derſelben Luſt, als ſei er eben von den Todten auferſtanden.

Es waren noch einige Frauen, nahe Verwandte bei Angelika; welche ihr Geſellſchaft leiſteten und ſie in ihrem ſo großen Schmerze tröſteten. Als dieſe Carlo ſahen ankommen, ſie ihn, freuten ſich hoch und ließen ihre Männer die frohe Botſchaft wiſſen, worauf Carlo's Haus ſich alsbald mit ſeinen Verwandten erfüllte, welche alle herbei kamen, ihn zu ſehen und zu grüßen. Sie betrauerten mit ihm ſeine Gefangenſchaft und freuten ſich ſeiner Rettung; dann entſchuldigten ſie ſich, daß ſie die Strafgelder nicht bezahlt hatten, und gaben die Gründe an, die ſie abgehalten hatten.

Da Carlo ſchon von ſeiner Schweſter gehört hatte, daß ſie nichts von ſeiner Befreiung wiſſe, noch wer die Strafe bezahlt habe; da er ferner erfuhr, daß keiner aus denen, die ihn zu beſuchen gekommen wa-

ren, es gethan habe, so stand er in der größten Verwunderung da, und erwartete äußerst begierig den kommenden Tag, um zu erfahren, wer die Strafgelder bezahlt, und wem er eine so ausserordentliche Wohlthat zu verdanken habe.

Als der andere Tag kam, und das Amtszimmer des Schatzmeisters sich öffnete, ging Carlo dahin und fand denselben, wie er eben in das Zimmer trat. Nach freundschaftlichem Grüßen fragte er ihn, wer die tausend Gulden bezahlt habe, zu welchen er von der Signoria verdammt gewesen sey.

Der Schatzmeister erwiederte: Ihr sollt wissen, Carlo, daß gestern Abend zwischen fünf und sechs, Anselmo di Salimbene zu mir kam, tausend Dukaten in Gold auszahlte, und euern Entlassungsschein von mir foderte, welchen ich auch sogleich ausgefertigt habe. Dann muß ich euch sagen, daß ich ihm die überzählige Summe her-

auszahlen wollte, was er aber nicht annahm. Wenn ihr wollt, so gebe ich euch das Geld gern; denn ich habe die Summe eurer Zahlung noch nicht eingetragen, bedenkend, daß ihr den Rest verlangen würdet.

Als Carlo dieß hörte, sagte er, er verlange durchaus nichts, jener möge nur schreiben, es seyen ihm tausend Dukaten bezahlt worden. Er dankte dem Schatzmeister, ging hinaus und begab sich in seine Wohnung zurück. Hier dachte er lange über den Edelmuth und die Freigebigkeit des Sallimbene nach, und forschte bei sich, was jenen bewogen haben möchte, eine solche Großmuth zu üben, da ihm die alte, bittere Feindschaft der Familie wohl bekannt war, die so lange, mit so vielem Blutvergießen geführt ward. Er wußte nicht, was er sagen, oder was er denken sollte. In diesn Gedanken vertiefte er sich, erforschte alle Handlungen Anselmo's genau, und sah wohl, daß er selbst sich nie

um ihn verdient gemacht habe. Nun kam ihm in den Sinn, daß jener manchmal sehr leidenschaftlich und mit glühenden Augen Angelika angesehen, und sie, so oft er sie erblickte, sehr geehrt und ihr mehr Zeichen der Freundschaft, als des Hasses gegeben habe; er dachte also, Anselmo sey durch nichts anders zur Zahlung der Strafsumme bewegt worden, als durch die Liebe zu Angelika; denn er wußte, daß dieses Gefühl, wenn es einmal ein edles großes Herz umfaßte, wunderbare Wirkungen hervorbringe und zu jeder Art von Tugend hinreiße und begeistere.

Als er die Ueberzeugung hievon bei sich gewonnen hatte, sagte er im stillen: da Anselmo mein Leben, welches schon dem Tode verfallen war, meiner Schwester wiedergeschenkt hat, so scheint es mir ziemlich, daß Angelika und ich für ein so bedeutendes Geschenk dankbar seyn müssen, und die empfangene Wohlthat, welche durch

kein Geld zu bezahlen iſt, vergelten und ausgleichen müſſen, ſo viel in unſerer Macht ſteht. Welches Geſchenk kann aber dem ſeinigen gleich kommen? Wahrlich, es muß ſo ſeyn, daß wir, meine Schweſter und ich, ihm uns freiwillig als Sklaven hingeben, und ihn als unſern ſteten Herrn erkennen.

In dieſen Gedanken verharrte Carlo, ohne ſich ſemanden zu entdecken, bis er wußte, daß Anſelmo Salimbene, welcher, wie geſagt, auf ſeiner Villa war, nach Siena zurückkehrte. An demſelben Tage rief Carlo ſeine Schweſter in ſein Gemach und begann, folgender Maßen zu ihr zu ſprechen: Meine theuerſte Angelika! Ich bitte dich bei der treuen und herzlichen Liebe, welche du für mich hegſt, daß du mir nun mit aller Aufmerkſamkeit zuhören wolleſt, und bedenkeſt, daß ich die Worte, welche ich jetzt zu dir ſprechen werde, lange und reiflich erwogen, und mit mir Rath

darüber gepflogen habe, ehe ich dir ein Wort davon sagen wollte.

A. Welcher Eingang, mein Carlo! zur Sache!

C. Jedesmal, wenn ich bedenke und mich des Zustandes erinnere, in welchem sich unsere Familie einst in dieser Stadt befand, von deren Größe und ehemaligem Reichthum man noch verschiedene Spuren in Siena findet, wie die schönen und reichen Pallästе, die angenehmen Wohnungen und hohen Tpürme, an welchen die Wappen unseres Hauses eingehauen sind, beweisen, und wenn mir die marmornen Grabmale in den verschiedenen Kirchen in den Sinn kommen, welche so vielen berühmten Rittern aus unserm Blute errichtet wurden; so kann ich nicht umhin, eine lästige Qual zu fühlen, welche mein Herz mit der unglaublichsten und bittersten Leidenschaft erfüllen.

A. Was haſt du denn, Bruder? werde ich bald hören, was du willſt?

C. Laß mich nur weiter ſprechen. Ich komme nie nach Hauſe, trete nie in dieſen großen Pallaſt, (geräumig genug für die größte und reichſte Familie Siena's) welcher uns nebſt einem kleinen Gute allein von den ungeheuern Reichthümern unſerer Vorfahren übrig blieb, ohne daß ich glaube, ſterben zu müſſen, wenn ich mich der Zeit erinnere, wo er angefüllt war mit Siena's Edeln und Bürgern; wo unſer Großvater oft in der Signoria gebraucht oder auf Geſandtſchaften an verſchiedene Höfe geſandt ward. Wie ehrenvoll er alles das vollbrachte! Armes Leben, theuerſte Schweſter! Wir ſind aus dieſer Höhe in ſolche Noth herunter gekommen, daß wir nur ſpärlich uns ernähren und kaum ein Dienſtmädchen und einen Diener uns halten können, indeß unſere Vorfahren eine Menge Menſchen ernährten. Ich

würde ewig unzufrieden seyn, wenn ich mich nicht überzeugt wäre, daß in unsern Gemüthern dieselbe Begierde nach Ehre und Ruhm läge, welche unsere Ahnen auszeichnete, die immer so großgemuthet waren, daß, wenn sie auch nicht reicher gewesen wären, als andere, sie es nicht geduldet hätten, daß ein anderer sie in den schönsten Tugenden des Lebens übertroffen hätte. Glaube also mit mir, daß, wenn uns auch die Natur in solche große Armuth versetzte, und uns der Gelegenheit beraubte, durch die That die Größe unseres Geistes zu beweisen, uns doch noch vergönnt ist, zu erkennen, daß wir von der edelsten und geachtet'sten Familie abstammen, und daß doch unser Wille, wenn auch die Kräfte fehlen, mit dem Edelmuth und der Größe unserer Vorfahren übereinstimmt; das macht uns zum Theil so edel, als sie gewesen sind. Es bleibt uns so nur in unserer Armuth, Noth und Mangel wenigstens

die Zufriedenheit, daß uns beiden, denen die größte Gefälligkeit erzeigt wurde, die vielleicht je in dieser Stadt ausgeübt worden, eine Gelegenheit sich darbietet, so zu handeln, daß man uns nie für undankbar wird halten können. Du weißt es wohl, wie ich in den vergangenen Tagen als Staatsempörer habe enthauptet werden sollen, obschon ich schuldlos war; zwar blieb dir unsere kleine Besitzung, doch schwebtest du in der augenscheinlichsten Gefahr, Ehre und guten Ruf sammt allem zu verlieren. Aus dem Umstande, daß unsere Verwandten in meinem so bedeutenden Mißgeschicke, weder an dir, noch an mir Antheil nahmen und mich keiner von ihnen durch Worte oder Geld unterstützte, schließe ich, daß von allem dem, was wir hofften und fürchteten, grade das Gegentheil eingetroffen sey.

A. Ich verstehe dich nicht, guter Bruder.

C. Wir hofften, daß unsere Freund- und Verwandte uns unterstützten, wenn nicht durch Geld, doch durch Worte; aber keiner hat sich dazu bewegt. Wir fürchteten, daß unsre Gegner und Feinde mit aller Sorgfalt meinen Untergang und Tod beschleunigten. Doch, guter Gott, wo man Schaden fürchtete, wo man den Tod erwartete, entsproß Heil, blühte Gunst, Rettung, Hülfe. Anselmo Salimbene, meine theuerste Schwester, welchen wir für unsern Feind und Gegner hielten, hat sich mir, o Dank dem Edeln, als Retter und innigster Freund gezeigt. Er war es, der, ohne geberthen worden zu seyn, ohne Sicherheit zu verlangen, ohne je von uns einen Gefallen oder eine Wohlthat empfangen zu haben, tausend Gulden, ja tausend Dukaten an die Signoria bezahlt, und so meine Freiheit bewirkt hat. Daß ein Freund dem Andern, ein Verwandter dem Andern mit Pfand und Sicherheit Geld leiht, ist

nichts so ganz ungewöhnliches; daß aber ein Feind aus eigenem Antrieb für dich eine bedeutende Summe hergiebt, ohne es dich merken zu lassen, ohne Sicherheit zu verlangen, das ist etwas wunderbares, unerhörtes, lobsames; es ist die edelste, ungewöhnlichste Freigebigkeit, welche mit dem lautesten Lobe nicht, wie sie verdient, zum Himmel erhoben werden kann. Da ich nun, süße und geliebte Schwester, meine Freiheit und mein Leben wieder habe, und dir der Bruder, den du schon als todt beweintest, und deine Ehre, die der Willkühr des Schicksals anheim gefallen wäre, gerettet ist, so ist es nothwendig, wenn uns unsere Ahnen nicht beschämen sollen, und man uns nicht für ungerecht, undankbar und gemein halten soll, ein Mittel zu suchen, um die Wohlthat, welche wir von Salimbene erhalten haben, zum Theil und so viel in unsern Kräften steht, zu vergelten. Als ich nun nachdachte, was ihn

wohl bewogen haben könne, eine so edle und großmüthige Handlung zu verrichten, habe ich mich nach vielen Gedanken überzeugt, daß die Liebe für dich es seyn müsse, welche ihn bewogen habe, eine so große Freigebigkeit zu zeigen. Deswegen darfst du nicht undankbar und ich nicht gemein seyn, da wir ihm vergelten können, was er gethan hat. Da wir nicht das Vermögen besitzen, unsere Schuld abzutragen, so scheint es mir am besten, du entschlössest dich, dich freiwillig in die Gewalt und Willkühr des Anselmo Salimbene zu geben. Er hat aus Liebe zu dir mein Leben gerettet, und du bleibest ihm dafür verbunden; ich aber bekenne mich dir und ihm als Schuldner. So vergeltend, befreiest du dich und mich nach deinen Kräften von einer Verbindlichkeit, und wenn er dich, wie es scheint, so sehr liebt, so wird er sich zufrieden gestellt finden. Da er, ehe du die seinige warst, schon ein so

großes Opfer brachte, so bin ich überzeugt, daß, wenn du in seiner Gewalt bist, er dich lieb haben und noch mehr schätzen muß, weil er so edeln und großen Gemüthes ist. Wenn du diese meine feurige Bitte feierlich zu erfüllen dich weigerst, so bin ich entschlossen, nicht nur mein Vaterland zu verlassen, und aus Italien zu fliehen, sondern in so weite und entfernte Länder zu begeben, daß kein Mensch mich je erkennen oder wieder von mir hören soll, damit mich ja niemand der Undankbarkeit anklage.

Bei diesen Worten schwieg Carlo, erwartend, daß Angelika, welche heftig weinte, ihm antworten werde. Sie hatte dem Bruder aufmerksam zugehört, und immer Ströme von Thränen vergossen; nun erwiederte sie weinend: Theurer, von mir über alles geliebter Bruder! Ich bin so verwirrt und verstört, daß ich nicht weiß, was ich dir antworten soll. Als du aus dem Gefängnisse gingst und ich dich vom

Tode, der dir unverdient bevorstand, gerettet sah, glaubte ich, die Wuth und Bosheit des Schicksals habe eingehalten, ihre tödtlichen Pfeile auf uns zu senden, welche schon so lange unser Haus verfolgten. Doch ich Arme bin bei weitem getäuscht! Grausamer, als je, zeigt es uns nun sein Antlitz! Ich, welches unglückliche, stürmische Loos ist mir, in so schwachem Alter, einem zarten Mädchen gefallen: Auf zwei äußerste Fälle bin ich zurückgeführt: entweder mit Gewalt mich von dir zu trennen, theuerster Bruder, den ich einzig liebe, und auf den ich nach Gott die einzige Hoffnung setze, da ich in diesem Leben keinen andern Trost, keine andere Hülfe, keine andere Rettung kenne, — oder einem Andern das theuerste Gut zu geben, für dessen Erhaltung jedes gute Weib tausend Leben opfert, und es zu retten, dem Tode sich weiht: denn durch dasselbe nur ist das Leben, und nur

wer es sich erhalten, kann sich seines Lebens freuen. Ach, was hat ein Weib Gutes, Achtungswerthes, Löbliches, dessen Tugend und Ehre getödtet und verloren sind? Willst du, daß ich, da uns kein anderes Erbtheil von unsern Ahnen blieb, als diese Ehre, sie nun einem Andern gebe, und was ich von meiner Kindheit an bis jetzt bewahrte, wegwerfe, einer gemeinen Dirne gleich, auf die jeder mit den Fingern zeigt? O boshaftes Schicksal! Unglückseliges, zu hartes Gestirn! Widerwärtiges Loos! O erbärmliches, elendes Leben, voll Unglück, Schmerz und bitterster Trauer! O warum konnte ich nicht mit meiner theuern Mutter sterben! O warum schließt der Tod nicht jetzt mein thränenvolles Auge! O komm, du Tröster, und laß mich das Licht der Sonne nicht mehr sehen! Schließe mit der ewigen, mit der schwärzesten Nacht diese Augen.

Die arme Angelika konnte kaum diese

letzten Worte hervorbringen; denn Ströme von Thränen und tiefe Seufzer raubten ihr die Sprache. Als sie sich einigermaßen erholt hatte, fuhr sie so fort: Doch wohlan, Bruder, ich übergebe mich in deinen Willen, überlasse mich der Liebe, die du immer für mich trugst. Gieb diesen Leib, wem es dir gefällt, zum Geschenke; doch das wisse, daß ich dir nicht mehr gehöre, wenn du mich einem andern schenkst; und wenn ich meine Ehre werde verloren haben, so soll mein Tod, den ich mir mit eigner Hand gebe, zeugen, daß ich dir nur gehorchte; daß aber meine Seele nicht zu dem Geschenke gehörte; gewiß, ich will tausendmal lieber sterben, als in solchem Schimpfe leben.

Bei diesen Worten quoll ein neuer Strom von Thränen aus ihrem schönen Auge, und sie schwieg. Da Carlo die letzten Worte seiner Schwester gehört hatte, sagte er: Dieses mein elendes Leben, süße Schwester,

war mir nie so theuer, daß ich es nicht unzähligemal freiwillig und gern jeder Gefahr preis gegeben hätte, ehe ich dich und deine Ehre kränken zu wollen zugab. Anselmo ist zu edel, um gemein gegen dich handeln zu können, für die er so viel Liebe zeigte. Ich bitte dich darum noch einmal, unsere Versöhnlichkeit zu lösen. Doch fröhlich und gern, mit heiterem Gesichte mußt du ihm den Dank bringen! Trockne deine Thränen, erheitere dein kummervolles Antlitz, auf daß unser Geschenk desto angenehmer sey, und die fröhliche Miene von der fröhlichen Zustimmung des Herzens zeuge.

Er fügte noch mehreres zu ihrem Troste hinzu, und Angelika entschloß sich, so heiter, als möglich, vor Anselmo zu erscheinen. Die Nacht kam. Carlo ging zur bestimmten Stunde mit seiner Schwester und einem Diener, welcher die Laterne

trug, zu Anselmo und klopfte an dem Thore seines Palastes.

Ein Diener kam und fragte: Wer klopft? Als dieser hörte, es sey Carlo Montanino, der Anselmo zu sprechen verlange, ließ er dieß, voll Verwunderung und Staunen, seinen Herrn wissen. Anselmo befahl alsbald, einige Fackeln anzuzünden, eilte die Treppen herab, ließ die Thore öffnen, ging Carlo entgegen, hieß ihn sehr freundlich willkommen, und fragte, was ihn herführe.

Carlo bat, ihn in ein Zimmer zu führen, wo er allein mit ihm sprechen könne. Als Anselmo die schöne Angelika sah, und vor Verwunderung nicht wußte was er denken solle, sagte er: Nach eurem Belieben! Laßt uns hinaufgehen!

Er ließ Angelika vorausgehen, und führte Carlo bei der Hand auf der rechten Seite. Sie stiegen die Treppen hinauf, und traten in einen Saal, von da in An-

selmo's Gemach, welches sehr prachtvoll ausgeschmückt war, wie es dem Adel und Reichthume des Herrn zustand.

Anselmo bat die schöne Angelika, Platz zu nehmen, Carlo und er setzten sich, und die Diener verließen das Zimmer. Carlo redete Anselmo folgendermaßen an: Verwundere dich nicht, Anselmo, wenn ich dich wider unsere Gewohnheit meinen Herrn nenne, denn ich werde dich von nun an immer so nennen und verehren, weil du Dinge thatst, welche dir diesen Namen verdient haben. Ich verdanke dir dies arme Leben, und es sey ewig dein eigen. Meine Schwester erhielt durch dich ihren Bruder, ihre Ehre und ihren Frieden. Das Schicksal hat uns nichts gelassen, dir zu danken, und deine Wohlthat zu vergelten, als diese Seelen, diese Körper, welche du rettetest, und welche dir angehören. Da es klar, daß du dasjenige, was du für mich vollbrachtest, aus Liebe für Angel-

lika thatest, so zeigt uns das Schicksal einen Weg, nicht undankbar zu seyn. Angelika ist dein! Sie begiebt sich freiwillig und ewig in deine Gewalt. So lasse ich, ihr Bruder, sie dir!

Nach diesen Worten ging Carlo, ohne Antwort zu erwarten, aus dem Gemache, und mit dem Diener nach Hause. Anselmo hörte Carlo's Antrag, und da er das Mädchen vor sich sah, die er einzig liebte, und es ihm schien, als sey sie, obgleich sie sich ihrem Bruder nicht wiedersetzte, doch nicht zufrieden, stand er lange in Zweifel was er thun solle. Dann ließ er eine Tante, welche im Hause war, rufen, und sagte ihr, sie möge mit ihren Frauen Angelikan Gesellschaft leisten.

Er verließ nun das Zimmer, und ließ alle seine Freunde und Verwandte rufen, welche sich auch alsbald einfanden. Er bat diese ihm einen Dienst zu erweisen, und ihn zu begleiten. Er ließ nun seine Tante

rufen, und ging, zur größten Verwunderung Aller, mit Angelika, den Frauen und der ganzen Gesellschaft nach Carlo's Pallast.

Da angekommen, schickte er nach Carlo, welcher sogleich herab kam; Anselmo sagte: Vor wenigen Stunden kamst du mit deiner Schwester in mein Haus, und sagtest, du wolltest mich in meinem Gemache ohne Zeugen sprechen. Ich sage dir nun, daß ich mit dir in deinem Saale, in Gegenwart der ganzen Gesellschaft sprechen will.

Sie gingen nun alle hinauf, und traten in den Saal, welcher sehr groß, aber gar nicht eingerichtet war. Alle waren still. Anselmo begann: Ehrsame Damen, und ihr, edle Freunde! Ihr wundert euch alle, daß ich in dieser Stunde, in eurer Gesellschaft in dieses Haus ging, und seht mit Verlangen der Ursache dieser Zusammenkunft entgegen. Die Größe, der Edelmuth und die vorzüglichen Eigenschaften des Carlo Montanino und seiner Schwester

Angelika haben mir heute bewiesen, daß der Untergang ihrer Familien die angeborne Hoheit und Größe ihrer Seelen nicht mit sich führte. Ich kann deswegen meine Ahnen nur tadeln, daß sie um eines kleinen Streites willen mit aller Kraft strebten, eine so edle Familie, als die der Montanini ist, zu Grunde zu richten, welche, wenn sie auch keine andere Sprossen hätte, als Carlo und Angelika, würdig wäre, unter die vornehmsten Geschlechter unserer Stadt gezählt zu werden. Auch kann sie viele der edelsten und herrlichsten Ritter aufzeigen, welche für Ehre und Vaterland gestritten haben.

Er erzählte nun, wie er lange schon Angelika heiß geliebt, und deswegen Carlo vom Tode gerettet habe; wie ihm dann Carlo die Schwester übergeben, und sie freiwillig in seiner Gewalt gelassen habe.

Da Carlo und Angelika, fuhr er fort

mir zwei unschätzbare Geschenke sind, so theuer, als mein Leben, so will ich streben, Angelika für immer mein zu nennen, und sie mit Recht und Ehre zu besitzen, wenn sie meine rechtmäßige Gattin, Carlo aber mein Verwandter, mein Freund und Bruder ist.

Angelika's Freude glühte auf ihren Wangen. Carlo jauchzte. Anselmo aber nahm einen reichen, kostbaren Ring, und verlobte sich vor der ganzen Gesellschaft mit seiner theuern Geliebten; hierauf wandte er sich zu den Umstehenden und sagte: Es scheint mir geziemend, daß ein so edles, vortreffliches Fräulein, wie Angelika ist, sich nicht ohne Morgengabe vermähle. Ich gebe ihr daher (ihr alle seyd Zeugen) die Hälfte von Allem, was ich besitze, als Morgengabe; in die Hälfte des übrigen Theiles aber setze ich meinen Bruder Carlo Montanino ein, so daß er mir, Kraft der Gewalt, welche er mir über

sich gab, dies nicht abschlagen darf, und nachdem er dieses Geschenk übernommen, erlasse ich ihn seines Wortes.

Da es schon spät war, so küßte er nun seine Braut zärtlich und sagte, daß er am folgenden Sonntage die Hochzeit in Carlo's Haus feiern wolle. Man wünschte sich nun gegenseitig gute Nacht und alle gingen hinweg; nur Anselmo's Tante blieb bei der Braut.

Als der Tag anbrach, verbreitete sich das Gerücht des Vorgefallenen in ganz Siena, und man freute sich allgemein, zwei Familien wieder verbunden zu sehen, welche so lange in dem bittersten Hasse gelebt hatten.

Anselmo bereitete alles zur Hochzeit, was schön und kostbar war. Fast ganz Siena besuchte Anselmo Salimbene und seine schöne Braut; Angelika, welche klug und zuvorkommend war, empfing die Besuche.

wie es ihr Stand mit sich brachte, mit der größten Artigkeit und Freundlichkeit, und alle Verwandten Anselmo's waren mit dessen Wahl über die Maßen zufrieden.

Am nächsten Sonntage ward dann die Hochzeit in Carlo's Hause sehr prachtvoll und mit großem Gepränge gefeiert, und der ganze Tag war ein freudiges Fest für Siena. Jedermann sagte, Angelika sey das reizendste und schönste Weib der Stadt. Sie war noch nicht siebzehn Jahre alt, aber so edel, zuvorkommend, freundlich und herablassend, als habe sie die vortrefflichste und vornehmste Erziehung genossen.

Als die Stunde des Nachtessens kam, führte Anselmo die junge Braut in seinen Pallast. Die ganze Gesellschaft zog mit. Nachdem man hier herrlich gespeißt hatte, tanzte und musizirte man noch lange, und ging dann fröhlich zu Bette. Anselmo war der Glücklichste!

7.

Errungene Liebe.

In den vorigen Zeiten, als Verona unter der Herrschaft des Kaisers Maximilian stand, lebte daselbst unter Andern, welche in diesem Lande angestellt waren, ein gewisser Constantino Boccali, ein sehr edler Jüngling, aus einem der Fürstenhäuser entsprossen, welche aus Griechenland und dem Königreiche Epirus von den Türken verjagt worden waren.

Er war zwanzig Jahre alt, schlank gewachsen, schön gebaut, fröhlichen und gebietherischen Blickes und kräftigen Körpers,

da er ſich von früheſter Jugend auf ſtets in den Waffen geübt hatte. Er hatte eine Schaar leichter Reuterei unter ſich, und verweilte mit den andern Befehlshabern der Truppen zu Verona, die Stadt gegen die Feinde des Kaiſers zu vertheidigen.

Um ſich zu vergnügen, zog er bald zu Pferd, bald zu Fuß durch die Stadt, und ſo begegnete er eines Tages einem ſehr ſchönen Edelfräulein, welche ihm wunderbar gefiel; ihr Bild ſetzte ſich ſo tief in ſeinem Herzen feſt, daß es ihm ſchien, als habe er nie eine ſchönere, reizendere Geſtalt geſehen.

Coſtantino nahm nicht viel Rückſicht darauf, daß er unter den Waffen ſtand, dem Lager der Feinde nicht fern, welche jeden Tag gegen die Thore der Stadt anrannten; eben ſo wenig kümmerte es ihn, daß er Befehlshaber der Soldaten war, dem es nicht ziemt, die Rauheit der Waffen, die Abhärtung des Standes bei Seite

zu ſetzen, und durch Lüſternheit und Liebeseindrücke zu ſänftigen; er drückte vielmehr die neuen, ſchädlichen Liebesflammen tiefer und tiefer in ſein Herz und entbrannte ſo für das reizende Fräulein, daß, wenn er ſie einen Tag nicht ſah, oder an ihrem Hauſe vorbeiging, er weder Ruhe noch Frieden fand.

Um ihre Liebe zu gewinnen, unterließ er nichts, wie groß und ſchwer es auch auszuführen ſeyn mochte; ſein einziger Wunſch war, ihr gefällig ſeyn zu können.

Doch ſie bekümmerte ſich gar nicht um ſein Thun, entweder weil ſie ihre Gedanken auf einen andern Liebhaber gerichtet haben, oder weil ſie von Natur aus züchtig und den Eindrücken der Liebe zuwider geweſen ſeyn mochte.

Als Goſtantino ſah, daß er ſich durch nichts die Liebe des Fräuleins gewinnen konnte, war er ſehr mißmuthig und wußte nicht, was er anfangen ſollte. Er ſchickte

ihr mehrere Bothen, schrieb ihr viele Briefe, und suchte sie durch reiche Geschenke gefällig und geneigt zu machen. Doch die Dame nahm nie etwas an, noch antwortete sie den Bothen, wie sehr sie auch baten. Sie erwiederte blos, sie möchten zu ihren Geschäften gehen, und sie nicht belästigen, denn ihre Mühe sey doch vergebens.

Dieß war dem entzündeten Liebhaber, dessen Seele an ihren Reizen schmelz, wie der Schnee an den heißen Strahlen der Sonne, Ursache zu dem größten Leidwesen.

Boccali versuchte noch andere Wege, aber er konnte die Spröde nicht zu seinen Gunsten bewegen. Die lichten Flammen erloschen aber deswegen nicht in ihm, ja sie schienen nur stärker und glühender zu werden; je mehr die Holde sich von ihm zurückzog, desto mehr liebte und verfolgte er sie.

Das Sprüchwort ist wahr: verbothener

Frucht ſtellen wir am liebſten nach; je ſtrenger uns etwas verſagt iſt, deſto mehr verlangen wir, es zu beſitzen. So Conſtantine. Je widerſetzlicher und unbekümmerter ſich die Dame gegen ihn zeigte, deſto mehr ſetzte er ihr nach, deſto heftiger liebte er ſie, deſto heißer verlangte ihn nach ihrer Gegenliebe.

So ſtanden die Dinge, als er einſt mit ſeiner Schaar durch Verona ritt, und dem ſpröden Fräulein auf einer der ſchönen Brücken, welche über den Adige (bekanntlich ein Fluß, welcher in großer Schnelle die Mitte der Stadt durchſtrömt) geſchlagen ſind, begegnete.

Serena, ſo hieß das Fräulein, war in Geſellſchaft mehrerer Damen, und ging eben über die Brücke. Als Boccali ſie ſah, grüßte er ſie ſehr demüthig; ſeine Liebe und ihre Sprödigkeit zeigte ſich allen, denn Serena erzürnte ſehr, daß er es wagen konnte, ſie in Geſellſchaft ſo vieler Damen

zu grüßen, als ob ihr Ruf dadurch befleckt würde. Sie erwiederte seinen Gruß nicht, wandte das Angesicht verächtlich von ihm und ward im ganzen Anlitz so roth, wie eine junge Rose, die der erste Strahl der Maiensonne berühret, wodurch denn ihre Schönheit sich sehr erhob.

Die andern Damen, welche bei ihr waren, meinten sie sey unhöflich, und hatten Mitleiden mit dem armen Jüngling, den sie als einen edeln und tapfern Ritter kannten; sie sagten scherzend zu der zornigen, spröden Serena: Wahrlich, dich bringt etwas rechtes in Zorn, wenn ein so höflicher, edler Ritter dich grüßt und ehrt! Willst du ihm denn, der alles für dich thun würde, nicht mit einem Worte danken? Hat er durch seinen Gruß deine Ehre gekränkt? Ist es nicht sehr unhöflich und unartig, einem Grüßenden so zu begegnen?

Der Jüngling erwartete, daß Serena

ihren Begleiterinnen etwas antworten würde; durch obige Reden ward er muthvoller, und wand sich zu den Damen sprechend: Sehet, holde Damen, zu solchem Ende ist es mit mir gekommen. Ich kann nicht läugnen, was die ganze Stadt weiß; ich liebe Serena mehr als mein Leben, und verlange nichts Anderes von ihr, als daß sie mich würdige — nicht ihre Gegenliebe; denn soviel setze ich nicht voraus, daß ihre Sprödigkeit ertrüge, sondern der einzigen Gunst, sie lieben, mich ihren Ritter nennen zu dürfen, und mir alles aufzutragen, was ich mit meinem Vermögen und mit allen Mühen des Lebens ausführen kann: ich werde ihr immer ganz ergeben seyn. Aber sie ist über alle Maßen stolz und bekümmert sich weder um mich, noch um meine Liebe, so daß ich das unglücklichste Leben auf Erden führe.

Serena stand ganz in sich versunken. Sie dünkte dem Auge des Liebenden so

schön, so wunderschön, als er, zu ihr gewandt, den Blick in ihr Antlitz senkte, daß er von übergroßer Seligkeit fast von Sinnen kam. Man sprach noch vieles von dieser Liebe, was hier nicht wieder erzählt werden kann. Endlich sprach eine der Damen, dreister, als die andern: Herre Ritter, und ihr Andern, die nur in Liebe lebt, oder zu leben vorgebt, ihr wißt recht gut zu schmeicheln und eure Worte ziemlich vorzubringen; ihr könnt die Schmachtenden wunderbar spielen, und die Herzen schwacher Frauen mit so viel Liebkosungen bestechen, daß ihr uns oft eine Lüge glauben macht. Aber mit mir fangt nicht an. Ihr könnt sagen, was ihr wollt; ich glaube gar nichts. Nehmt mir nicht übel, Ritter; ihr Männer seyd alle Lügner, Heuchler und ungerecht gegen Frauen; es dünkt euch ein Triumpf, ein leichtgläubiges, einfältiges Mädchen betrogen zu haben, und

ihr lacht bei euch dazu. Ich kenne wohl die Lieder, welche ihr Vögel singt.

Bei diesen Worten erhob die spröde Jungfrau, welche bisher stumm geschienen hatte, ihre Stimme und sagte: Wahrlich, liebste Freundin, du hast eben die baare Wahrheit gesagt, und zu meinem Vergnügen die rechte Saite berührt. Sie wissen nie etwas Anderes zu sagen und wiederholen es den ganzen Tag, daß sie in Feuer leben, daß die brennenden Flammen sie verzehren, daß sie, von Gluten umgeben, vergehen, wie Wachs am Feuer, wie Eis an der Sonne. Mit diesem Geschwätze verbinden sie einen langen Wirrwarr, und wollen nur, daß wir ihnen glauben sollen. Meine nur nicht, daß sie diese Lügen so leicht bekräftigen, und dieselben scherzend und lachend hersagen: nein, mit den heiligsten Schwüren, mit den schwersten Betheuerungen machen sie das Weiße schwarz, das Schwarze weiß. Doch ich halte sie

ferne; denn ich habe noch keinen so entzündeten entflammten Mann gesehen, als sie oft zu seyn vorgeben, welcher verbrannte, oder zu Asche ward. Sie mögen also schmeicheln, seufzen, weinen, klagen, sagen und machen, was sie wollen — ich glaube nichts.

Als der Ritter das hörte, wand er sich glühend und mit plötzlich erheitertem Gesicht zu seiner Dame und sagte: Serena, ich bin versichert, daß ihr euch nicht um mich bekümmert, und für meine brennende Liebe das Auge nicht eröffnet. Vielleicht, wenn das kleinste Fünkchen meines innern Feuers euch bekannt wäre, dürfte ich, wenn auch keinen Lohn, doch euer Mitleiden, euer Erbarmen zu erlangen hoffen, da ich nun nichts, als Widerwillen und Grausamkeit finde. Ich brenne für euch, ich löse mich auf, ich verzehre mich fühlbar, und das Feuer meiner Liebe ist so groß und peinlich, daß alles Wasser des Adige, wels

chs unter dieser Brücke fließt, es nicht dämpfen und löschen könnte.

Versucht es, sagte die harte Serena, herabzuspringen, vielleicht kühlen die Wellen euch dennoch ab.

Es war eben gegen das Ende des Octobers, wo die Kühle zunimmt; und weil grade der Bergwind blies, so war es sehr kalt. Als der Liebende seine Dame sagen hörte, er solle sich nur in das Wasser stürzen, antwortete er von jugendlichen, unüberlegten Gedanken hingerissen, und blind durch die schädliche, allzu große Lust, ihr zu gefallen, indem er seine Rechte erhob: Sieh, Serena, ich bin bereit, dir zu gehorchen, wenn es dir Lust gewährt, mich in den Fluß springen zu sehen!

Ich weiß wohl, spottete sie, daß ihr alles thut, was mir gefällt! Warum zaudert ihr? Ihr werdet wohl kein so großer Thor seyn, einen ähnlichen Streich zu begehen.

Der glühende Liebhaber, nichts anders mehr denkend oder erwartend, gab dem türkischen Hengste, den er ritt, die Sporen, und stürzte sich mit ihm von der Brücke hinab in den reissenden Wirbel des Stromes.

Der Adige ist sehr tief und heftig und besonders in der Nähe dieser Brücke sehr gefährlich. Er war damals durch vorhergegangene Regengüsse über die Maßen hoch und angeschwollen. Deswegen zog die Gewalt des Wassers, und das Gewicht des Reiters das Pferd nieder. Die Wogen trieben es wieder vom Boden auf, und hoben es über die Oberfläche des Wassers, wie ein Ball, den man auf die Erde wirft; der Jüngling hielt sich im Sattel fest.

Der Hengst begann schnaubend, wie ihn Boccali leitete, gegen den Lauf des Stromes und seitwärts zu schwimmen, so daß er sich nach und nach dem Ufer nä-

herte. Der Ritter wandte dabei das Haupt zu der Dame, und ſagte laut: Sieh, meine Herrin, ich bin in der Mitte der Wogen! Wie ſie mich auch netzen und bedecken, fühle ich doch keine Kälte; und mich ganz überſtrömend, brenne ich mehr, denn jemals! Die Flamme kann und wird ſich nicht löſchen.

Alle, welche auf der Brücke waren, blieben erſtaunt ſtehen und verloren in Bewunderung eines ſo großen, muthigen Herzens; niemand konnte vor Staunen und Erwartung ein Wort hervorbringen.

Der junge Ritter, welcher mehr auf ſeine Dame, als auf die Lenkung ſeines Pferdes Acht hatte, lancte zwar am Ufer des Fluſſes an, aber an einer Stelle, die von einer ſo hohen Mauer eingefaßt war, daß er nicht aus dem Waſſer konnte: er mußte daher das Pferd umlenken, um einen andern Ort zu ſuchen.

Als er aber das Pferd mit dem Zügel

herumwerfen wollte, und stark sprengte, faßte beim Wenden der Wirbel des Wassers ihn so stark, daß er Fühlung und Sattel verlor, und auf den Grund des Stromes kam. Doch ließ der kühne Jüngling den Zügel nicht; er kam wieder mit dem Pferde über das Wasser.

Bei diesem furchtbaren Anblicke schrieen alle die, welche auf der Brücke und am Ufer standen, nach Hülfe. Boccali aber hatte den Muth und die Besinnung nicht verloren; als er wieder auf dem Wasser war, und seine gefährliche Lage sah, warf er seinen Mantel ab, ließ die Zügel des Pferdes los, das sich, des Reiters frei, nun zu retten suchte; er selbst begann zu schwimmen, und, obschon er seine Kleider an hatte, und ein schweres Schwerdt an der Seite trug, gegen die Gewalt des Wassers anzukämpfen.

Es war kein Schiff, kein Kahn da, kein Mensch, der ihm hätte zu Hülfe kom-

men können. Nur Stimmen und verworrenes Geschrei feuerten seinen Muth an.

Die Frauen weinten und zitterten, und schrieen und erwarteten bebend das Ende dieser gefahrvollen kühnen That. Die grausame Serena fühlte doch jetzt ihr Marmorherz bewegt, und schrie mehr, als die andern, um Hülfe. Doch, wie gesagt, es war niemand da, der für einen Fremden sein Leben wagen mochte.

Boccali, welcher sehr gut schwimmen konnte, und nun gar sah, daß seine geliebte Serena um ihn weinte, und ihm ihr Mitleiden und Besorgniß zeigte, war nun hinlänglich für seine Mühen belohnt und fühlte eine solche Süßigkeit, eine solche Kraft seine Sinne durchströmen, daß ihm jede Gefahr leicht dünkte.

Er schwamm neuermuthigt und beherzt gegen einen offenen Platz am Ufer, stieg

ans Land und kam glücklich zu den Seinigen und den weinenden Damen, natürlich ganz durchnäßt. Auch das Pferd war gerettet und von seinen Dienern gefangen worden.

Es ist eine wunderleichte Sache, die Gewalt der Liebe zu erwecken, wenn nur irgend Berührungspunkte des innern Lebens vorhanden sind, und man diese Punkte zu finden und zu beleben weiß.

Wie schwer es Boccali auch geworden seyn mochte, — dies felsenharte Herz, welches nie von der Liebe durchdrungen werden konnte, berente nun, in der augenscheinlichen Gefahr des Jünglings erst, die strenge Härte. Serena fühlte ihr ganzes Innere so von Mitleid durchdrungen, daß sie, um ihn aus den Wogen zu retten, gern ihr eigenes Leben hingegeben hätte. Leider konnte sie ihm durch nichts, als durch ängstliches Rufen helfen.

Als nun der kühne Jüngling daher kam, ganz von Wasser triefend, ging er ehrerbiethig zu Serena, und sagte: Hier bin ich, theuerste Serena, wenn möglich noch glühender, als vorher, und immer noch zu Allem, was euch gefallen mag, bereit.

Die bewegte Serena warf ihm sein thörichtes Wagniß vor, und ermahnte ihn, seine Liebe zu mäßigen; sie gab sich überhaupt ihm so offen und liebevoll hin, als es an diesem Orte nur geschehen konnte.

Die Zuschauer machten ihre verschiedene Gedanken über diesen Vorfall, und man ging auseinander. Boccali aber war entzückt, begleitete Serena bis zu ihrem Hause, und als sie Abschied nahmen, war der ewige Bund der Herzen durch manch süßes Wort, und manchen noch süßeren Kuß geknüpft.

Als nun nach einem Jahre der Friede wieder über die schönen Auen lächelte, warb Boccali um des holden Mädchens Hand; sie ward sein Weib, und beide liebten sich und lebten glücklich bis an ihren Tod.

8.

Der Page.

Im Jahre 1527 verheerten die Deutschen und Spanier Rom, und begingen allda die schändlichsten Gräuelthaten. Unter den vielen, welche unter die Wuth der Soldaten fielen, war auch ein sehr achtbarer Kaufherr, Ambrogio Manni aus Eß, welcher aus seinem Hause geschleppt und ins Gefängniß geführt ward.

Ambrogio's verstorbene Gattin hatte ihm zwei Kinder hinterlassen, einen Sohn und ein Mägdlein, beide in Rom gebohren, wo Ambrogio eine bedeutende Hand-

lung hatte; diese beiden Kinder waren über allen Glauben schön, und einander so ähnlich, daß man, wenn sie gleich gekleidet waren, nur mit Mühe ihr Geschlecht erkennen konnte. Der Vater selbst, der sie oft zum Scherz, das eine so, das andere anders kleiden ließ, erkannte sie nicht. Man nannte die Kinder allgemein das schöne Zwillingspaar. Ambrogio hatte sie in Musik und Gesang und in allem, was ihr Alter und Stand mit sich brachte, unterrichten lassen.

Als Rom geplündert ward, waren sie kaum über funfzehn Jahre alt. Der Knabe, welcher Paul hieß, ward von einem braven, allgemein geschätzten Deutschen gefangen genommen. Es hatte dieser viele vornehme Gefangene gemacht, und sich durch deren Verkauf eine bedeutende Summe Geldes erworben; als er sich nun im Besitze vielen Goldes, Silbers, und kostbarer Edelsteine sah, ging er von Rom nach Nea-

pel, und nahm Paul, welchen er als seinen Sohn ansah und behandelte, mit sich. In Neapel verkaufte er die gemachte Beute und setzte alles in klingende Münze um; die Schlüssel zu seinen Schätzen hatte Paul (so groß war sein Vertrauen zu dem Jüngling) in Verwahrung.

Julia, Pauls Schwester, kam in die Hände zweier spanischer Knechte. Diese behandelten sie, da sie reicher Leute Kind zu seyn vorgab, und sie reichen Gewinn aus ihr zu ziehen hofften, sehr gut, und ehrten ihr Geschlecht

Ambrogio kam durch einige Neapolitaner, seine Freunde, welche unter den Spaniern dienten, aus seinem Kerker, und ward freigelassen. Sein Geld und alle seine Kostbarkeiten hatte er vergraben und gerettet; alles übrige, was er in seinem Hause hatte, ward geplündert und zerstört.

Als er sich frei sah, war es sein erstes Geschäft, sich zu erkundigen, was aus sei-

nen Kindern geworden wäre. Er fand Julien wohlbehalten und kaufte sie für 200 Dukaten von den Spaniern; doch von Paul konnte er, wie fleißig er auch nachforschte, nichts erfahren, was ihn unvergleichlich schmerzte.

Als er sah, wie fruchtlos alle seine Nachforschungen waren, glaubte er, der Knabe müsse in Rom getödtet worden seyn, weswegen ihm denn die Stadt sehr verhaßt ward und er mißmuthig und traurig in seinen Geburtsort, nach Eß, zurückkehrte. Hier richtete er nun sein Haus ein, beschloß, da er viel Gut und Geld erworben hatte, seine Handlung aufzugeben, und mit seinen Handelsfreunden abzurechnen, dann aber in Ruhe zu leben.

Es war in Eß ein reicher Bürger, Namens Gherardo Lanzetti, ein guter Freund Ambrogio's; dessen Gattin war gestorben, und er entbrannte, als er die schöne, aufblühende Julia sah, so heftig in ihre Reize,

daß er ohne Rückſicht auf ihre große Jugend und ſein Alter (er war beinahe ſechszig Jahre alt) ſie von dem Vater um Weibe verlangte, und ohne Morgengabe ehelichen wollte.

Man weiß, wie ſchlimm die verrätheriſche Liebe mit ſolchen Alten umgeht. Sie blendet ihre Augen ſo, daß ſie die größten Thorheiten der Welt begehen; die Beiſpiele ſind häufig. Gewöhnlich treten ſie denn auch in die Geſellſchaft gewiſſer Leute, die man Gehörnte nennt.

Ambrogio war gar nicht geſonnen, ſeine Tochter einem Greiſe zum Weibe zu geben; doch mochte er weder ja noch nein ſagen, und erklärte, er würde Julien nicht eher verheurathen, als bis er ihren Bruder wieder gefunden habe, welchen Wunſch befriedigt zu ſehen, er noch immer Hoffnung trug.

Der Ruf von Julia's Schönheit war groß in Eſi, und man ſprach von nichts,

als von der ſchönen junacn Römerin. So oft ſie aus dem Hauſe ging, blieb jeder man ſtehen, ſie zu beſchauen, und viele gingen, ſie zu ſehen, an Ambrogio's Hauſe vorbei.

In dieſer Zeit erblickte auch ein vater- und mutterloſer, aber ſehr reicher Jüngling, Lattanzio Puccini, kaum zwanzig Jahre alt, dieſe Julia, und ſie ihn, ſo daß beider Herzen alsbald in Liebe für einander erglühten. Lattanzio ſuchte ſie nun jeden Tag zu ſehen, und ihr durch Blicke zu zeigen, wie ſehr er ſie liebe. Julia mußte, ſo oft ſie ihn ſah, unwillkührlich ihm ein fröhliches, freundliches Antlitz zeigen, was denn der Jüngling bemerkte, und ſich ſo überzeugte, daß er geliebt ſey. Er war der Glücklichſte auf Erden.

Julia, der die Schönheit und Artigkeit Lattazio's ſehr gefiel, nahm in ihr weiches, zartes Herz die Flammen der Liebe ſo gewaltig auf, daß ſie ohne ſeinen

Anblick nicht mehr leben konnte, und weil es ſelten geſchieht, daß, wenn der Wille zweier Liebenden zuſammenſtimmt, ſie ihre Wünſche nicht erreichen, ſo fand auch Lattanzio Gelegenheit, ihr zu ſchreiben, und Antwort von ihr zu erhalten, wodurch ſie eine Unterredung miteinander feſtſetzten.

Ambrogio wurde wegen einigen Handlungs-Abrechnungen genöthigt, nach Rom zu gehen, und auf lange Zeit außer dem Hauſe zu bleiben. Er wollte nicht, daß Julia allein und ohne anſtändige Begleitung in Eſi verweile, ſchickte ſie daher nach Fabriano in das Haus eines Verwandten, der ein Weib und mehrere Töchter hatte.

Julias Abreiſe ging ſo ſchnell vor ſich, daß ſie dem Geliebten dieſelbe nicht einmal melden konnte. An demſelben Tage reißte auch Ambrogio nach Rom ab. Lattanzio, des Vaters Abreiſe erfahrend glaubte ſicher, er habe ſeine Tochter mit ſich genommen. Er gab ſich ſehr viel Mühe, die Wahrheit

zu erforschen, konnte aber nirgends Sicherheit wegen des Vorfalls erhalten, weswegen er sich dem größten Mißmuthe, und einer halben Verzweiflung überließ.

Kurze Zeit hernach sah er des Gherardo Lanzetti Tochter, ein sehr schönes und gefälliges Mädchen. Bei ihrem Anblicke verlor er das Andenken an die frühere Geliebte; bald vergaß er sie ganz. Die schmerzvolle Julia aber lebte in dem größten Mißmuthe, da sie sich so von dem Geliebten und von Esi hatte trennen müssen; sie quälte sich stets und Lattanzio lag ihr immer im Sinne. Tag und Nacht dachte sie nur an ihn; die Stunden bis zu ihres Vaters Zurückkunft, wo sie wieder nach Esi kommen durfte, dehnten sich zu Jahrhunderten aus. Da sie sich zu Fabriano in dem Hause ihres Vetters befand, der ein strenger Mann und kalten Gemüthes war, und nicht erlaubte, daß die Mädchen mit jemand sprächen oder da und dort hin

gingen — sondern sie immer mit weiblichen Arbeiten beschäftigt wissen wollte; so konnte Julia nie Gelegenheit finden, an Lattanzio zu schreiben. Ihre Kusinen waren stets um sie, und da sie glaubten, ihre Schwermuth rühre von der Abwesenheit ihres Vaters her, so trösteten sie Julien, so gut sie konnten.

Ungefähr sieben Monde blieb Julia in diesem freudelosen Zustande, als plötzlich ihr Vater von Rom über Fabriano reisend, sie nach Esi mit sich zurücknahm. Sie glaubte, die Hölle zu verlassen, und in das Paradies zu kommen, so fröhlich zog sie mit ihrem Vater fort.

Als sie aber nach Esi kam, verwandelte sich ihre ganze Freude in schmerzliche Thränen, und es ergriff sie eine solche Eifersucht, daß sie vor Kummer sterben zu müssen glaubte; denn ach, sie fand ja ihren Geliebten treulos, und er schien sich ihrer

ſo wenig zu erinnern, als ob ſie ſich nie geſehen hätten.

Ihr armen, guten Mädchen! Von Hunderten ſind immer neun und neunzig unter euch betrogen!

Es war mit der armen Julie ſo weit gekommen, daß ſie Briefe und Bothen an Lattanzio ſandte, um ihn an die alte Liebe zu erinnern — doch alles vergebens! Der äußerſte Schmerz bemächtigte ſich ihrer. Da die Qual der Liebe ihre Bruſt mit furchtbarer Gewalt faßte und erfüllte, beſchloß ſie bei ſich, alles zu thun und anzuwenden, um die verlorne Gunſt ihres Geliebten wieder zu gewinnen, oder — zu ſterben. Sie glaubte nicht, daß ſie es aushalten könne, eine andere von ihm geliebt zu ſehen.

Unterdeſſen mußte ihr Vater wieder nach Rom reiſen; Julia wollte auf keine Weiſe wieder nach Fabriano in das Haus ihres Oheims; ihr Vater that ſie deswegen in

in ein Kloſter, zu einer ſeiner Verwandten, der Schweſter Camilla. Dieſes Kloſter war in dem Rufe der größten Heiligkeit. Aber Julia merkte bald, daß man, ſtatt von dem Leben der Heiligen zu ſprechen, von deren Enthaltſamkeit und tugendhaften Wandel, den ganzen Tag ſich von ſchlüpfrigen Dingen und Liebeshändeln unterhielt, und ſich nicht ſchämte, die Begebenheiten der vergangenen Nacht am Morgen einander zu erzählen. Wie ſtaunte Julia, die keuſche, ſittſame Julia! Sie ſah, daß die Nonnen zumal ſtatt härener Kleider das feinſte Leinwand auf dem Leibe trugen, und daß ſie, nicht zufrieden mit ihren natürlichen Reizen, tauſend Kunſtmittel zur Erhaltung und Erhebung derſelben anwandten. Es verging keine Stunde des Tags, wo nicht verſchiedene junge Leute aus der Stadt da waren und einer lebhaften Unterhaltung pflogen. Ueber dieſe Dinge mußte ſich Julia ſehr wundern,

denn sie hatte alle Nonnen für heilig gehalten. Da sie nun bald mit der, bald mit jener und endlich mit allen bekannt geworden war, so fand sie, daß alle verliebter, leichtsinniger und schlüpfriger Natur waren.

Lattanzio kam oft in dieses Kloster und ließ sich allda seine Hemden und andere Arbeiten besorgen. Eines Tags ließ er Schwester Camilla rufen. Julia, dies hörend, fühlte einen Blitz ihr ganzes Innere durchzucken und dann floß plötzlich ein kaltes Eis durch alle ihre Glieder. Tausendmal wechselte ihre Farbe in einer Minute.— Solchen Eindruck machte der Name des Geliebten auf ihre Sinne. Sie ging hernach an einen Ort, wo sie ihren Lattanzio sehen konnte, ohne von ihm bemerkt zu werden und hörte alles, was er sagte. Noch mehrere Mahle kam Lattanzio, und sie weidete dann immer ihr Auge an seinem Anblicke, ihr Ohr an seinem Gespräche.

Einst klagte er sehr um einen treuen Pagen, den ihm an demselben Tage das Fieber entrissen hatte, er erzählte, wie er ihn drei Jahre bei sich gehabt, wie treu er von ihm bedient worden, und wie sehr ihn sein Verlust schmerze; er sagte hinzu, er würde sich äußerst glücklich schätzen, wenn er wieder einen ähnlichen Diener finden könnte.

Als er weggegangen war, faßte Julia alsbald den Entschluß, sich a einen Jüngling umzukleiden, und so in die Dienste ihres Geliebten zu gehen. Da sie aber nicht wußte, woher Mannskleidung zu bekommen, versetzte sie dies in die äußerste Betrübniß.

Sie dachte in dieser Noth an ihre ehemalige Amme, welche von ihrer Liebe wußte, und täglich, sie zu besuchen, in das Kloster kam; auch nahm sie Julien öfters mit sich in ihre Wohnung, welches den Nonnen bekannt war. Sie ließ also die

Alte kommen und eröffnete ihr das Vorhaben. Wie sehr Pippa — so hieß die Amme — ihr zuredete, diesen Gedanken fahren zu lassen, und ihr die Gefahr und den Lärm vorstellte, der durchaus entstehen konnte, so ließ sich doch Julia nicht abwendig machen. Pippa nahm also das liebekranke Kind mit in ihr Haus, wo sie Gelegenheit fand, sie in einen armen Knaben umzukleiden.

Um die Sache nicht zu verzögern, ging Julia am folgenden Tage so aus dem Hause, und verfügte sich in die Gegend der Stadt, wo ihr Geliebter wohnte. Das Glück war ihr sehr günstig, denn Lattanzio stand gerade unter seiner Thüre allein. Das gab Romulo — so nennt sich Julia nun — großen Muth; sie ging umher, und sah sich überall um, wie es Knaben zu machen pflegen, welche fremd in eine nie gesehene Gegend kommen. Als Lattanzio den Jüngling so müßig herumgehen

ſah, glaubte er, das müſſe ein Knabe ſeyn, der zum erſtenmal nach Eſt komme und einen Herrn ſuche.

Als Romulo nun bis an die Thüre gekommen war, wo Lattanzio ſtand, ſagte dieſer: Biſt du von hier, mein Kind? — Romulo erwiederte: „ich bin ein armer Knabe aus Rom; (Julia war ja wirklich aus Rom) ich verließ meine Vaterſtadt bei der Plünderung, wo ich meine Eltern verlor, gehe nun müßig herum und weiß nicht, wohin! Schon war ich bei Einigen in Dienſt, aber ſie verlangten, ich ſollte Maulthiere und Pferde ſtriegeln, was ich nicht konnte. Ich habe wohl zu Rom einem Herrn als Page gedient, aber der arme Mann ward bei der Eroberung der Stadt in die Tyber geworfen und ertrank. Da ich um ihn weinte, kam ein Spanier und gab mir viele Schläge.“

Wenn du bei mir bleiben willſt — ſagte Lattanzio darauf, — und mir treu zu

dienen verſprichſt, ſo iſt mir das ſehr lieb, und wenn du mir gefällſt, ſo werde ich dich ſo behandeln, daß du mich ſtets loben mußt. — Ich bleibe, Herr! — erwiederte Romulo — und verlange nichts von euch, als daß ihr mich nach meinem Verdienſt belohnt.

Er ging nun mit dem Herrn in das Haus und beſtrebte ſich, mit ſolchem Fleiß, Pünktlichkeit und Zierlichkeit zu dienen, daß Lattanzio in kurzer Zeit den Verluſt ſeines erſtern Pagen vergeſſen hatte; er war äußerſt zufrieden, rühmte ſich aller Orte, den feinſten, geſittetſten und beſcheidenſten Pagen zu haben, und kleidete ihn ſehr ſchön; unter Andern ließ er ihn, von Kopf bis zu den Füßen in ein weißes Gewand kleiden. Julia ſchätzte ſich ſehr glücklich — ja ſie glaubte im Himmel zu ſeyn.

Lattanzio liebte damals, wie geſagt, Catella, die Tochter Lanzetti's, glühend,

und bewieß ihr dieſe heftige Liebe durch Blicke und Handlungen. Obſchon Catella freundlich gegen ihn war, ſo ſchien es doch, als ob ſie ſich nicht viel um ihn bekümmere, und den Liebesflammen das Herz noch nicht öffnen wolle. Zwar hatte er ihr ſchon mehrere Briefe und Bothen geſandt, aber noch keine ſichere Antwort von ihr erhalten; das Mädchen wollte ſich nicht ins Beſondere einlaſſen. Ihr Vater war ſehr reich, aber über die Maßen geizig; er hatte niemand im Hauſe bei ſich, als eine abgelebte Alte, welche in dem Hauſe aufgewachſen war, ein Dienſtmädchen, und einen Knaben, eines Arbeiters Sohn, welcher immer um ihn war. So hatte Catella viele Freiheit, an den Fenſtern zu ſeyn und konnte, weil die Alte ſtets in der Küche beſchäftigt, das Dienſtmädchen aber von Lattanzio durch einige Geſchenke beſtochen war, ſprechen mit wem und wie viel ſie Luſt hatte; deswegen konnte Lattanzio

so oft er wollte durch Bothen und Briefe mit Catella, die er in der That sehr liebte, unterhandeln.

Er mochte Romulo für einen sehr hübschen Redner halten, unterrichtete ihn in Allem, was Catella betraf, und schickte ihn mit Aufträgen zu ihr. Romulo, der sehr oft vorbeigegangen war, wußte, wo Catella wohnte; auch kannte er das Dienstmädchen. Er ging also, wie zu denken, mißmuthig und unzufrieden mit seinem Auftrage dahin. Doch ging er noch zuvor zu Pippa, der er nach mancherlei Reden folgendes sagte:

„Liebste Pippa, ich bin in der größten Verzweiflung! Ich habe es nie gewagt, mich dem Geliebten zu entdecken und da ich nun sehe, wie heftig er diese Catella Lanzetti liebt, so bin ich wegen meines Gefühles für Lattanzio in solchem Grame, daß ich kein gutes Ende zu hoffen wage. Was aber noch schlimmer, und mich am meisten

quält, iſt, daß ich nun zu ihr gehen und mit ihr ſprechen ſoll, und ihre Liebe für ihn zu erbitten, alles anwenden muß; er will dann ihren Vater ſprechen und ſie zum Weibe nehmen. Siehſt du, ob ich unglücklicher ſeyn kann? Wenn Catella ihn wieder liebt und zum Manne nehmen will, ſo lebe ich keine Stunde mehr. Ich ſehe kein Mittel, mein mühſeliges Leben zu retten — ich kann unmöglich anſehen, daß eine andere ſeine Gattin ſey und ich noch lebe. Rathe, theuerſte Pippa, und hilf mir in dieſer größten Noth! Ich hoffte, mich meinem Geliebten, wenn er meine treuen Dienſte ſähe, und damit zufrieden wäre, entdecken zu dürfen, und ſein Mitleid anzuflehen; doch all meine Hoffnung ging in den Wind, ſeit ich ſah, wie ſehr ihn jene an ſich feſſelt, wie er Tag und Nacht an nichts Anderes mehr denkt, von nichts Anderem mehr ſpricht. Ich Arme, wenn mein Vater käme, und hörte, was

ich gethan, — was würde aus mir? Gewiß, er würde mich umbringen, da gälte keine Entschuldigung. Hilf mir, hilf mir, theuere Amme!"

Bei diesen Worten weinte sie bitterlich. Pippa, welche Julien mehr, denn ihr eigenes Kind liebte, begann auch, gerührt von des scheuen Mädchens Thränen, mit ihr zu weinen. Doch bald trocknete sie ihr Auge und sprach: Du weißt, wie viel ich dir schon wegen dieser Liebe gesagt habe, und wolltest mir nie glauben. Ich denke, es ist das Beste, daß du hier bleibst und ich dich wieder in das Kloster bringe, bis dein Vater kommt; er wird schon alles so einleiten, daß es gut endigt. Wenn jemand wüßte, daß du, als Mann verkleidet, dem Lattanzio dientest und so viele Nächte in seinem Zimmer schliefst, was meinst du, daß man von dir sprechen würde? Ich versichere dich, nie würdest du einen Mann finden, der dich heirathen

wöchte. Wenn du mir auch sagst, es habe niemand dein Geschlecht erkannt, ich glaube es dir nicht. Sprich du, was du willst, ich, und die Welt mit mir, glauben, was wir zu glauben vernünftig finden. Dein Vater kann nicht mehr lange in Rom bleiben, und ich möchte nicht um alles Geld der Welt, daß er das Geringste von diesen Dingen erführe. Wehe dir und mir, wenn er es erfährt! Wenn du siehst, daß Lattanzio geneigt sey, Catella zu lieben, und zu heirathen — daß er so sehr für sie eingenommen ist, warum bemühst du dich vergebens? Warum willst du Ehre und Leben solcher Gefahr aussetzen, wenn du keinen Nutzen davon siehst? Jede Mühe heischt Lohn! Es ist Thorheit, sich fruchtlos zu plagen, vorzüglich, wenn so großer Schaden daraus entstehen kann. Bedenke, deiner und deines Hauses harret ewige Schande! Warum den lieben, der dich nicht wieder liebt? Ich war nie so thöricht,

einem nachzulaufen. Laß jenen, meine Tochter, und wende deine Gedanken anders wohin. Fehlt es doch in dieser Stadt nicht an jungen Leuten deines Gleichen, welche dich lieben und gern als ihr Weib sehen werden. Weißt du, ob er, wenn er dich auch nicht erkannt hätte, dich doch noch erkennen und entehren könnte? Er verläßt dich dann, und du bis ewig gebrandmarkt. Laß dir rathen, Töchterlein, und bleibe bei mir.

Julia blieb eine kurze Zeit in Gedanken versunken stehen, dann sagte sie mit einem tiefen Seufzer: Theuerste Pippa, ich erkenne, wie zärtlich und liebevoll du gegen mich bist! Doch — ich habe so viel gethan und will nun auch das Ende davon sehen. Werde daraus, was da wolle. Ich gehe nun, um mit Catella zu sprechen und zu sehen, wie sie sich benimmt, denn Lattanzio hat bis jetzt immer nur Antwort im Allgemeinen erhalten. Gott, der mein Herz

und meine Wünsche kennt, wird mir beistehen. Ich werde dich fernerhin jeden Tag besuchen und wenn mein Vater kommt, so werden wir sehen, was zu thun ist. Jetzt laß uns nur an die Gegenwart denken.

Sie verließ Pippa und ging in der Lanzetti Haus, welches Gherardo eben verließ. Catella's Mädchen war unter der Thür; ein Wink von Romulo und er ward in eines der untern Zimmer des Hauses geführt. Das Mädchen ging zu Catello und sagte: Komme herunter Madonna; Latanzio hat den schönen Pagen geschickt, den ihr so gern sehet, um mit euch zu sprechen.

Catella eilte herunter und kam in das Zimmer, wo Romulo ihrer harrte. Als sie ihn sah, glaubte sie einen Engel zu sehen, so schön und zierlich kam er ihr vor. Romulo verbeugte sich ehrerbietig und sagte

ihr den Auftrag, welchen er von seinem Herrn hatte.

Catella fühlte ein unendliches Vergnügen, als sie ihn sprechen hörte, und sah ihn mit glühendem Auge an, denn ihr dünkte, eine wundersüße Lieblichkeit ströme aus seinem reizenden Munde und aus den schönen Augen, und sie fühlte eine sterbliche Lust, die rosige Lippe zu küssen.

Romulo wollte Lattanzio's Auftrag vollenden, aber jene hörte gar nicht, was er sagte, da sie ihn nur ansah und sich immer wiederholte, sie habe nie einen schöneren Jüngling gesehen. Ueberhaupt strahlte die Glut der Liebe für Romulo aus ihren Augen, und die größte Schönheit und Anmuth des Knaben drang so in ihr Herz, daß sie sich nicht mehr enthalten konnte — sie schlang ihre weißen Arme um seinen Hals, küßte ihn mehrmals mit leidenschaftlichem Feuer und sagte: „Schöner Knabe, dünkt es dir hübsch, mir eine solche Both-

schaft zu bringen, und dich der Gefahr auszusetzen, daß mein Vater kommt und dich hier findet?"

Romulo, welcher klar einsah, daß Catella in ihn verliebt sey, und tausendmal ihre Farbe wechsele, antwortete: Madonna, wer in Anderer Dienst ist, muß solche und ähnliche Dinge ausrichten nach seines Herrn Willen und Befehl. Was mich betrifft, so thue ich es sehr ungern; doch da es mein Herr will, muß auch ich es wollen. Ich bitte euch, mir eine günstige Antwort zu geben, und Mitleiden mit meinem Herrn zu haben, der euch so sehr liebt, damit ich ihm eine gute Neuigkeit bringen und meine Rückkehr ihn erfreuen möge.

Als sie so eine Weile mit einander gesprochen hatten, meinte Catella, die Schönheit des Pagen vermehre und erhöhe sich mit jedem Augenblicke; wenn sie an den Abschied dachte, so fühlte sie ein stärkeres Klopfen des Herzens, beschloß, ihm das

Feuer ihrer Liebe zu entdecken und sagte: „Ich weiß, bei Gott nicht, Jüngling, was du aus mir gemacht hast. Ich bin gewiß, du hast mich bezaubert.“

Ihr spottet meiner, Signora — erwiederte jener: — ich habe euch gar nichts gethan, und bin weder ein Betrüger noch ein Zauberer. Ich will euch nur bitten, mir eine günstige Antwort zu geben, das durch erhaltet ihr das Leben meines Herrn und macht, daß er mich noch mehr lieben wird, als er bis jetzt gethan hat. — Cassella konnte es nicht mehr aushalten, so ersehnte sie die Umarmung des Pagen. Sie sagte: „Sieh, mein Leben, Leben meiner Seele! Ich weiß keinen Jüngling in der Welt, der die Gewalt über mich gehabt hätte, die du hast; aber deine Schönheit und die unendliche Liebe, welche ich für dich fasste, haben mich außer mich gebracht. Du sollst, liebster Jüngling, nicht mein Diener, wohl aber, wenn du

willst, lebenslang mein Herr und Gebiether werden, und kannst nach deiner Willkühr über mich schalten. Ich frage nicht, wer du seyst, ob reich, ob arm, und aus welchem Blute! Mein Vater, Gott sey Dank, ist reich für dich und mich — ich überrede ihn leicht zu Allem, was du willst; wenn du also dein und mein Wohlbedenkst, so lässest du Lattanzio gehen, wie ich ihm ganz entsage, und von heute an keine freundliche Miene mehr machen werde. —

Unserm Romulo schien alles recht gut zu gehen; er versprach der Herrin, alles zu thun was sie wolle, dankte ihr für ihr Anerbiethen, bat sie aber, vorsichtig zu seyn, damit Lattanzio nichts merke. Sie sprachen noch lange miteinander und nach vielen gegebenen und genommenen Liebesküssen schied Romulo, ging nach Hause und fand seinen Herrn, begierig der Antwort entgegen harrend. Romulo entschuldigte die Verzögerung seiner Zurückkunft

damit, daß er vorgab, er habe lange auf Catella warten müssen, und als er sie gesprochen, sey sie in großem Zorne gewesen, weil sie an diesem Tage wegen dieser Liebschaft von ihrem Vater sehr gezankt worden war, und erfahren habe, er sey auch noch in ein and res Mädchen verliebt.

„Ich fand es sehr nothwendig, ihr diesen Gedanken aus dem Kopfe zu bringen — fügte Romulo hinzu — habe ihr tausend Gründe dagegen angeführt und lange mit ihr darüber gesprochen. Doch alles war vergebens." — Diese Neuigkeit wunderte und betrübte Lattanzio sehr, und Romulo mußte ihm wohl zehnmal das Gespräch wiederholen, das er mit Catella gehabt hatte.

Lattanzio bat darauf den Pagen, daß er noch einmal versuchen solle, Catella zu sprechen, und ihr zu versichern, daß er nie eine andere Dame in der Welt lieben würde, als sie, und daß er alle möglichen

Prüfungen bestehen wolle; sie möge thun was ihr beliebe — er würde sie immer lieben und sey entschlossen, ihr ewig treuer Diener zu seyn. Romulo sagte, er wolle alles thun, was er könne und wisse, um Catella zu bewegen, doch sey es heute unmöglich, sie zu sprechen.

Am folgenden Tag ging Lattanzio an Catella's Hause vorbei. Diese saß am Fenster, und als sie ihn erblickte, ging sie mit einer erzürnten Miene vom Fenster hinweg und ließ sich nicht wieder sehen. Dadurch gewannen des Romulo Worte den größten Glauben; er kehrte sehr mißvergnügt in sein Haus zurück, und begann sich bei Romulo über sein Schicksal und Catella's Haß zu beklagen; von Zorn gereizt sagte er, daß Catella nicht das schönste Mädchen der Welt sey, noch das edelste, noch sich so aufblähen und ihn verachten dürfe.

Da begann nun Romulo am rechten Orte seinem Herrn zu sagen, daß dieß Dinge seyen, welche sehr oft in der Welt vorzugehen pflegten; man sähe oft einen Herrn eine Dame lieben, die sich nie bewegen ließe, seine Liebe zu erwiedern, indeß eine andere ihn liebe, deren Liebe zu entgegnen er sich nie entschließen könne. Darauf sagte Lattanzio: In der That, Romulo, du sagst ganz die Wahrheit. Ich ward vor mehreren Monaten von einem der schönsten Mädchen unserer Stadt geliebt; sie war eben von Rom hieher gekommen, ich wußte, wie wohl sie mir wollte und liebte sie sehr heiß; aber sie ging — ich weiß nicht, wohin — blieb lange Zeit abwesend, und in dieser Zeit kam mir jene stolze Catella zu Gesicht; ich ließ daher die Liebe zu der schönen Römerin, ja ich vergaß ihrer ganz und gar, nur bedacht, dieser Undankbaren zu dienen. Die Römerin kehrte indessen hierher zurück,

ſandte mir Boten und Briefe — doch ich bekümmerte mich nicht mehr um ſie.

„Mein Herr — ſagte darauf Romulo — da geſchieht euch nun recht, und ihr erhaltet den Lohn, den ihr verdient habt; denn wenn ihr von einem ſo ſchönen Mädchen ſo ſehr geliebt wurdet, wie ihr ſagt, ſo habt ihr ſehr übel daran gethan, ſie um dieſer willen zu verlaſſen. Wer weiß, ob dieſes ſchöne Mädchen euch nicht jetzt noch liebt und euretwegen in dem größten Kummer lebt? Ich habe ſehr oft ſagen hören, daß die Mädchen in ihrer erſten Liebe zärtlicher und glühender ſind, als die Männer. Mein Herz ſcheint mir zu ſagen, daß dieſes unglückliche Mädchen ſich um euch abhärmt und ein trauriges, peinliches Leben führt."

Das weiß ich nicht — ſagte Lattanzio — aber ich bin gewiß, daß ſie mich ſehr liebte, daß ſie ſehr ſchön iſt und daß Catella an ihrer Seite häßlich erſcheinen

würde. Ueberdieß muß ich dir sagen, daß mir oft in den Sinn kam, dich für sie zu halten, wenn du als Mädchen verkleidet wärest, so sehr gleichst du ihr; auch in Rücksicht des Alters könnt ihr wenig verschieden seyn; nur glaube ich, ist sie ein wenig größer, als du. Doch laß uns von Catella sprechen, die ich nicht aus meinem Sinne bringen kann; Tag und Nacht denke ich nur ihrer und weiß auf etwas Anderes den Geist nicht zu wenden. Sage mir, hast du den Muth, sie zu sprechen und ihr meine ganze Liebe zu entdecken? — „Ich will thun, was ich kann und weiß — versetzte Romulo — und wenn ich wüßte, daß ich sterben müßte, so würde ich dennoch hin gehen "

Wir verlassen nun diese ein wenig, um von Paolo, Ambrosio's Sohne zu sprechen. Es trug sich zu, daß sein Herr, der Deutsche, von Neapel abreiste und nach Asturiendente kam, wo ihn eine heftige Krank-

heit innerhalb dreier Tage tödtete. Als er sein Ende herannahen sah, machte er ein Testament, worin er den treuen Paolo zum einzigen Erben seines Vermögens einsetzte.

Paolo ließ seinen guten Herrn anständig begraben, und wandte sich dann rechts auf den Weg, der nach Esi führte, wo er etwas von seinem Vater oder dem lieben Schwesterchen erfahren zu können gewiß war. Als er in Esi angekommen war, ging er nicht, wie man glauben sollte, in seines Vaters Haus, sondern zog mit seinem ganzen Gepäck in einem Gasthofe ein. Hier ließ er seine Sachen in der Verwahrung des Wirthes, erfrischte sich, sorgte für die Seinigen, und ging nun durch die Straßen der Stadt. Zufällig war er weiß gekleidet, wie Romulo. Er wünschte zu sehen, ob seines Vaters Haus offen wäre. Als er so fortschritt, kam er an Catella's Haus; diese war am Fenster, und wunderte sich sehr, daß er sie nicht grüßte,

denn sie glaubte sicher, es sey Romulo. Alsogleich schicke sie ihm ihr Mädchen nach, und ließ ihn zurückrufen.

Das Mädchen kam ihm nachgelaufen und sagte: Kommt doch mit mir, Romulo! Madonna hat euch gerufen. Paolo sah wohl, daß man sich täuschen müsse; dies bestärkte sich noch mehr dadurch, daß das Mädchen so vertraut mit ihm sprach, als seyen sie alte Bekannte. Er beschloß bei sich, sehen zu wollen, wer die Dame sey, welche seiner begehrte, und sein Glück zu versuchen.

Indem er so über die Straße gegen das Haus ging, ließ sich der alte Gherardo am Ende der Gasse sehen, und das Mädchen, den erblickend, sagte: Romulo, siehst du den Herrn, der dort kommt? Gehe deines Weges fort! — Er ging fort, immer die Thüre des Hauses im Auge behaltend, durch die das Mädchen gehen mußte, und bedenkend, wer der alte Herr

ſeyn möchte! Das Dienſtmädchen ging in das Haus, machte die Thüre zu und that, als ob ſie ihren Herrn nicht geſehen hätte. Der kam nun, wie die Alten thun, Schritt vor Schritt herum; das Mädchen hatte er gar nicht bemerkt. Er klopfte an der Thür, ſie ward aufgethan und er trat hinein.

Paolo hatte das Haus wohl gemerkt und Catella am Fenſter geſehen; ſie gefiel ihm über alle Maßen — ja, er glaubte nie ein ſchöneres und reizenderes Kind geſehen zu haben. Tauſend Gedanken fuhren ihm durch den Kopf. Er ging nun gegen das Haus ſeines Vaters, das er aber verriegelt und die Fenſter verſchloſſen fand; er dachte ſich daher, ſein Vater müſſe verreiſt ſeyn. Um ſich beſſer zu unterrichten, fragte er einen Schneider, welcher in der Nähe ſeine Werkſtatt hatte, was aus Ambrogio Nanni geworden ſey. Dieſer antwortete, es ſey lange, daß man ihn nicht in Eſi geſehen habe.

Paolo kehrte in sein Gasthaus zurück, immer an die Dame denkend, die er gesehen hatte. Es verlangte ihn sehr, wieder hinzugehen und sie zu sehen; er stand in Zweifel ob er allein gehen, oder einige Bediente, die er noch von seinem alten Herrn hatte, mitnehmen sollte. —

Nicht lange darauf kehrte Ambrogio von Rom zurück und stieß auf Gherardo, der sogleich nach dem ersten Gruße anhob: Ambrogio, du kommst zur rechten Zeit! Wenn du die vergangenen Tage in der Stadt gewesen wärest, so denke ich, wir hätten die Ehe zwischen mir und deiner Tochter geschlossen, oder ich wäre wenigstens sicher, ob du sie mir geben willst oder nicht.

„Ich komme eben — erwiederte Ambrogio — von Rom, wie du siehst, und werde nun sobald nicht wieder verreisen. Wir bleiben beisammen und können noch oft von der Sache sprechen.“

Da sie so mit einander sprachen, Gherardo zu Fuße, Ambrogio zu Pferde, begab es sich, daß Romulo, der eben mit Catella sprechen wollte, wie Lattanzio befohlen, den Vater erblickte, sich in eine andere Straße wandte, schnell zu Pippa lief und sagte: O weh! Pippa, ich bin todt! Mein Vater ist eben zurückgekehrt und ich weiß nicht was ich anfangen soll. — „Nun, nun, — sagte Pippa — sey ruhig, gehe nicht aus dem Hause, und laß mich sorgen. Ziehe diese Kleider aus und lege deine vorigen wieder an.“ Pippa ging nun gerade gegen Ambrogio's Haus; der stieg eben vom Pferde, sie grüßte ihn freundlich und sagte: Willkommen, lieber Herr, tausendmal willkommen! Wie geht es euch? — Willkommen, Pippa! — erwiederte Ambrogio — was willst du in dieser Eile? — Ich will grade zu euch — sagte Pippa — denn Giannelloccio Dindi hat mir gesagt, ihr ritter eben in die

Stadt; ich werde euch bedienen, denn eure Leute können doch nicht kochen. — Ich danke dir, — versetzte Ambrozio — es war nicht nothwendig, daß du dich so bemühtest; ich habe die Margherita rufen lassen, die sonst im Hause zu seyn pflegte und nun auch sogleich zur Hand sein wird. Doch sage mir, wie lang ist es, daß du Julien gesehen? — Ich sehe sie jeden Tag, Herr! — antwortete Pippa — sie war noch diesen Morgen lange bei mir, und wollte vor Verlangen nach eurer Ankunft beinahe sterben. Ich habe sie erst in mein Haus geführt und zwei, drei Tage bei mir behalten; sie ist in der That eine schöne und gute Tochter und wundersam geschickt und fleißig.

Unter diesen Reden kam auch Margherita an, die nun verschiedenes im Hause zu thun anfing, wobei ihr Pippa behülflich war. Nach einer Weile sagte diese: Herr, mit eurer Erlaubniß will ich gehen und

Julien diesen Abend aus dem Kloster holen, und sie in mein Haus führen. Morgen früh bringe ich sie euch her, aber ich behalte sie noch einige Tage in meinem Hause, bis ihr wieder gehörig eingerichtet seyd. — Mache, wie es dir gut dünkt — erwiederte Ambrogio — empfehle mich der Schwester Camilla, und küsse mein Töchterlein statt meiner.

Pippo ging weg und begab sich alsbald zur Schwester Camilla, mit dieser alles verabredend, was ihr Julia's wegen nothwendig schien. Schwester Camilla, in solchen Dingen wohl bewandert, sagte zu Pippo, er solle nur frohen Muthes seyn, es würde alles gut gehen. Sie ging nun nach Hause, wo Julia — nun nicht mehr Romulo — ihrer wartete, und sehr verlangte zu hören, wie alles gegangen sey. Sie hatte sich schon ganz umgekleidet, und den Kopf geputzt, wie es Mädchen ihres Standes zu thun pflegen. Pippo trat

ihr alles, was sie vorgenommen hatte und fragte, ob sie den folgenden Tag in das Haus ihres Vaters gehen, oder noch einige Tage hier verweilen wolle; Julia beschloß, noch den folgenden Tag bei Pippa zu bleiben, und that nun nichts, als daß sie ihre Amme wegen Lattanzio's quälte, und ein so sehnliches Verlangen, ihn zu heirathen, bezeigte, daß Pippa sich gar nicht zu helfen wußte; sie sagte, Julia möchte ihre Gedanken doch auf etwas Anderes wenden, da sie einsähe, wie vergebens sie sich bemühe, wie sehr Lattanzio diese Catella im Herzen trage, und gewiß auch am Ende, wenn er sie von Gherardo zum Weibe verlangte, seinen Zweck erreichen werde. —

„Das ist es eben, was mich quält — ereignete Julia — woran ich nie ohne Verzweiflung denken kann. Wäre mein Vater noch nicht zurückgekommen, so hätte ich ihn bei Catella in solche Mißgunst ge-

bracht, daß ſie lieber einem Bauernjungen, als ihn geheirathet hätte. Aber des Vaters ſchnelle und unvorhergeſehene Zurückkunft hat meinen ganzen Plan vereitelt."

Vereitelt? — ſagte Pippa. — Eher zum Beſten gewendet! Wenn deine Erzählung deſſen, was zwiſchen dir und Catella vorgefallen, wahr iſt, ſo ſage ich dir, daß deine Sachen ſehr übel ſtanden. Was denkſt du, würde Catella mit dir gemacht haben, wenn ſie erfahren hätte, daß du ein Mädchen biſt? Wärſt du dann nicht ewig durch ſie beſchämt? hätte ſie dich nicht für Lattanzio's Buhlerin gehalten?

„Das iſt es eben — antwortete Julia — was ich gewünſcht hätte. Würde ſie auch, wie du ſagſt, mein Geſchlecht erkannt haben, ſo hätte ſie mich doch nicht als Julia, Ambrogio's Tochter erkannt, und den Lattanzio ſo gehaßt, daß er nie mehr vor ihre Augen zu kommen, wagen

durfte; dann hatte ich Hoffnung, seine Liebe wieder zu gewinnen."

Ueber diese Worte konnte Pippa sich nicht enthalten zu lachen, und sagte: Nun, gieb dich zufrieden, meine Tochter! Wenn Catella Lattanzio's Weib werden soll, so werden Kunst und Mühe dir nichts fruchten, diese Ehe zu hindern; du bist noch sehr jung, du bist schön und reich — denn dein Bruder Paolo ist gewiß tod, sonst hätte er etwas von sich hören lassen — und wenn du also klug bist, so bleibst du die einzige Erbin deines Vaters, und dann werden dir die edelsten und reichsten jungen Kaufleute nicht fehlen. Vergesse darum jenen Undankbaren, und deine Sorge um ihn, die dich so betrübt und verstört.

Paolo hatte sich indessen entschlossen, allein fortzureisen und als der Tag sich neigte, ging er gegen das Haus, konnte aber Catella nicht sehen, ging darum in das Herrenhaus zurück und wollte dasel

den Tages nicht mehr ausgehen. Lattanzio, den die Erwartung drückte, sah die Nacht sich bräunen, und wunderte sich sehr, daß Romulo nicht zurückkehrte, um ihm wegen seines Thuns bei Catella Antwort zu bringen. Als er ihn einige Stunden der Nacht vergebens erwartet hatte, ward er mißmuthig und glaubte, es sey ihm ein Unfall begegnet; da er sich die Ursache eines solchen Ausbleibens gar nicht denken konnte, so brachte er fast die ganze Nacht schlaflos zu, in tausendfache Gedanken verloren. Er liebte Romulo als treuen Diener außerordentlich, denn er war ein bescheidener und gesitteter Knabe, der mit keinem Menschen im Hause das Geringste verbrach, und mit Fleiß auf seine Geschäfte sah; weswegen er ihn denn sehr ungern verlieren mochte.

Auf der andern Seite verlangte Catella, die Romulo innig liebte, und seine Küsse schon genossen hatte, glühend nach seiner Wiederkunft. Und da sie ihn diesen

Tag, weil Gherardo dazwiſchen gekommen war (ſie hielt Paola für Romulo) nicht mehr zu ſehen hoffte, ſo ging ſie ſehr unzufrieden zu Bette.

Julia ſprach die ganze Nacht mit Pippa von Lattanzio, und vor Seufzen und innerer Unruhe konnte ſie weder raſten noch ſchlafen.

Als der folgende Tag nun kam und Romulo nicht zu Hauſe erſchien, ſchickte Lattanzio überall hin, ihn zu ſuchen, ließ auch auf verſchiedene Art ausſpähen, ob niemand etwas von ihm gehört habe. Da er überall nachforſchen und die ſichern Zeichen ſeines Alters, ſeiner Kleidung u. ſ. w. angeben ließ, ſo fand ſich einer, welcher ausſagte, er habe ihn Tags vorher in das Haus der Pippa Giacomaccio, welches nahe an der großen Kirche liege, gehen ſehen.

Lattanzio, dies hörend, erkannte Pippa, ging ſogleich an ihr Haus und klopfte. Pippa ging an das Fenſter, erkannte den

jungen Menſchen, und fürchtete, er möchte wiſſen, daß Julia in ihrem Hauſe ſey; ſie ſagte: Was ſucht ihr, junger Herr? — „Frau Pippa, — ſagte dieſer — wenn es euch nicht mißfällt, ſo möchte ich einige Worte mit euch ſprechen.“ — Soviel ihr wollt! — antwortete Pippa, — ſagte Julien, Lattanzio ſey an der Thüre und begehre, ſie zu ſprechen; dann ging ſie hinunter und öffnete die Thüre.

Der junge Mann kam nun mit herauf, ſetzte ſich zu Pippa an einen Ort, wo Julia ihn, ohne geſehen zu werden, betrachten und alles mit anhören konnte, was er ſagte. Lattanzio begann: Frau Pippa, obſchon ich euch nie einen Dienſt leiſtete, der verdiente, eure Güte in Anſpruch zu nehmen; ſo iſt mir doch nicht unbekannt, daß man euch allgemein liebt und daß ihr ſehr gefällig ſeyd. Ich nahm mir daher den Muth, zu euch zu gehen, in der ſichern Hoffnung, daß ihr meiner Bitte vollkom-

men Genüge leisten werdet. Ich bitte euch inständig, mir zu sagen, wie es sich mit einem weißgekleideten Jünglinge verhält, der gestern zu euch kam, sich Romulo nennt, ungefähr siebzehn Jahr, von edlem, blühendem Ansehen ist, und bei mir Page war; den ich aber seit gestern vermisse. Sagt mir, was ihr von ihm wißt, ihr erzeigt mir dadurch den größten Gefallen, und ich bleibe euch ewig verbunden. —

„Mein Sohn, — erwiederte Pippa — ich danke euch für das Zutrauen, welches ihr in mich setzt, und für die Ehre, dieses Haus von euch besucht zu wissen. Schon einige Tage suche ich Gelegenheit, euch zu sprechen, und will sie nun nicht verlieren. Um zuerst auf eure Frage zu antworten: von eurem Knaben kann ich euch nichts sagen — da weder gestern noch lange vorher ein Knabe in mein Haus gekommen ist, und ich müßte es doch wissen, wenn jemand in das Haus gekommen wäre."

Ihr fürchtet vielleicht — fiel Lattanzio ein — ich möchte meinen Knaben züchtigen, weil er nicht nach Hause kam; aber ich versichere euch, es soll nicht geschehen! Er soll mir nur sagen, warum er die Nacht weg blieb.

„Bemüht euch deshalb nicht — antwortete Pippa — es war gestern, und ist auch nun kein Mann in meinem Hause. Es ist mir leid, daß ich euch hierin nicht dienen kann.“

Bei diesen Worten der Alten seufzte Lattanzio tief; weswegen sie zu ihm sagte: Jüngling, ihr seyd sehr außer Fassung, und wenn jemand diese schweren Seufzer hörte, so müßte er glauben, ihr wäret in euren Pagen verliebt.

Wollte Gott, ich liebte nicht! sagte Lattanzio: — ich wäre fröhlicher und zufriedener als nun. Aber denkt nicht, daß ich um meinen Pagen seufze. Der ist nicht meines Kummers Ursach, sondern ein Mäd-

chen, das ich mehr als meine Augen, mehr als meine Seele liebe.“

Bei diesen Worten quollen heiße Thränen aus seinen Augen und flossen die Wange herab; er athmete tief. Pippa dachte nun ihrem Ziele näher rücken zu müssen und sagte: ich glaube wohl, mein Sohn, daß ihr die Wahrheit sprecht, und so liebt, wie ihr sagt. Ich glaube, daß eure Qual groß ist, da ich überzeugt bin, es gebe keinen größern und bitteren Schmerz als den, zu lieben und nicht wieder geliebt zu seyn. Ich weiß, daß das Mädchen, welche ihr liebt, eure Liebe ganz und gar nicht erwidert, ja, daß sie euch haßt, und einen andern über Alles liebt.

Und woher wißt ihr das, Frau Pippa? fragte Lattantio voll Verwunderung.

„Fragt nicht, — erwiederte jene: — genug, ihr liebt und werdet nicht wieder geliebt, und vor einigen Monaten habt ihr eine viel schönere Dame geliebt; diese

Dame liebte euch glühend, ja sie liebt euch jetzt noch mehr, denn jemals — nur ihr seyd treulos geworden und gedenkt ihrer nicht mehr und nicht weniger, als hättet ihr sie niemals gesehen."

Wahrhaft, sagte Lattanzio, ihr seyd sehr gut unterrichtet. Aber saget mir doch, woher ihr wißt, daß die, welche ich liebe, mich nicht liebt, und einem andern zugethan ist?

„Das darf ich euch nicht sagen, doch muß ich euch erinnern, daß Gott gerecht ist, wenn er, da ihr die, welche euch liebte, verachtet habt, und die, welche euch haßt, liebet, eure Sünde und Undankbarkeit straft. Unglückliche Julia! du hast alles gethan, um die Gunst deines Geliebten wieder zu erlangen und alles war vergebens. Ihr, Lattanzio, liebt Catella mehr, als euer Leben, und sie kümmert sich nicht um euch. O folgt nur diesem Eindrucke; am Ende werdet ihr euern Irrthum sehen

und bereuen.“ Der Jüngling war außer sich und wußte nicht zu antworten.

Julia, die alles sah und hörte, was vorging, wäre so gern herausgekommen, um einige Worte zu sprechen; doch wollte sie das Ende der Unterredung abwarten und blieb deswegen ruhig. Auch Pippa erwartete, daß der junge Mann etwas erwidern würde; der sagte denn auch, wie von einem tiefen Schlafe erstanden, endlich:

Es ist wahr, Pippa, ich habe Julia Nanni geliebt und weiß, daß sie mich wieder liebte. Ihr Vater sandte sie aus der Stadt — ich weiß nicht, wohin? Indessen begann ich Catella zu lieben, die auch einige Zeit meine Gefühle zu theilen schien. Hiernach zeigte sie sich, ich weiß nicht, warum? widerstrebend und meinen Wünschen entgegen, so daß sie jetzt, wenn sie an ihrer Thüre oder an den Fenstern ist, und ich durch die Straße gehe, sich zurückzieht,

ſobald ſie mich erblickt. Sie will meine Bothen nicht mehr hören; geſtern ſchickte ich nun meinen Pagen, zu ſehen, ob er ſie ſprechen könne; doch er kehrte nicht zurück, mir Antwort zu bringen, ſo daß ich nun eine Geliebte und einen ſehr guten Diener verloren habe. O wenn er zurückkehrte und mir ſagte, daß ſie in ihrer gewöhnlichen Härte verharre, ſo war ich entſchloſſen, ſie nicht länger zu beläſtigen, ſondern mir eine andere Geliebte zu ſuchen; denn ich ſehe ein, daß es eine große Thorheit iſt, die zu verfolgen, von der man geflohen wird!

Das iſt wahr geſprochen — ſagte Pippa — es iſt eine große Narrheit! doch ſagt mir einmal, wenn es euch gefällt — was würdet ihr ſagen, wenn euch Julia noch wohl wollte, ja, euch mehr liebte, denn jemals! Glaubt ihr, ſie verdiene, von euch wieder geliebt zu werden!“

Wahrlich, erwiederte Lattanzio, ſie ver-

diente, daß ich ſie mehr liebe, als mich ſelbſt. doch das kann nicht ſeyn! O gewiß, ſie wird mir zürnen; denn nach ihrer Zurückkunft von Faenano hat ſie mir mehrmals geſchrieben; doch ich habe mich nicht darum bekümmert; auch wüßte ich ſie nicht zu finden, ſo lange iſt es, daß ich ſie nicht geſehen habe.

„Ah, ſagte Pippa, ich weiß, daß ihr ſie in den letzten Tagen mehrmalen geſehen habt, ja ganz vertraut mit ihr ſprachet.“

Da betrügt ihr euch, verſetzte Lattanzio.

„Ich betrüge mich nicht, ſagte jene: ich werde doch wiſſen, was ich ſpreche, und nicht in den Wind reden. — Aber ſagt mir, wenn es ſich nun ſo verhielte, wie ich euch ſagte! Wenn ich euch klar beweiſe, daß Julia euch noch liebt, daß ſie euch mehr liebt, als jemals, was würdet ihr ſagen? Meine Worte dürfen euch nicht ſo befremden und wundern, denn die Sache iſt wörtlich ſo und nicht anders, als

ich sie darstelle. Ich bin bereit, euch die Wahrheit meiner Aussage zu beweisen.“

Ihr erzählt mir Fabeln und Träume, erwiederte Lattanzio: aber wenn es wahr wäre, so wüßte ich nicht, was zu sagen. Ich würde Julia unendlich lieben müssen, und als meine Gebieterin ansehen.

Wohl, sagte Pippa, und bat ihn einen Augenblick allein zu bleiben. Sie ging, rief Julien und hieß sie die Pagenkleider anziehen. So kam diese nun, im ganzen Gesicht erröthend hinter Pippa herein. Lattanzio, sagte Pippa, sehet hier eure Julia, sehet hier euren Romulo! Sehet hier euren Pagen, der Tage und Nächte bei euch war, euch zu Lieb Ehre und Leben der größten Gefahr aussetzte! Sehet sie, sie hat euretwegen die ganze Welt verachtet, und sich nur um euch bekümmert, und doch habt ihr sie so lange nicht erkannt.

Sie erzählte ihm jetzt den ganzen Zusammenhang und fragte ihn, was er nun

zu thun gedenke! Lattanzio ſtand halb be-
ſinnungslos und ſchaute Julia an; er glaub-
te zu träumen und wußte nicht, was er
dazu ſagen ſollte, daß ſie als Knabe ver-
kleidet bei ihm geweſen ſey. Dann kam
er zu ſich, dachte an Catella's Grauſamkeit,
erwog, wie viel ſchöner Julia ſey, als
jene, dazu die Liebe Julia's, die Gefahr,
welcher ſie ſich aus Liebe für ihn ausge-
ſetzt — Thränen ſtanden in ſeinem Auge;
er ſagte: Julia, es iſt unmöglich, mich
zu entſchuldigen vor dir. Wenn du aber
ſo geſinnt biſt, wie Pippa ſagt, ſo verſage
dem Flehenden deine Hand nicht. Sei
mein Weib!

Julia, die nichts anderes in der Welt
wünſchte, als ſein Weib zu werden, warf
ſich ihm zu Füßen und ſagte in unaus-
ſprechliche Freude verloren: O Herr, wenn
du mich würdigſt, deine Gattin zu werden,
ſo ſege mich ſtets bereit dir zu dienen.

Ueberall bin ich und mein Wille in deiner Macht.

Lattanzio zog alsbald einen Ring von seinem Finger, verlobte sich mit ihr in Pippa's Gegenwart, und sagte: Ich gehe nun sogleich zu deinem Vater, um dich von ihm zum Weibe zu verlangen, und ich schmeichle mir, daß er sich dieser Verbindung nicht widersetzen werde.

Er ging nun zu Julia's Vater, auch Julia und Pippa gingen und Ambrogio empfing die Tochter froh und herzlich. —

Paolo verließ nach dem Mittagessen die Herberge und ging auf Catella's Haus zu. Er war ganz allein. Gherardo war eben ausgegangen, Catella zeigte sich am Fenster. Kaum erblickte sie ihn, so glaubte sie, es sey Romulo, und winkte, als er in der Nähe war, hinaufzukommen.

Er wollte Licht haben in der Sache und trat in das Haus. Augenblicks sprang Catella die Treppen herunter ihm entgegen,

küßte und umarmte ihn liebevoll und ſagte:

„Mein ſüßes Leben, mein ewiger Gedanke, du machſt dich ſehr ſelten! du willſt mir gewiß nicht ſo wohl, als ich dir; ich ſagte dir vor zwei Tagen ſchon meine Geſinnungen, daß ich keinen andern will, als dich.“ Dabei umſchlang ſie ihn mit glühenden Umarmungen und Küſſen. Auch in ihm erglühte das Feuer der Liebe und er küßte ſie oft und heiß. Darauf ſagte Catella: Mein Geliebter, ich wünſche, du verlieſſeſt deinen Herrn, damit wir beiſammen ſeyn können, ſo oft es uns beliebt.

„Darum ſey unbeſorgt, ſagte Paolo, ich werde wohl Gelegenheit finden, ohne ihn zu leben.“

„Du lieber Junge!“ koßte Catella, und küßte und drückte ihn an ihr Herz. Sie begannen ein ſüßes Liebesſpiel mit Blicken und zärtlichen Händedrücken und Küſſen. Paolo war ſo überaus glücklich; Catella

dünkte ihm das schönste Mädchen der Erde; ihre Reize, die klaren Augen, der rosige Mund, die zarten Brüste in voller, frischer, herber Jugendfülle, rund wie zwei Aepfel, entzückten ihn.

Plötzlich sprang — das Dienstmädchen war ausgegangen — die Thüre des Gemaches auf, und Gherardo trat herein. Er war an dem Zimmer vorbeigegangen, in dem die zwei Liebenden saßen, und hatte es flüstern gehört. „Wer ist da?“ rief er eintretend. Als er Paolo bei seiner Tochter sah, ward der Glaube, dieses sey Julia, in die er, wie gesagt, sterblich verliebt war, so gewiß, daß all der Zorn, in dem er, glaubend, es sey ein Mann bei Catella, eingetreten war, plötzlich verflog; er sah Paolo an, und je mehr er ihn ansah, desto sicherer ward er, es sey Julia.

Catella, die bei der Erscheinung ihres Vaters halb todt war und Paolo, der am

ganzen Leib zitterte, ermuthigten sich, als sie den Alten, ohne ein Wort zu reden, dastehen sahen, und erwarteten, wie sich die Sache enden würde. Wie schon oben bemerkt worden, Paolo und seine Schwester Julia waren ganz ähnlich, und nur mit der größten Mühe konnte man sie von einander unterscheiden, wenn sie gleich gekleidet waren.

Nachdem Gherardo eine Zeitlang Paolo mit der größten Verwunderung betrachtet hatte, und sich, da Ambrogio's Sohn abhanden gekommen war, versicherte, Julia habe sich als Jüngling verkleidet, sagte er: Julia, Julia! Wenn du die nicht wärest, welche du bist, so würde ich mit dir und Catella einen traurigen Scherz machen. Darauf befahl er seiner Tochter hinauf zu gehen und ihn mit Julia allein zu lassen, da er ihr bessere Gesellschaft leisten würde, als sie.

Catella ging, vergnügt, daß sie ihr

Vater nicht ausgezankt hatte, hinweg, doch wußte sie nicht, warum ihr Vater den schönen Jüngling Julia nannte. Als Castella fort war, sagte der Alte: meine theuerste Julia, welch ein Kleid sehe ich an dir? Wie kann dein Vater erlauben, daß du so einhergehst? Sage mir die Wahrheit, warum kamst du hierher? Wolltest du vielleicht sehen, wie ich mein Haus in Ordnung halte und wie ich lebe? Vor zwei Tagen sprach ich schon mit deinem Vater und fragte ihn, ob er sich endlich entschließen wolle, dich mir zur Frau zu geben, oder nicht; er antwortete: er würde noch mit mir davon sprechen. Ich versichere dich, du wirst es gut bei mir haben; das ganze Hauswesen werde ich dir überlassen.

Paolo dachte bei sich, jetzt bin ich heute schon zweimal für etwas Anderes gehalten worden, als ich wirklich bin. Recht spaßhaft! Der hält mich für meine Schwester

und seine Tochter für ihren Romulo. — Nicht spaßhaft!

Oberardo erwartete Antwort und da die [illegible] Julia schwieg, kam er heran und wollte sie küssen; doch Paolo stieß ihn zurück und sagte: Wenn ihr etwas wollt, so sprecht mit meinem Vater, mich laßt [illegible] Ich weiß selbst nicht, wie ich in euer Haus kam.

Der Alte, welcher ihn immer noch für Julia hielt, sagte: Nun, so gehe, ich werde mit deinem Vater sprechen und der Sache ein Ende machen. Paolo eilte fort, und ging nun in das Haus seines Vaters, wo auch Lattanzio war, der Julien zum Weibe begehrte, die ihm Ambrogio, da er ihn als einen edeln und reichen Jüngling kannte, nicht abschlug.

Als Paolo in das Haus trat, und Lorenzio ihn erblickte, blieb er erstaunt stehen, und wenn Ambrogio ihm nicht in [illegible] Augenblicke die Hand seiner

Tochter erachen hätte, so würde er geglaubt haben, dieß sey Julia.

Ambrogio's Freude beim Wiedersehen seines Sohnes, den er schon längst für todt gehalten hatte, läßt sich nicht mit kalten Worten mahlen; er war außer sich vor Entzücken, und schätzte sich nun um so glücklicher, als er nicht nur seinen geliebten Sohn wieder gefunden, sondern auch seine Tochter anständig und zu ihrer größten Zufriedenheit verheirathet hatte.

Welche Liebkosungen unter diesen vier glücklichen Menschen! Welche unbeschreibliche, unendliche Freude in eines Jeden Brust

Siehe, da trat der alte Eberarde herein. Er stand versteinert am Eingange; dort sah er Julia mit Lattanzio in süßer, unschuldiger Vertraulichkeit scherzen, spielen und sich küssen — hier stand Paolo, den er

für Julia gehalten hatte, bei Ambrogio und sprach vertraut mit ihm.

Endlich sagte er fast außer sich: „Gott stehe mir bei! wache oder schlafe ich denn?“ — die Arme in einander geschlagen stand er lange in größter Verwunderung da.

Paolo, dem Catella's süße Küsse über alle Maßen wohlschmeckend schienen und wunderlieblich, sagte zu seinem Vater, er möge ihm doch die Freude machen und Gherardo's Tochter zum Weibe geben.

Dem Ambrogio gefiel das, und er erzählte nun Gherardo'n, wie er seine Tochter Julia mit Lattanzio eben verlobt habe, und bat ihn, seinem Sohne Paolo seine Tochter Catella zum Weibe zu geben.

Auch diese zweite Heirath schloß sich, und Ambrogio erfuhr nun zum größten Er-

ſtaunen und zur nicht geringen Freude Gherardo's, wie reich Paolo eigentlich ſey. Man ließ alsbald Catella rufen. Ihre Freude war grenzenlos.

Alle waren vergnügt und glücklich, Gherardo ausgenommen, der Julia, die ſchöne reizende Julia gar nicht vergeſſen konnte. Erſt ſpät ließ er ſich beruhigen. Das Glück der zwei jungen Paare dauerte bis zum Tode.

Inhalt.

1. Julia. 1
2. Das Müllermädchen. . . 21
3. Haß und Liebe. . . . . 35.
4. Vandelchil und Aloinde. 95.
5. Das unglückliche Brautpaar. . . 117.
6. Edelmuth. . . . . 153.
7. Errungene Liebe. . . . 179.
8. Der Page. . . . . 193.

Bandello's

Novellen.

Von

Adrian.

Zweiter Band.

Frankfurt am Main, 1813.
Bei den Gebrüdern Sauerländer.

Univ. Bibl.
München

1.

Don Diego.

In Spanien, in der Nähe der Pyrenäen wohnte auf einem ihrer Schlösser die Wittwe eines Edeln aus uraltem Blute; sie hatte von ihm eine einzige Tochter von außerordentlicher Schönheit, welche sie mit großer Sorgfalt erzog. Man nannte das Fräulein überall die blonde Ginevra, weil sie so schön blondes Haupthaar hatte, daß es wie glänzende Goldfäden aussah. Ungefähr eine halbe Tagreise von dem Schlosse, das die blonde Ginevra bewohnte, hatte ein junger Ritter einige Schlösser; er war, wie

sie, vaterlos, und seine Mutter hatte ihn eine Zeitlang nach Barzelona geben lassen, um sich dort in den Wissenschaften und mit ihnen in edeln, feinen Sitten zu unterrichten. Er war gebildet und sehr artig geworden, und hatte sich außer den Wissenschaften auch mit Waffenübungen abgegeben, so daß ihm unter den adeligen Jünglingen Barzelona's nur wenige gleich kamen. Als man in Barzelona zu Ehren des Königs Philipp, der durch Frankreich nach Katalonien zog, um von dem spanischen Throne Besitz zu nehmen, ein Turnier veranstaltete, wählte man dazu mehrere junge Edelleute aus, die sich noch nicht in den Waffen öffentlich versucht hatten, unter diesen war Don Diego, von dem wir sprechen, einer der ersten. Seine Mutter versorgte ihn reichlich mit Allem, was zu diesem Feste nothwendig war, um daselbst seinem Stande gemäß zu erscheinen; sie schickte ihm Gold in Ueberfluß, und empfahl ihm, den sie

mehr als ihr Auge liebte, nichts zu sparen, um sich Ehre zu erwerben. Er kaufte sich neue Waffen, schöne Pferde und übte sich jeden Tag unter Anleitung eines Kampflehrers. König Philipp kam, wurde von den Barzelonern mit großen Ehren empfangen, und man machte allen möglichen Aufwand, weil er der Schwiegersohn und Thronerbe Ferrando's, des katholischen Königs war, der, wegen des Todes der Königin Isabella, gen Neapel geschifft war. Das Turnier begann und Diego war so glücklich, den ersten Preis davon zu tragen. König Philipp schlug den edeln, neunzehnjährigen Jüngling zum Ritter, zeichnete ihn in Gegenwart der ganzen Stadt aus und ermahnte ihn, in diesem rühmlichen Thun fortzufahren.

Als König Philipp Barzelona verlassen hatte, fühlte Don Diego eine große Begierde, seine Mutter wieder zu sehen, verließ die Stadt und ging auf seine Schlös-

ser, wo er von seiner Mutter liebevoll empfangen wurde, und sich vornehmlich mit der Jagd, die da bedeutend war, abgab.

Eines Tages fand er in einem Buschwerk viele Hirsche; einer sprang auf und begann vor dem Pferde herzurennen. Diego beschloß, ihn zu verfolgen, und nachdem er einigen Dienern befohlen hatte, ihn zu begleiten, sprengte er dem Hirsche mit verhängten Zügeln nach. Vier seiner Begleiter, welche sehr gut zu reiten verstanden, folgten ihrem Herrn; doch sie hielten es nicht lange aus. Diego war auf einem großen, spanischen Renner; sie verloren ihn bald aus dem Gesichte und er entfernte sich, nur dem geflügelten Laufe des Hirsches folgend, immer weiter und weiter von den Seinigen. Der Hirsch flog jetzt schneller, als Anfangs, sein Pferd verlor den Athem, bald war jener ihm aus dem Gesichte verschwunden, Diego allein im Walde.

Er setzte sein Jagdhorn an, und begann

darauf zu blasen, um den Seinigen ein Zeichen zu geben. Diese waren aber so entfernt, daß sie es nicht hören konnten. Er begann also allein den Rückweg anzutreten, und weil sich der Weg immer dichter und dichter verschlang, umher zu irren, wie ein der Gegend unkundiger Wanderer. Indem er glaubte, nach Hause zurückzukehren, war er auf dem Wege nach dem Schloß der blonden Ginevra, welche an diesem Tage mit ihrer Mutter und den Vasallen sich mit der Hasenjagd ergötzt hatte.

Don Diego hörte den Lärm der Jagenden näher und näher kommen, je weiter er fortschritt; als er jedoch zu bemerken glaubte, es seyen die Seinigen nicht, war er wegen seines Thuns ungewiß. Es ging schon gegen Abend; die sinkende Sonne vergrößerte die Schatten, Diego's Pferd konnte sich kaum noch fortbewegen, er selbst hatte nicht Lust, die Nacht auf dem

Felde allein zuzubringen, beeilte sich daher möglichst, die Jagenden zu treffen.

Plötzlich sah er, aus dem Walde getreten, keine italienische Meile entfernt, ein stattliches Schloß, und nahe ritt ein Zug von Frauen und Männern. Ginevra's Mutter, den Jüngling erblickend, schickte alsbald einen Knappen hin, zu fragen, wer er sey. Als sie hörte, er nenne sich Don Diego, ritt sie ihm entgegen, begrüßte ihn höflichst, und bezeugte ihre Freude, ihn, von dem das Gerücht so viel rühmliches sage, und der ihr, da sie mit seiner Mutter als Nachbarin in Freundschaft stehe, nicht fremd sey, so unverhofft kennen zu lernen.

Es war schon Abend; sie lud daher Don Diego ein, die Nacht bei ihr zuzubringen, und sandte sogleich einen Bothen ab, damit seine Mutter wegen seines Ausbleibens nicht in Angst seyn möchte. Don Diego küßte die Hand der Dame, dankte

verbindlich für die Güte und nahm die Einladung an; er ritt Ginevra's Pferd am Zaume führend, mit ihnen nach dem Schlosse. Man begann sich zu unterreden und Don Diego, der ein schöner, anmuthiger Jüngling war, blickte nun zur blonden Ginevra auf und traf ihren Blick, der auf dem seinigen ruhte. Diese zwei Blicke waren so feurig und gewaltig, daß sie wechselseitig von der heftigsten Glut entbrannten, und das eine des Andern Gefangener blieb.

Mit steigender Lust, mit erhöhtem Entzücken betrachtete der entflammte Jüngling die schöne Jungfrau, die eben sechszehn Jahre zählen mochte. Sie ritt einen prachtvoll aufgezäumten mit Sammt reich geschmückten Zelter; ein zierliches Hütchen mit einem Reiherbusch verdeckte zum Theil die goldnen Locken; andere wallten wellenförmig den zartesten Nacken herab und umflossen das holde Antlitz, so daß man sagen

konnte, hier oder nirgend habe Amor und die Grazien ihren Thron aufgeſchlagen. An den ſchönen Ohren trug ſie zwei feine Juwelen, und in jeder ſah man eine koſtbare orientaliſche Perle glänzen. Auf der freien hohen Stirne Mitten funkelte ein in Gold gefaßter Diamant, wie man am klaren Himmel manchmal die ſchönſten Sterne glänzen ſieht. Die ſchwarzen Augen, von den feinſten Braunen überwölbt, erglänzten von ſolchen Strahlen, daß jeder, der hineinſchaute, in lebendigen Flammen zu ſtehen ſchien, und wer feſt hineinſah, war ſo geblendet, wie einer, der in die glühende Sonne ſieht, wenn ſie in der Mitte des Junius am reinen Himmel flammt; ſie konnte damit jeden tödten und wenn ſie wollte, wieder zum Leben erwecken. Ein grades Näschen, die roſigen Wangen theilend, war ſo ſchön geformt, als das übrige reizende Geſicht; Roſen und Lilien prangten da vereint und lieblich verſchmolzen

auf den Wangen, die zwei roſigen Aepfeln zu gehören ſchienen; die zauberiſchen Lippen waren zwei feine, glänzende Korallen; wenn ſie redete, erſchienen zwei Reihen orientaliſcher Perlen, aus denen eine große und ſüße Harmonie mit ſolcher Anmuth der Worte ſtrömte, daß die wildeſten und härteſten Seelen davon mild und gefällig wurden. Was ſoll man ſagen, von dem Reize des niedlichen Kinns, von dem elfenbeinenen, glänzenden Hals, dem Marmornacken, dem Alabaſterbuſen, wo ſie unter einem dünnen Schleier zwei runde, feſte und zarte Brüſtchen verſchloß? Die jungfräuliche Bruſt war nicht ſehr voll, doch zeigte ſie einen blendenden Reiz und Lieblichkeitfülle nach dem zarten Alter des Mägdleins. Man kann ſich denken, daß der übrige Theil des Körpers nicht weniger ſchön war. Uebrigens war Ginevra im Umgange ſo fröhlich, als der Anſtand erlaubte, beſcheiden, höflich und herablaſſend

mild. Diego bewunderte nun den Reichthum und die Zierlichkeit ihres Putzes. Den weißen Hals umschlang eine goldene Kette von der feinsten Arbeit, die, vor der Brust hängend, in der Wölbung der Liebe, welche die elfenbeinernen Brüstchen theilte, sich verbarg. Ihr Kleid war von weißem Zindel sehr kunstreich verfertigt; unter demselben glänzte ein Goldgewebe fröhlich hervor.

All das war reicher Stoff für das Auge Diego's. Die blonde Ginevra fand den Ritter eben so schön und anmuthig, als er sie, und man war unter heiteren Gesprächen endlich im Schlosse angelangt.

Der blonden Ginevra Mutter wollte nun, daß der junge Ritter ein wenig ausruhe und ließ ihn in eine reichgeschmückte Kammer führen, um sich umzukleiden. Er hatte wenig Lust zu ruhen. Der Dame zu Gefallen legt er die Jagdkleider ab, und zog ein reiches Gewand an, das sie ihm

hatte reichen lassen; immer nur an die göttliche Schönheit des Mädchens denkend, glaubte er, nie einen ähnlichen Reiz gesehen zu haben. Anderseits konnte, während er in dem Gemache war, die blonde Ginevra des Gedankens an den Ritter nicht los werden, er war ihr bei dem ersten Anblicke als der schönste erschienen; sie hielt ihn für den edelsten, tapfersten Jüngling, den sie je gesehen hatte; beim Gedanken an ihn erfüllte sie eine wunderbare Lust, deren sie vorher nie genossen hatte; ihr selbst unbemerkt fühlte sie am Ende, daß sie ihn unendlich liebe. Er dachte ihrer eben so, und bald dieß, bald jenes an ihr bewundernd, trank er unsichtbar das Gift der Liebe in seine Seele. Ach, indem er einen Hirsch zu tödten ausgegangen war, war er selbst von dem schönen Mädchen durch den Pfeil der Liebe tödtlich verwundet worden. —

Diego's Diener, welche ihn lange ge-

sucht und nirgends gefunden hatten, kehrten endlich nach Hause zurück, und glaubten, er müsse auf einem andern Weg in das Schloß zurückgekommen seyn. Als sie noch eine halbe Meile von dem Schlosse entfernt waren, stießen sie auf die von Ginevra's Mutter ausgesandten Boten, um Nachricht von Don Diego an dessen Mutter zu bringen, damit man ihn die Nacht nicht zurück erwarte. Sie fanden die sorgsame Mutter noch wachend und beruhigten sie wegen Don Diego's.

Die Liebenden wurden bald aus ihren süßen Träumen geweckt, denn das Nachtessen war in einem großen Saale bereitet; man führte den Ritter dahin; Mutter und Tochter empfingen ihn freundlich und unterhielten ihn mit gefälligen Reden. Es ward nun Wasser gereicht und alle drei wuschen sich die Hände. Diego mußte wider Willen am Tische oben an sitzen: rechts saß die Mutter, links die blonde Ginevra,

und dann folgten die Andern nach ihrem Range. Das Abendeſſen war prachtvoll, mannigfaltige köſtliche Speiſen waren da; die Liebenden aßen nur ſehr wenig. Ginevra's Mutter hatte die ſeltenſten Weine holen laſſen, obſchon ſie und ihre Tochter nicht tranken; es fand ſich auch, daß Don Diego nie Wein nahm, ſo daß dieſe drei Waſſer tranken. Doch ich, meine Herrn, hätte es mit den Andern gehalten, wenn ich dabei geweſen wäre; dieſe ließen ſich die köſtlichen Oele trefflich ſchmecken. Die Edeldame, eine gute Rednerin, brachte gewandt verſchiedene Geſpräche in Umlauf, die blonde Ginevra miſchte ſich endlich auch hinein, ſo daß die Unterhaltung lebhaft und Diego verführt ward zu glauben, er ſey in dem Paradieſe. Die Frauen fanden ſeinen Geiſt recht angenehm, und der Abend verſtrich ſo auf das Schnellſte.

Nach dem Nachteſſen ſprach bis zur Zeit des Schlafengehens der Ritter vieles

mit seiner Geliebten, wagte aber nicht, ihr seine glühende Liebe zu entdecken, sondern sagte ihr nur im Allgemeinen, daß er fernerhin nur ihrem Dienste leben wolle, daß er ihre Befehle erwarte, die zu erfüllen ihm die größte Freude machen würde.

Das Fräulein wechselte unter diesen Reden die Farbe tausendmal, dankte dem Ritter bescheiden für sein Anerbieten, und obschon es ihr aus seinen Reden und Handlungen begreiflich schien, daß er sie nicht mit halber Seele liebe, so that sie doch, als ob sie es nicht merkte, um in der Zukunft sein Gemüth desto besser zu erforschen.

Als nun die Zeit des Schlafengehens kam, wünschte man sich, wie es Sitte ist, gute Nacht und jedes ging von dannen. Wie aber das neue Liebespaar geschlafen haben möchte, kann jeder leicht errathen, der sich je in einem ähnlichen Zustande befunden hat. Schlafes brachten sie die

ganze Nacht, in Gedanken zu, bald fürchtend, bald hoffend, bald sich selbst tadelnd, bald den Sinn ermuthigend, sich dem süßen Eindrucke hinzugeben.

Der blonden Ginevra schien es, als habe sie bestimmt ein Etwas bei dem Ritter bemerkt, das ihr anzeige, sie werde geliebt, ihr Herz dürfe sich der innigsten Erwiederung ihres Gefühles erfreuen. Durch diesen Gedanken gab sie den schon entzündeten Liebesflammen neuen Stoff und Nahrung.

Don Diego, der das Fräulein edel, bescheiden und so reizend und schön gefunden hatte, als man sich nur im Ideale denken kann, fühlte sich durchaus entflammt und sah sich gezwungen, das holde Wesen auch wider seinen Willen zu lieben.

Da es ihm aber schien, als habe er sich ihr doch einigermaßen entdeckt, ohne die gewünschte Erwiederung zu finden, so blieb er in Rücksicht ihrer Gefühle

in Zweifel. Als er nun bedachte, daß sie noch so jung und ihres Herzens gewiß sehr schüchtern sey, daß Mädchen ihrer Art den Schmeicheleien junger Leute nicht so leicht glauben dürften; so ermuthigte er sich einigermaßen, und gedachte durch Treue ihre Liebe zu erlangen. So verfloß die Nacht.

Als der Morgen anbrach, kamen Don Diego's Diener, ihn nach Hause zu begleiten. Die Edelfrau hatte schon das Bett verlassen und das Frühstück bestellt; sie wollte nicht, daß der Ritter sie so schnell verlasse, und er ließ sich gerne nöthigen, bis zum Mittage da zu bleiben, da er die blonde Ginevra immer und immer hätte sehen mögen. Diese hatte sich an demselben Morgen in ein reiches Gewand und in solch Freudigkeit gekleidet, daß alles um sie zu lachen schien vor Entzücken. Nachdem sie sich nun im Spiegel beschauet und mit ihren Frauen Rathes gepflogen hatte,

was noch an ihrem Putze zu verbessern seyn mochte, ging sie aus dem Gemache und kam in den Garten, wo ihre Mutter, mit dem Ritter im Gespräche, lustwandelte.

Den Diego grüßte sie sehr ehrerbiethig, und wenn sie ihm den Tag zuvor überaus schön erschienen war, so glaubte er jetzt, da er sie so morgenlich und zierdevoll erblickte, sie sey das schönste Weib, das man sich denken, das je ein Dichter mahlen könnte; er sah alles in ihr vereinigt und konnte die Augen nicht mehr von ihrem Antlitz wenden.

Auch ihr schien der Ritter der schönste und reizendste Jüngling, den man finden könne — und so weideten sie, sich ergötzend, die Augen an dem süßen Anblick. Dann gingen sie zur Messe in die Schloßkapelle, nach welcher man das Frühstück einnahm.

Diego machte nun Anstalten zur Abreise. Er dankte der Edelfrau auf das schönste, küßte ihr die Hand und erbot sich zu ih-

rem Dienste. Sich nun zur blonden Ginevra wendend, faßte er ihre Hand und konnte vor Uebermaß der allnächtigen Liebe keine Worte finden, noch weniger ihre zarte Hand aus der seinigen lassen. Wie freute sich das Fräulein über dieses sichere Zeichen seiner Liebe! Wie glücklich — ach, wie selig war sie. Sie neigte sich zu ihm und sagte mit bebender Stimme, leise: Don Diego, ich bin ganz die Eurige!

Er nahm nun, so gut er konnte, Abschied, und kehrte zu seiner Mutter zurück, welcher er die freundliche Aufnahme, die er gefunden, mit vieler Beredsamkeit schilderte.

Die beiden Wittwen standen in freundschaftlichem Verhältnisse zu einander und besuchten sich öfters wechselseitig. Als Don Diego das hörte, ließ er ein Fest anordnen und lud die blonde Ginevra mit ihrer Mutter dazu ein. Das Fest war sehr glänzend; viele schöne Damen schmückten es; Diego

tanzte mehrmals mit Ginevra, so wurden sie nach und nach bekannt und vertrauter, und der Ritter begann, in ziemlichen Worten dem Fräulein seine Liebe und die Qualen seines Herzens zu entdecken.

Sie wollte ein wenig die Spröde spielen, doch gelang ihr das schlecht und Diego fühlte mit dem größten Vergnügen, daß sie ihn wieder liebe. Nach dem Tanz ward gespielt und überhaupt alles aufgeboten, um die Edelfrau und ihre schöne Tochter zu ehren und die Gesellschaft zu unterhalten. Die beiden Liebenden wollten die Flammen ihrer Seele mildern, entflammten sie aber, aus dem Blicke das Gift der Liebe trinkend, nur mehr und mehr.

Als sie nun das süße Spiel so fortsetzten und sich gegenseitig einluden, merkten die Mütter bald, daß sich das schöne Pärchen liebe; sie waren mit der Sache zufrieden, und wünschten die Verbindung; doch wollte keine die erste seyn, diese ein-

zuleiten. In der Nähe dieser Schlöſſer wohnte ein ſehr reicher Edelmann, Diego's Freund; dem wollte er ſeine Liebe entdecken und ihn um Rath bitten; doch die Furcht, ſeine Geliebte dadurch zu beleidigen, hielt ihn zurück.

Die Vertraulichkeit der Beiden war indeß ſo groß geworden, daß Diego faſt jeden Tag auf der blonden Ginevra Schloß ging, und allda mehrere Stunden, ja oft mehrere Tage zubrachte, ſo daß ihre Liebe beinah allgemein bekannt ward. Beide wünſchten nichts mehr, als ſich eheligen zu können; doch die blonde Ginevra wagte es nicht, ihrer Mutter das Verlangen ihres Herzens zu entdecken, und auch der Ritter ſagte nichts zu der Seinigen. Den Müttern ſchien es, als ſeyen die Beiden noch zu jung, und es habe alſo mit der Verbindung keine Eile; ſie ließen daher alles wie es war.

Unter dieſen Umſtänden ereignete es

ſich, daß ein ſehr ſchönes Mädchen, die Tochter eines benachbarten Edelmannes oft in der blonden Ginevra Schloß kam, ſich in Don Diego ſterblich verliebte und um ſeine Gegenliebe buhlte. Doch der Ritter, deſſen Gedanken alle auf die holde Ginevra gewendet waren, bekümmerte ſich nicht um ſie.

Unter andern ſchenkte das fremde Fräulein ihm, da er ein großer Jagdfreund war, einen ſehr gut abgerichteten Sperber; der Ritter, nichts Uebles denkend, nahm ihn an, ſchenkte dem Bothen etwas und ließ tauſendmal danken. Da gerade die Zeit des Vogelfanges, und der Sperber ſo überaus geſchickt war; ſo läßt ſich denken, daß er ihn gern hatte.

Er ſchickte der blonden Ginevra mehrmals Rebhühner, oder kam ſelbſt, den Vogel auf der Fauſt tragend, und ſagte, indem er ſeine Güte lobte, er habe den Vogel lieb, wie ſein Auge.

Als eines Tages die Rede von Don Diego war, und man ihn, als einen wackern Ritter lobte, bemerkte ein spöttelnder Witzling: Don Diego sey wirklich ein wackerer junger Ritter, aber ihm komme er vor wie der Esel des Töpfers, der in jedes Haus laufe.

Die blonde Ginevra wunderte sich über diese Vergleichung und bat um nähere Erklärung, worauf denn der Spötter, der sich für sehr klug hielt, hinzu setzte: die Töpfer, welche Töpfe und andere Vasen verkaufen, ziehen auf einem Esel reitend, durch Städte und Dörfer und bleiben an jeder Hausthüre stehen; so macht es der Ritter Don Diego. Er ist in jedes Mädchen, und jetzt in die Tochter des Ferando della Serra verliebt, welche ihm einen Sperber geschenkt hat, der ihm nun über alles theuer ist.

Ich weiß nicht, ob der Mann dieses aus sich selbst sprach oder es [illegible]

hört hatte, um es wieder zu sagen; doch verursachte diese Rede grosses Uebel, wie man hören wird.

Die blonde Ginevra ging nach dieser Aeußerung in ihr Gemach, wo sich ihrer Zorn und Eifersucht so bemächtigten, daß sie verzweifeln wollte und ihre Liebe sich in glühenden Haß verwandelte, ohne zu bedenken, wie jener diese Worte aus Neid, oder Bosheit, oder von Andern gereizt, gesagt haben könnte.

Bald darauf kam der Ritter nach seiner Gewohnheit wieder, Ginevra zu besuchen; doch diese verschloß sich, sobald sie von seiner Ankunft hörte, in ihre Zimmer. Der Ritter trat in den Saal, sprach mit der Mutter eine Weile, und hatte jenen Sperber auf der Hand, von dessen Geschicklichkeit er Wunderdinge erzählte. Als er sah, daß die blonde Ginevra nicht, wie gewöhnlich, herkam, fragte er, was ihr wäre; er hörte, sie sey bei seiner Ankunft in

ihr Gemach gegangen. Der Ritter schwieg dazu. Als es ihm Zeit schien, nahm er Abschied von der Edelfrau und reiste ab. Als er auf der Treppe war, begegnete ihm eine von Ginevra's Mädchen welcher er sagte, sie möge in seinem Namen ihrer Herrin Hand küssen. Das Kammermädchen kannte die Liebe der Beiden, wußte aber nichts von dem Zorn ihrer Gebieterin wegen des Vogels, und richtete den Auftrag aus. Es war der blonden Ginevra schon bekannt, daß Diego mit dem Sperber auf der Hand gekommen war, und sie legte dies als Spott aus; sie hielt sich daher, außer dem, daß er mit der Andern Liebe pflog, noch für beschimpft und gehöhnt; ihr Zorn entbrannte desto mehr, und der Gedanke an seine Untreue setzte sich so fest in ihr, daß sie desselben nicht wieder los werden konnte. Nun kam die Zofe und meldete Diego's Worte; ihr Zorn

stieg aufs Höchste; außer sich von Wuth, sagte sie:

„Ha, des Verwegenen, des treulosen Verräthers! Er liebt eine andere, weit geringere, verläßt mich ihretwegen, kommt nun noch und wagt es, mir die Hände küssen zu wollen. Aber bei Gott, er soll es büßen! Ihm soll ein Gegengruß werden, wie er ihn verdient!“ —

Sie erzählte nun der Zofe alles, von dem Sperber, von der Liebe Don Diego's zu der Tochter Don Ferrando's und seiner Schändlichkeit. Die Zofe nahm das alles für ausgemachte Wahrheit, bestärkte das Fräulein in ihrem Vorsatze, und vermehrte so die Erbitterung.

Das Kammermädchen liebte einen jungen Menschen im Hause, welcher — weiß der Himmel, warum? — den Ritter haßte; als dieser nun von dem Vorgefallenen hörte, erdachte er, um ihm noch mehr zu schaden, ein Mährchen, und gab vor, von glaub-

würdigen Personen gehört zu haben, daß der Ritter, wenn er es nicht aus Ehrerbiethung gegen Ginevra's Mutter unterlassen müßte, das Sperberfräulein schon längst geheirathet hätte. Das Mädchen hinterbrachte diese Lüge ihrer Gebieterin, die nur gar zu gern daran glaubte.

Um den Ritter nun ganz vom Schlosse zu entfernen, trug er einem Pagen auf, am folgenden Tage außerhalb des Schlosses auf Don Diego zu warten, und wenn er käme, demselben zu sagen, die blonde Ginevra habe ihn hierher geschickt, seiner zu warten und ihm zu sagen, er möge nur dorthin gehen, wo er den trefflichen, ihm über alles theuern Sperber bekommen habe; hier gäbe es keine Wachteln und Rebhühner mehr für ihn zu fangen.

Der Page ging an seinen Platz und blieb da so lange, bis der Ritter nach seiner Gewohnheit da vorbei kam. Als ihn der Page kommen sah, ging er ihm entgegen

und richtete seinen Auftrag vollkommen aus. Der Ritter verstand alsbald und ging höchst bestürzt und niedergeschlagen nach Hause. Sobald er da angekommen war, tödtete er den Sperber, schrieb einen Brief an die Geliebte und überschickte beides der blonden Ginevra durch einen reitenden Boten.

Doch diese wollte weder Brief noch Vogel annehmen; sie sagte dem Boten: Geselle, sage deinem Herrn, er möchte nicht mehr vor mein Angesicht kommen, ich kennte seine Händel und hätte noch zur rechten Zeit seine Treulosigkeit erfahren.

Mit dieser bittern Bothschaft kam der Diener nach Hause. Don Diego's Zustand war unbeschreiblich: er strebte vergebens, der Geliebten die Augen zu öffnen; sie ließ sich nicht besänftigen und hörte die Gründe nicht an, die der Liebende vorbrachte, weil sich der Glaube an seine Untreue zu tief in ihr Herz gedrückt hatte; auch nahm sie

ferner weder Briefe noch Boten von ihm auf.

Als der Unglückliche sich schuldlos so behandelt und verachtet sah, und den Schmerz nicht ertragen, die Flammen seiner Seele nicht löschen konnte, verfiel er in eine Schwermuth, die ihn dem Tode nahe brachte. Die Ursache der Krankheit des Ritters war leicht zu erkennen, da er die Geliebte nicht mehr, wie ehemals, besuchte; doch die Mütter achteten nicht darauf, da sie das Ganze blos für kindische Neckerei hielten.

Don Diego hatte alles Mögliche versucht, eine Versöhnung zu bewirken; es war vergebens. Er beschloß daher, diese Gegend ganz zu verlassen und in die Einsamkeit zu ziehen, hoffend, seinen Schmerz so lindern zu können. Als er diesen schweren Entschluß gefaßt hatte, bereitete er das Nöthige, vorzüglich ließ er sich, und einem Diener Einsiedlerkleider machen,

welche er in der Folge ſtets zu tragen gedachte. Er ſchrieb auch einen Brief, gab denſelben einem Diener und ſagte: ich verreiſe heute noch in einem wichtigen Geſchäfte und will nicht, daß meine Mutter wiſſe, wohin ich gehe. Sage ihr, wenn ich weg bin, daß ich vielleicht in zwanzig Tagen wieder kommen würde. Vier Tage nach meiner Abreiſe aber bringe dieſen Brief der blonden Ginevra; ſollte ſie ihn nicht annehmen, ſo gieb denſelben ihrer Mutter, und überſchreite, wenn du dein Leben liebſt, dieſen Befehl nicht. Der Diener verſprach alles zu thun, wie ihm befohlen.

Don Diego ließ darauf einen andern, ſehr treuen alten Diener rufen; dieſer kannte das Leben und die Welt, und Diego trug kein Bedenken, ihm ſein ganzes Herz und ſein Vorhaben zu entdecken. Dieſer tadelte ſeines Herrn unbeſonnenen Entſchluß und wollte ihn von dem verzweifelten Vor-

haben abbringen; doch war alles Zureden vergebens, denn jener war fest entschlossen, daß es so seyn solle. Als dieß der treue Diener sah, hielt er es für das Beste, seinen Herrn zu begleiten, ihn in gefährlichen Lagen zu schützen und zu erheitern. Er sagte das dem Ritter und erfreute ihn sehr. Als dieß alles beschlossen war, stiegen sie zu Pferde, es mochte gegen Mitternacht seyn. Sie ritten die ganze Nacht hindurch und als der Morgen anbrach, verließen sie die Heerstraße und suchten ungebahnte Wege, damit sie niemand erblicken möchte. Am Abend hielten sie an. Es war im September; also keine große Hitze. Diego glaubte, weit genug von seinem Schlosse zu seyn, und den Pferden einige Ruhe gönnen zu dürfen. Sie gingen daher in ein Häuschen, das ganz einsam lag, kauften da, was sie für sich und ihre Pferde nöthig hatten und ruhten einige Stunden. Sie stiegen darauf wieder zu Pferde, und

reißten ſo drei Tage lang; jetzt kamen ſie an den Fuß eines hohen Gebürgs, welches viele Meilen von der Straße entfernt lag.

Die Gegend umher war ſehr wild und einſam; undurchdringliches Buſchwerk; eine Menge wilder Thiere. Sie fanden eine ſehr angenehme Grotte, neben welcher eine friſche Quelle ſprudelte. Als Don Diego dieſes Oertchen ſah, gefiel es ihm ſehr und er ſagte zu dem Diener: dies, Freund, ſoll meine Wohnung ſeyn, bis dieſes kurze Leben zu Ende iſt.

Sie ſtiegen alſo ab, zäumten die Pferde los und ließen ſie gehen, wohin ſie wollten; dieſe grasten auf den nahen Wieſen, entfernten ſich von der Grotte und ſind wahrſcheinlich eine Beute der Wölfe geworden. Der Ritter ließ die Sättel in die Höhle tragen, zog ſeine Kleider ab, und legte mit ſeinem Diener die Einſiedlerkutte an. Den Eingang der Grotten vermachten ſie mit Geſträuch, damit kein wildes Thier hinein

konnte. Die Grotte war geräumig und schön gewölbt; man machte ein Lager so gut, als möglich war. Sie blieben lange Zeit in diesem Zustande und ernährten sich von wildem Thierfleisch, welches der Ritter mit einer Armbrust erlegte; auch nährten sie sich von Kräutern, wilden Früchten, Eicheln und andern Dingen; das Quellwasser neben der Grotte stillte ihren Durst.

So verharrte in diesem wilden und traurigen Leben Don Diego, weinte oft bitter über die Härte und Grausamkeit seiner Dame, und schritt gleich einem wilden Thiere in den verwachsenen Gebüschen und felsigen Thälern einher, irgend einen Bären aufsuchend, der sein Leben friste. Der Diener suchte so viele wilde Thiere zu erlegen, als möglich war und ermahnte, so oft sich eine Gelegenheit darbot, seinen Herrn, dieses wilde Leben zu verlassen und nach Hause zurückzukehren; die blonde Ginevra aber als eine Thörin anzusehen,

welche ihr Heil verkenne und nicht verdiene, daß ein ſo edler und reicher Ritter ſie liebe.

Solche Reden konnte jedoch Diego nicht ertragen; er befahl dem Diener, zu ſchweigen oder von etwas Anderm zu ſprechen und ergab ſich ſeinen Seufzern und Thränen. Bald hatte er ſeine blühende Farbe verloren, ward blaß und mager und glich ganz einem Wilden. Dazu das dunkle Kleid mit der Kapuze, der wachſende Bart, die Sandalen und die tiefliegenden Augen — es war unmöglich, ihn wieder zu erkennen.

Als die Mutter Don Diego's am Morgen nach ſeiner Abreiſe zum Frühſtück kam, fragte ſie nach ihm. Der Diener, dem er den Brief an die blonde Ginevra gegeben hatte, ſagte, ihr Sohn ſey mit einem einzigen Knappen ausgeritten, und werde in zwanzig Tagen zurück kommen. Damit beruhigte ſich die Mutter. Vier Tage nach

des Ritters Abreise, brachte der Diener der blonden Ginevra den bewußten Brief. Als diese sah, daß er von Don Diego war, warf sie ihn plötzlich auf die Erde, und sagte ganz in Zorn erglühend: Ich ließ ihm doch sagen, daß ich weder Bothen noch Briefe von ihm annehmen würde!

Die Mutter lachte: „das ist doch ein großer Zorn! — sagte sie: — gieb mir den Brief; ich will ihn öffnen.“ Man brachte ihr denselben, sie öffnete ihn und las:

„Da ihr, Senora, meiner Unschuld kein Gehör gebt, und wahrhafte Gründe euer Herz nicht erweichen können, — da ich deutlich sehe, daß ich euch lästig, sogar tödtlich verhaßt bin, und ich es nicht ertrage, euch in irgend etwas zu misfallen, so habe ich beschlossen, weit von hier zu gehen, auf daß ihr nichts mehr von mir hören, und, obschon ich der Unglücklichste auf Erden bin, zufrieden leben möget. Es ist hart und sehr schmerzlich für mich,

ſo von euch verachtet zu werden: noch härter und ſchmerzlicher iſt es, zu wiſſen, daß ihr meinetwegen euch erzürntet — jedes andere Loos wäre mir erträglicher, als dieſes. Da mein Leben nun ſo ungewiß iſt, und ich die bittere Marter, die ich bis jetzt duldete, nicht lange mehr werde ertragen können, ſo will ich jetzt, ehe ich zu Grabe gehe, was gewiß bald geſchieht, in dieſem meinem letzten Briefe euch die Wahrheit erzählen — nicht um euch zu beſchämen, ſondern meine Unſchuld zu beweiſen. Wißt, daß ich euch mehr, als je eine Dame geliebt werden kann, geliebt habe, liebe, und ewig lieben werde, ſicher hoffend, daß ihr nach meinem Tode, wenn auch zu ſpät, Mitleid mit mir haben werdet. Ihr müßt dann einſehen, daß ich nie etwas gedacht oder gethan habe, daß euch im Geringſten kränken konnte. Ich liebte euch nicht aus unreiner Abſicht, ſondern ich gedachte euch, wenn ihr wolltet, zur Gattin zu nehmen.“

„Da ihr mir nur des Sperbers wegen zürnt, welchen mir Isabella, Don Ferrando's Tochter in jenen Tagen als Geschenk sandte, so wißt, daß es mir unhöflich schien, denselben nicht anzunehmen, da solches unter Edelleuten gebräuchliche Geschenke sind. Ich habe mit Isabella nie gesprochen, als in eurem Hause und in eurer Gegenwart, darum weiß ich nicht, ob sie mich, wie ihr sagt, liebte; hätte ich einmal mit ihr gesprochen, so würde sie erfahren haben, daß ich nur ein Herz habe, welches nicht mehr mein sey, da ich euch es unwiderruflich schenkte. Nun, da sie weiß, daß ich aus Achtung für euch den Sperber entfernte und ihn meinen Hunden zu fressen gab, wird sie einsehen, daß ich sie nicht liebe und auch ihr könnt daraus meine Unschuld sehen. Euer Auge war von einem dichten Schleier umzogen, daß ihr die Wahrheit verkanntet. Ich kann euch kein besseres Zeugniß meiner Unschuld geben,

als mein Herz, das in euch wohnt. Da ihr mich haßt, muß ich mich selber haſſen, und da ich ſehe, daß euch mein Tod erfreut, ſterbe ich gern. Eines ſchmerzt mich, daß ihr nämlich, da ich ſchuldlos bin, ſchuldig bleibt. Mein Tod wird nur ein kleiner Seufzer ſeyn — der Gedanke, daß eure Grauſamkeit meines Todes Urſache ſey, wird euch immer umſchweben. Ich bitte den Himmel, euch ſo fröhlich zu machen, als ihr mich traurig wünſcht. Lebt mit Gott!"

Dieſer Brief verſetzte die Edelfrau in unendliches Erſtaunen; ſie tadelte ihre Tochter ſehr, daß ſie einen edeln, wackern Ritter in ſolche Gefahr verſetzte. Dieſe aber war ſo erzürnt und haßte den Ritter ſo ſehr, daß es ſie zu freuen ſchien, als ſie hörte, daß er in ſolcher Qual lebe. Die Mutter ließ den Diener Diego's rufen, und fragte ihn, wann ſein Herr abgereiſt ſey. Die

ser sagte, es seyen nun fünf Tage. Wohl erwiederte sie, gehe und empfehle mich seiner Mutter. Sie wollte nicht, daß auser ihrer Tochter jemand etwas von dem Briefe erfahren sollte.

Diego's Mutter schickte, als zwanzig und noch viel mehr Tage verganaen waren, ohne daß sie etwas von ihm hörte, allenthalben Bothen aus, um seinen Aufenthalt auszuforschen. Alles vergebens. Als ihr nun etwas von der blenden Ginevra Unwillen zu Gehör kam, sandte sie zu deren Mutter, um zu erfahren, ob diese etwas von ihm wüßte. Doch diese wollte, um des Ritters Mutter nicht in Verzweiflung zu bringen, nichts von dem Inhalte jenes Briefes sagen. Wie groß der armen Mutter Schmerz war, kann sich jeder denken, der mütterliche Liebe kennt; diese war um so größer, je edler und besser der Sohn gewesen. Sie weinte und klagte herzzerreissend und unaufhörlich um ihren Sohn

Es waren schon vierzehn bis funfzehn Monde vergangen, seit der arme Diego von Hause abwesend war, und Höhlen und wilde Wälder zu seiner Wohnung genommen hatte; außer seinem Diener hatte er keinen Menschen, und war durch das herbe Leben, das er von Anfang an geführt hatte, durch die häufigen, bittern Thränen und die Unzufriedenheit seines Gemüthes so verstört und entstellt, daß ihn selbst seine Mutter nicht mehr erkannt haben würde.

Als nun der Ritter so unglücklich und überaus elend geworden war, schien das Schicksal seinen Zorn gegen ihn aufgeben und sich beruhigen zu wollen. Es trug sich also zu, daß derselbe Ritter, von dem wir oben sprachen, dem Don Diego seine Liebe entdecken wollte, es aber nicht gethan hatte — von Gascognia her, wo er in Geschäften war, durch die Gegend kam, in der Don Diego lebte, und weil er den Weg verloren hatte, an der Höhle vorbeiritt. Als

er daselbst viele menschliche Fußtritte fand, ging er näher und sah jemanden in dem Dunkel umherschreiten. Es war Don Diego, der eben aus einem nahen Felsenthale zurückkehrte, wo er oft sein grausames Geschick zu beweinen pflegte, und weil er Pferdetritte vernahm, sich in die Höhle zurückgezogen hatte.

Als Roderico — so hieß der fremde Ritter — ihn sah, sagte er einem seiner Knappen, er solle vorreiten und sehen, wer in dem Vogelhause sey, und nach der Heerstraße fragen. Der Knappe ritt hin, weil aber die Höhle mit Pfählen vermacht war, wagte er es nicht hineinzugehen, noch weniger nach dem Wege zu fragen; denn er glaubte, es wohnten Räuber darinn; er ging wieder zu seinem Herrn und sagte, was er gesehen — von seiner Furcht schwieg er. Der Ritter ging nun mit seiner ganzen Begleitung gegen die Höhle; er fragte, wer darin sey, und Diego's Diener trat

heraus — ganz einem Wilden ähnlich. Roderico fragte ihn, wer er sey, und wo sich die große Heerstraße hinziehe. Der Diener erwiederte:

Es sind unserer zwei, arme Gesellen, die nach dem Willen des grausamen Schicksals hier gefangen sitzen und Buße für begangene Sünden thun. Doch welche Gegend dieß und wo der rechte Weg sey, kann ich euch nicht anzeigen.

Es verlangte den Fremden, das Innere der Grotte zu sehen; er stieg mit einigen seiner Leute ab und trat hinein. Als er Don Diego sah, der hin und her ging, fragte er ihn, wie den Diener, und während er sich mit ihm unterhielt, waren noch mehrere der Seinigen abgestiegen, in die Grotte gekommen und betrachteten alles mit neugierigen Augen.

Als sie da zwei Sättel, von denen der eine reich geschmückt und sehr gut gearbeitet war, in einer Ecke fanden, sagte

einer der Leute scherzend zu Don Diego's Diener: Vater Eremit, ich sehe hier weder Pferd, noch Maulthier, noch einen natürlichen Esel. Verkauft mir die Sättel. — „Wenn ihr Lust dazu habt — erwiederte der Einsiedler — so nehmt sie nach Gefallen unentgeldlich!"

Zwischen diesen Reden sagte Roderico: Laßt uns von dannen gehen, und anderswo den Weg zu erfragen suchen! — da sprach einer der Seinigen: Seht, Herr, hier sind zwei Sättel, von denen der eine sehr schön gearbeitet ist, und einem spanischen Renner angehört zu haben scheint. — Roderico ließ ihn hervor ziehen, und als er ihn betrachtete, fiel sein Auge auf eine Ueberschrift, welche künstlich auf den Sattelbogen gemalt war; sie enthielt folgende Worte: Quebrantar la fé es cosa muy fea.*)

Als er diese Aufschrift sah, erkannte

---

*) Die Treue brechen, ist schändlich.

er alsbald dieſen Sattel für Don Diego's und gedachte, einer dieſer Siedler müſſe Diego ſeyn. Er betrachtete Einen und den Andern, konnte jedoch keine Aehnlichkeit mit jenem finden, und fragte daher, weſſen dieſe Sättel ſeyen, und wie ſie daher kämen.

Don Diego hatte ſeinen Freund ſogleich erkannt, und fürchtete ſehr, dieſer möge auch ihn erkennen. Er wechſelte bei dieſer Frage die Farbe und ſagte, ſie hätten die Sättel in dieſer Grotte gefunden. Roderico hatte geſehen, daß der Eremit die Farbe veränderte, betrachtete ihn genauer, und bemerkte ein Mahl, das jener unter dem Halſe hatte, worüber einige glänzende Härchen, blender denn Gold, gewachſen waren. Sicher überzeugt, dieſes ſey Don Diego, fiel er ihm mit frohem Ausruf um den Hals, umarmte ihn auf das zärtlichſte und ſagte: wahrlich, wahrlich, ihr ſeyd Don Diego!

Diego's Diener, der auch Roderico erkannt hatte, und ihn nun weinen und seinen Herrn so liebevoll umarmen sah, begann auch zu schluchzen und konnte sich der Freudenthränen nicht enthalten.

Diego, der sich am Halse seines theuersten Freundes auf Erden sättigte, vergaß Ströme von Thränen; er konnte kein Wort sprechen. Roderico's Thränen thauten reichlich auf des Freundes Antlitz. Diego hatte keine Worte, sich zu entdecken, seine Augen redeten.

Endlich begann Roderico: Verläugnet euch nicht! Ihr seyd Don Diego! Ich kenne doch meinen Freund? — Diego, auf vielfache Weise gezwungen, erwiederte: „Ja ich bin der unglückliche Don Diego, euer treuer Freund, und da das Schicksal euch in diese Einsamkeit geführt hat, so begnügt euch, mich noch einmal gesehen zu haben. Reiset nach Hause! Mich laßt hier die

wenigen Tage noch vollenden und entdeckt niemanden, daß ich noch am Leben sey.“

Don Roderico versetzte ihm weinend: Ich danke Gott, euch, meinen Freund gefunden zu haben, was nicht zu hoffen war; denn eure Mutter und alle glauben euch längst todt. Entschließt euch nun, mit mir nach Hause zu gehen, eure Mutter zu neuem Leben zu erwecken, und sie und eure Freunde zu trösten.

Don Diego wollte aber nichts von einer Rückkehr nach Hause hören, führte Don Roderico bei Seite und erzählte ihm die Geschichte seines Unglücks und seines Entschlusses ausführlich. Als der gute Roderico dies hörte, verging er fast vor Mitleid, und sich seiner eigenen Gethaten erinnernd und gleiches Unglück fürchtend verlor er fast die Sinne. Dieses Mitleid bewog ihn, sich nicht von Diego loszureissen; er suchte deswegen alles auf, was er nur wußte, ihn von diesem wilden und

beschwerlichen Leben abzubringen. Alles war fruchtlos. Diego bestand darauf, daß er, ohne der Gunst der blonden Ginevra gewiß zu seyn, nicht weggehen würde.

Als Rodorico sah, daß er sich vergebens bemühte, bat er Diego, ihm wenigstens das zuzugestehen, daß er zwei Monate an diesem Orte bleiben und seine Lebensart ändern wolle; denn er hoffte, daß die blonde Ginevra sich mit ihm versöhnen werde. Diego versprach zu bleiben, jener ließ ihm sein Reisebett und bat ihn, seine Eremitenkleider abzulegen, und seine vorigen, die er noch in der Höhle hatte, wieder anzuziehen; zu letzterm war Diego aber nicht zu bewegen. Rodorico ließ noch zwei Diener, denen er Geld zur Genüge gab, bei dem Freunde; von diesen sollte immer einer in ein benachbartes Dorf reiten, um Essen und anderes Nöthige einzukaufen, bis er selbst wieder käme; er trennte sich dann mit Thränen von Don Diego und

kehrte, wohl auf den Gebirgsweg achtend, in seine Heimath zurück.

Da er in der Nähe des Schlosses der blonden Ginevra wohnte und mit dieser bekannt war, so fing er nun an, sie öfters zu besuchen, und mit dem größten Fleiße ihre ganze Lebensart zu erforschen; indem er nun heute das, morgen jenes hörte, ward es ihm bald klar, daß sie einem im Hause erzogenen Diener viel Vertrauen schenkte. Er machte sich daher mit diesem bekannt und bestach ihn mit Geschenken; es währte nicht lange, so wußte er um alle Geheimnisse der blonden Ginevra. Er erfuhr, daß sie sich, nach dem ihr Zorn gegen Diego gemildert war, in einen jungen Biskaier verliebt hatte, welcher in Biskaia eine kleine Gerichtsbarkeit in einem Städchen hatte; derselbe diente als Vorleger im Schlosse — ein Mensch von vielen Worten, der alle seine Hoffnung auf den Tod einiger Verwandten setzte. Er

war eben nicht auf dem Schlosse, sollte aber bald zurückkehren und Ginevra hatte mit Zuziehung des Vertrauten und eines Mädchens den Entschluß gefaßt, mit ihm nach Biskaia zu entfliehen.

Rodorico wunderte sich sehr über die Thorheit, die Ginevra zu begehen im Begriffe war, und schalt sie heimlich undankbar und lieblos; zu dem Diener, der ihm dies alles vertraut hatte, sagte er: das Fräulein thut wohl, sich nach einem Manne umzusehen; die Mutter wird es nicht länger aufschieben wollen. Sie ist jung, schön, hat einen Edelmann bei sich, und wenn der auch nicht so reich ist, als er seyn sollte, so ist sie es für zwei, und wird nach der Mutter Tod Erbin des Ganzen seyn.

Rodorico blieb nun aufmerksam, bis der Biskaier kam; nach drei Tagen kehrte dieser wirklich zurück und hatte noch zwei Landsleute bei sich, ein paar

handfeste Burſche, die ihn wahrſcheinlich begleiten ſollten, wenn er mit der blonden Ginevra abreißte. Roderico war am Tage der Ankunft dieſes Menſchen im Schloſſe der Edelfrau, und bat nun den Diener, ihm alles zu ſagen, was da vorgehen möchte.

Ich ſehe, der Geliebte iſt zurückgekehrt, und ihr werdet nun bald abreiſen. Fange deine Sachen nur klug an, und ſage es nicht jedem. Mir kannſt du alles vertrauen, denn ich ſage kein Wort weiter. —

D. Wir reiſen, wie mir meine Herrin ſagte, dieſe Nacht noch ab, um zehn Uhr ſoll alles bereit ſeyn.

Als der Ritter das wußte, reißte er unter einem guten Vorwand eiligſt auf ſein Schloß, und bereitete alles Nöthige zu ſeinem Vorhaben.

Als nun die Nacht heran kam, ſtieg die blonde Ginevra zur beſtimmten Stunde mit einem Mädchen, das bei ihr ſchlafen

ſollte, aus einem Fenſter auf einer Strickleiter nieder; heimlich und unbemerkt ſchlichen ſie in den Hof, fanden die Pferde bereit, ſtiegen zumal auf und flogen davon.

Rodorico kannte den Weg, den ſie nehmen mußten, und ſtand mit zehn tüchtigen Leuten in einem Hinterhalte, den ein abgelegenes, unbeſuchtes Buſchwerk bildete. Sieh, zwei Stunden vor Tag kamen die Flüchtigen an das Gebüſch, wo Rodorico lag. Dieſer rief nun: Haltet, ihr Verräther! Ihr müßt ſterben!

Er lief alsbald mit einer Lanze gegen den Liebhaber des Fräuleins, und verwundete ihn ſehr hart; die Kehle war durch und durch geſtochen, ſo daß der Arme alsbald todt zur Erde fiel. Da die Biskaier ſahen, daß ihr Herr gefallen war, gaben ſie ihren Pferden die Spornen und flohen Thalein, ohne nachzufragen, wer der Jüngling ſey, der ihren Herrn angefallen. Es

war ihnen leicht, zu entfliehen, denn die Reisigen beschäftigten sich, da sie keine Gegenwehre sahen, mit den zwei Mädchen und dem Diener, der die Sache entdeckt hatte, und sagten ihnen, sie sollten ohne Furcht seyn.

Rodorico war mit den Seinigen vermummt herabgezogen, daß ihn niemand erkennen könnte. Er ließ des Biskaiers Wunden verbinden, daß er nicht zu viele Blutspuren nachlasse, auf einem Pferde festmachen, und dann jedermann aufsitzen. Ginevra weinte bitterlich und schrie furchtbar um Hülfe; deswegen stellte sich einer der Bewaffneten, mit schwarzem Bart und hell leuchtenden Augen, der wie ein Teufel aussah, einen Dolch in der Rechten vor sie und sagte mit drohender, furchtbarer Stimme: Ich schwöre es dir bei allen T—, wenn du schreist, durchbohre ich dir die Kehle! Schweige, denn dir geschieht besser, als du verdienst; man sorgt für dich und dein

Wohl, das du verkennst. In der frühen Dämmerung kamen sie an einem Kirchhofe vorbei, der von der Straße entfernt lag und wo sie den Todten begruben. Sie ritten weiter. Gegen neun oder zehn Uhr des Morgens kamen sie in ein Gebüsch, nahe an einem Dörfchen, wo sie hielten. Die blonde Ginevra weinte immer und immer, und aß nichts oder doch nur sehr wenig. Die Begleitung legte die Larve nicht ab. Am Abend hielten sie an einem abgelegenen Maierhofe. Niemand durfte mit den Frauen oder dem Diener sprechen.

Endlich in einer Nacht kamen sie in kleines Dörfchen, das nur sieben Stunden von der Grotte Diego's entfernt lag. Rodorico sandte einen der Seinigen zu jenem und ließ ihm Alles berichten, was vorgefallen war, und melden, daß er am kommenden Morgen mit seiner Gesellschaft bei ihm anlangen werde.

Gegen funfzig Tage waren verflossen, seitdem Rodorico den armen Liebenden in der Hoffnung, ihm die Gunst seiner Geliebten wieder zu gewinnen, verlassen hatte; Don Diego's Gesundheit hatte sich in dieser Zeit, da er gut aß und weniger einsam lebte, fast gänzlich hergestellt; er hatte seine natürliche Farbe wieder, und man sah ihn beinahe in seiner ehemaligen Lebhaftigkeit und Schönheit.

Als er die Bothschaft seines Freundes hörte, stand er, wie vom Blitze gerührt, fast bewegungslos da. Als er dann sich besonnen, daß er in einigen Stunden seine Geliebte wieder sehen sollte, lief ein heftiger Schauer durch seine Glieder, sein Herz klopfte hörbar, und ein kalter Schweiß stand vor seiner Stirne.

Rodorico näherte sich indessen der Grotte, und ritt nun zu der bisher immer über den Tod ihres Geliebten und ihre traurige und angstvolle Lage weinenden Cinerra,

die ihn noch nicht erkannt hatte, und re-
dete ſie alſo an:

„Es wird euch höchlich wundern, mein Fräulein, mich ſo vor euch zu ſehen, und ich muß euch ſehr ſtrafbar erſcheinen, daß ich, als Freund eures Hauſes, nie von euch beleidigt, auf offner Straße euch ge-fangen genommen habe und nun in dieſe einſame, wilden Gegenden führe. Wenn ihr aber von dem Allen den wahren Grund hören werdet, ſo müßt ihr, wie ich nicht zweifle, mich loben, wenn ihr ja eurer Ver-nunft Gehör gebt. Da wir dem Orte na-he ſind, wohin ich euch führen wollte, ſo ſage ich euch, daß ich euch nicht in ſträfli-cher Abſicht hierher brachte — es iſt euch nicht unbekannt, daß ich eine Andere liebe — ſondern um eure Ehre und euch ſelbſt aus der gröſten Gefahr zu erretten. Ich that für einen Andern, was er in einem ähn-lichen Falle für mich gethan hätte. Um euch nicht länger in Ungewißheit zu laſſen:

Don Diego, den ihr einst so sehr liebtet, der euch so treu geliebt hat, noch liebt, ja anbethet — der, weil er euern Zorn nicht ertragen konnte, sich wie verzweifelt in eine Höhle verschloß, um da als ein Wilder zu leben; der ohne Hoffnung, je die Welt wieder zu sehen, allda verharrte — Don Diego ist es, zu dem ich euch hinführe und begleite.

Er erzählte ihr nun, wie er, von Gascogne zurückkehrend, den Ritter in der einsamen Berggrotte gefunden, und wie er gelobt, sie mit ihm zu versöhnen; er bat sie, ihre Thränen zu trocknen, ihren Haß, zu dem kein Grund vorhanden sey, abzulegen, und dem Don Diego ihre Liebe wieder zu schenken.

Das verzweiflungsvolle Mädchen gerieth bei diesen Worten in solche Bestürzung und solche Wuth, daß sie kaum ihrer Sinne mächtig war; sie sah in Don Rodorico nur den Mörder ihres Geliebten, ihr Schmerz,

ihre Erbitterung wuchs noch mehr, als sie ihn nun den nennen hörte, welchen sie so tödlich haßte. Erzürnt wandte sie sich zu Don Rodorico und machte ihrer Wuth in folgenden Worten Luft:

„Ich werde den Verrath, so ihr an mir ausgeübt, nimmer vergeben! Ich bin kein schwaches Weib, das mit Worten prahlt, in das Herz habe ich mir das Ganze geschrieben; ich gedenke der That und räche sie — ihr habt nicht wie ein Ritter, sondern wie ein Meuchelmörder gehandelt. Genug, daß ihr wißt, wie ihr euch nichts um mich zu bekümmern habt, noch weniger um das, was ich thun werde. Frei bin ich, und thue, was mir beliebt! Laßt mich ziehen, wohin ich will und gebt euch nicht mit Dingen ab, die euch nichts angehen. Ihr thätet wohl, für euch selbst zu sorgen. Da ihr mich so gefangen haltet, so steht es euch wohl frei, mich zu Don Diego zu führen; doch mit meinem Willen bleibe ich

nicht bei ihm — ich liebe ihn nicht! Eher ſterben, als ihm zu Gefallen ſeyn! darum laßt mich mit meinen Leuten gehen, wohin ich will!“

Rodorico ſuchte ſie auf jede mögliche Weiſe eines Beſſern zu überreden, doch alles vergebens. So langten ſie endlich an der Felſengrotte an. Don Diego warf ſich, ſobald er ſeine grauſame Geliebte, welche ſchon vom Pferde geſtiegen war, erblickte, ehrerbietig zu ihren Füßen, und bat ſie unter einem Strome von Thränen um Verzeihung, wenn er ſie je beleidigt habe. Ginevra aber wandte voll Ingrimms ihr Geſicht von ihm ab und würdigte ihn keines Blickes, noch Wortes. Als dies Don Diego ſah, erhob er ſich von der Erde und ſprach unter heiſern Thränen mit gerührter Stimme:

„Da die unverletzte, redliche Treue meines Herzens bei euch, Fräulein, keinen Glauben findet, und ich ohne eure Liebe

nicht leben kann, so verweigert mir wenigstens das nicht, um was ich euch als letzte Gunst bitte, nehmt mir eigner Hand Rache an mir, die euch befriedigt. Ich werde sehr zufrieden sterben, wenn euch mein Blut versöhnen kann. Es scheint mir besser, euch durch meinen Tod zu versöhnen, als in eurer Ungnade ferner zu leben. Doch werde ich selbst mich tödten, damit ich, da euch mein Leben so verhaßt ist, nur sagen könne, euch endlich genug gethan zu haben, und so wenigstens einmal euern Beifall zu erwerben.

Das Fräulein stand während dieser Worte bewegungslos da, wie ein Fels im Meere, und würdigte den flehenden Ritter keiner Antwort. Da sagte Don Roderico, dem eine solche unnatürliche Grausamkeit unendlich mißfiel, von gerechtem Zorne bewegt:

„Ich sehe wohl, daß ich da eingreifen und thun muß, was ich gerne vermeiden

wollte: So höre mich denn, Ginevra, und merke auf das, was ich dir jetzt sage: Du verzeihst entweder meinem Freunde, der dich nie beleidigte, und giebst ihm deine Liebe wieder, die er tausendmal verdient hat, oder du machst dich darauf gefaßt, daß ich an dir und den Deinigen mich vergreife, und dich, wider deinen Willen zu dem zwinge, was du längst hättest freiwillig thun sollen. Bei Gott, nie gab es ein so grausames und undankbares Geschöpf, als du bist! Glaubst du denn, Don Diego würde, wenn er Ferrando's Tochter, von der er den verwünschten Sperber erhielt, geliebt hätte, den Vogel getödtet, und sich in diese wilden Thäler gleich einem Raubthiere geflüchtet haben? Wer hätte ihn gehindert, jene zu heirathen, und vergnügt mit ihr zu leben, wenn er gewollt hätte? Es wäre besser, wenn er, wie du es verdienst, dich verachtete, dich den Wölfen zur Speise gäbe, und sich

eine andere Geliebte ſuchte, damit du Urſache hätteſt, dich zu beklagen. Wohl könnte er (wenn ihn das Uebermaaß ſeiner Liebe nicht blendete und hinderte, dich in deiner wahren Geſtalt zu ſehen) ſich bitterlich über dich beklagen, ja dich, als ſeine Todtfeindin haſſen und verabſcheuen, da du ihn ohne allen Grund ſo ſchandlich verſtoßen haſt. Und haſt du dir etwa einen Jüngling auserwählt, der ihm an Adel, Schönheit, Muth, Reichthum und Tugend gleich kam? O der ſchönen Wahl, die du unter ſo vielen edeln Jünglingen unſeres Landes getroffen! Tief haſt du dich herabgeſetzt, indem du einen Biskaier ohne Rock erwähltеſt, einem Prahler, einem ewigen Lügner dich in die Arme warfſt! Ich glaube, er wollte dich nach Biskaia führen, dort die Ziegen zu hüten! Man weiß wohl, was er beſitzt; wenn er zu Hauſe iſt und einen Pagen hält, verhungert er in den erſten ſechs Monaten. Doch du ſagſt viel

leicht, du seiest reich, und könntest deinem Stande gemäß leben. Bedenke aber, daß deine Mutter noch jung ist und lange leben kann; sie ist Herrin ihres Eigenthums und wenn du jenen geheirathet hättest, würdest du ihr nie mehr vor Augen haben kommen dürfen. Wie wäre es dir dann ergangen? Wenn Don Diego meinem Rathe folgen möchte, würde alles besser gehen, du würdest dann ewig beschimpft sein und sich so leicht keiner finden, der dich zum Weibe haben möchte. Wenn jemand wüßte, daß du mit einem Biskaier entflohen warst, sollte er nicht denken, du seiest seine H — gewesen? Die Menschen denken weit leichter und lieber Böses, denn Gutes. Doch wie Don Diego will! Er folge seinem Herzen und liebe dich wider dein Verdienst. Besinne dich nun wohl, lege deine Hartnäckigkeit und wilde Grausamkeit ab; laß dir rathen und zwinge mich nicht, Gewalt zu brauchen; denn sei versichert, ich

werde die angefangene Sache nicht unvollendet lassen.

Das Mädchen, noch heftiger erbittert, erwiederte nun mit stolzem Tone: Ihr habt nun, Herr Ritter, eure Meinung gesagt, ob gut oder schlecht, mag jetzt auf sich beruhen; aber ihr sollt wissen, daß ich eher alle Marter erdulden, als diesen Treulosen wieder lieben werde und wenn ihr, wie ihr mir drohtet, wirklich mich tödtet, so wird mir dies angenehm sein, und ich werde gern meinem unglücklichen Geliebten und Gatten folgen, den ihr so schändlich gemordet habt. Beginnt, was euch beliebt, ihr werdet mich immer standhaft finden, und weder ihr, noch die ganze Welt soll mich bewegen, diesen zu lieben! —

Diese fürchterlichen Worte brachten Roderico, der sich vorstellte, als hörte er seine eigene Geliebte im Zorn auf ähnliche Weise reden, so außer Fassung und erschütterten ihn so sehr, daß er vor überschwenglichem

Schmerze faſt vergieng. Er mußte ſich halb ohnmächtig auf die Erde niederlaſſen und konnte vor Verwirrung lang die Sprache nicht wieder finden.

Unterdeſſen ſtürzten ſich der blonden Ginevra Begleiter und das Mädchen aus Furcht, Don Roderico möchte ſeine Drohungen erfüllen, zu den Füſſen ihrer Gebieterin, und baten ſie weinend, den gerechten Vorſtellungen des Ritters nachzugeben, und ſich mit Don Diego auszuſöhnen; doch all ihr Flehen war vergebens.

Don Diego ſank, als er die grauſame Antwort ſeiner Herrin gehört hatte, halb entſeelt auf die Erde; ſein Knappe lief herbei, ihm Hülfe zu reichen. Alle Uebrigen umringten die blonde Ginevra und boten alles Mögliche auf, ſie zu beſänftigen — doch ſtand ſie unbeweglich da, wie eine Klippe des Meeres im brauſenden Wogenſchaum.

Roderico hatte ſich erholt; er konnte

den jammervollen Zustand seines Freundes nicht länger ertragen, bedachte bei sich, was da zu thun sein möge, wandte sich noch einmal zu der blonden Ginevra und sagte:

„Ihr setzt mich wahrlich in das größte Erstaunen! Ich kann nicht begreifen, wie in einer zarten Mädchenbrust solche Härte und Grausamkeit wohnen kann. Mir schien, als stände ich eben vor meiner Gebieterin, als vernähme ich eine solche lieblose, empörende Antwort, als durchbohre ein schneidender Dolch meine Brust. Wenn ich nun von meinem nur eingebildeten Schmerze auf die schreckliche Pein schließe, die dieser unglückliche Diego durch dich erduldet, so weiß ich wahrlich nicht, wie er noch leben kann. Aber du sollst ihn länger nicht peinigen! Durch ein einziges herbes Leiden will ich ihn aller übrigen überheben. Ich hoffe, er wird mit der Zeit erkennen, daß ich nur sein Heil wollte, und alle Welt wird mich deshalb loben."

Dies gesagt, wandte er sich zu seinen Leuten: Führt diese Grausame — rief er — in jene Schlucht dort, und gebt ihr den Lohn, den sie für ihren Frevel verdient, — und damit die Sache nicht ruchbar werde, so tödtet auch ihre beiden Begleiter!" —

Auf diesen grausamen Befehl erhob Ginevra ein lautes Geschrei, das arme Mädchen und die Diener baten weinend um Gnade. Roderico's Knappen näherten sich nun, ihres Herrn Gebot zu vollführen, als die blonde Ginevra gefaßt sagte: „Mich allein, Knechte, ermordet, — warum, Roderico, läßt du auch meine Leute, die dir nichts gethan haben, tödten?" —

Indem winkte Don Diego, der zu sich gekommen war, ihnen zu, einzuhalten, und wandte sich dann mit folgenden Worten an Don Roderico: „Freund, wenn ich tausend Jahre lebte, so könnte ich dir nicht vergelten, was ich dir schuldig bin. Da ich weiß, wie sehr du mich liebst,

so erzeige mir noch einen Freundschaftsdienst, wodurch du mich, wo möglich, noch mehr verbinden wirst. Du hast gewiß mehr für mich gethan, als ich jemals für dich gethan haben würde. Du wirst mir also die Bitte nicht abschlagen, dies Fräulein in ihre Heimath zurückzuführen, und sie, als sei es deine Schwester, zu begleiten; so schrecklich es für mich ist, mich von der verstoßen zu wissen, die ich mehr, als mein Leben liebe, so ist es mir doch weit schrecklicher und peinlicher, sie wegen meiner leiden zu sehen. Damit meine Qual durch die ihrige nicht noch größer werde; so gehe sie, wohin ihr gefällt. Ich will meinen Tod, der nahe ist, in dieser einsamen Höhle ruhig abwarten, wenn ich nur weiß, daß sie kein Leiden drückt.

Wunderbar ist deine Macht, o Liebe, wenn du sie anwenden willst, und du sind oft Dinge, welche unmöglich scheinen, leicht und gering! —

Ginevra, die alle Treue, alle Qualen, welche Diego trug, ſelbſt der Tod, den ſie vor Augen hatte, nicht bewegen konnten, ward bei des Ritters letzten Worten plötzlich von ſeinem treuen, liebevollen Herzen ſo überzeugt und gerührt, daß ſie ſich um ſeinen Hals warf, und ſich ſprachlos und bitterweinend in ſeine Arme legte; dann flehte ſie ihn unter Freudenthränen um Vergebung ihrer Schuld an. Wer liebt und je in einer ähnlichen Noth war, mag ermeſſen, wie groß Don Diego's Freude geweſen ſei. Das Vergnügen aller Uebrigen war unendlich.

Alsbald ſchickte Don Roderico, mit Beiſtimmung der Liebenden, einen Boten an die beiden Mütter, und ließ ihnen zu wiſſen thun, wie ſie ſich bei der Sache verhalten ſollten. Man frühſtückte darauf in Geſellſchaft, ſtieg dann zu Pferde, und kam nach vier Tagen in Roderico's Burg an.

Die beiden Wittwen hörten freudig überraſcht die Neuigkeit von ihren Kindern, und

ihren Willen verſtehend, verbreiteten ſie das Gerücht, Don Diego und die blonde Ginevra ſeien mit ihrem Willen auf das Schloß Don Roderico's gereißt, und hätten ſich dort verlobt. Man traf nun alle Anſtalten zu einem glänzenden Hochzeitfeſte, wie es dem Adel und Reichthum der Familien zuſtand. Wie nun alles bereit war, kamen die beiden Liebenden in das Schloß der blonden Ginevra, wo ſich Don Diego's Mutter in zahlreicher und edler Geſellſchaft ſchon eingefunden hatte. Feſte und Veranſtaltungen wurden veranſtaltet, und das Beilager mit vieler Pracht gefeiert; das junge Ehepaar lebte nun in Freude und Frieden, gedachte oft mit ſüßer Luſt der überſtandenen Leiden, und es ſchien der blonden Ginevra ganz unmöglich, daß ſie je ſo unerbittlich hart und ſtarrſinnig ſollte geweſen ſein. So oft Don Roderico auf das Schloß kam, bezeigte ſie ihm ihren Dank für das unendliche Glück, das ihr nun zu Theil geworden, und deſſen Schöpfer er war.

2.

Gattenliebe.

In Lentiscosa, einem Dorfe des Königreichs Neapel, lebte ein armer junger Mann, welcher sich in ein schönes Bauernmädchen sehr verliebt hatte, und alles anwandte, was ihm nur möglich war, um ihre Gegenliebe zu erhalten. Bald begünstigte ihn das Schicksal; das Mädchen fieng an, seine Triebe zu erwiedern.

Als sie sich gegenseitig ihre Gesinnungen erklärt hatten, verlobten sie sich und hielten eine zwar kleine und arme, aber über Beschreibung glückliche Hochzeit. Sie lebten von nun an in großem Frieden miteinander, und suchten sich durch Schweiß und Mühe

— denn ihr ganzes Vermögen bestand in einem kleinen Häuschen, das von der Frau herkam — ihren Unterhalt zu verschaffen.

Als die Zeit der Erndte herbeikam, arbeiteten beide auf einem Maierhofe, und schnitten Korn auf dessen Feldern, die nahe am Meere lagen.

Eines Mittags quälte die junge Frau eine brennende Hitze; sie steckte, ermüdet von der angestrengten Arbeit, die kleine Sichel ein, und gieng an das nahe Meergestade, wo ein lindes Lüftchen aus Westen strich. Hier setzte sie sich unter den Schatten eines Baumes. Bald überwand sie Müdigkeit und Schlaf; der süße West bewegte sanft und leicht die sich kräuselnden Wellen des Meeres. Sie entschlief.

Kurz darauf kamen einige tunesische Korsaren, stiegen ans Land, sahen die junge, schöne Frau im Grase schlummern, verstopften ihr sogleich den Mund, daß sie nicht schreien konnte und brachten sie so in die

Galeere, welche nun etwas ins Meer zurück trieb, um zu erspähen, ob noch einige Beute zu machen sei.

Der junge Bauersmann sah bald, daß seine Frau nicht bei den andern Arbeitern war, rief und suchte sie lange vergebens und wandte sich um in die Gegend des Meeres; als er die Galeere erblickte, dachte er sich gleich alles, was geschehen war. Der arme Petriello! Wie ward ihm zu Muthe, als er das geliebte Weib auf dem Verdecke erblickte!

Augenblicklich stürzte er sich in das Meer, und schwamm der Galeere zu, die er auch bald, von der Liebe getragen, erreicht hatte. Die Mohren wunderten sich sehr über sein Thun, und fragten ihn, wer er sei und was er hier wolle.

Er hielt sich als ein guter Schwimmer auf dem Wasser, und antwortete, ohne sein Auge von der Gattin abzuwenden, welche weinend auf dem Hintertheil des Schiffes

saß: „Ich bin ein armer Junge aus Lentiscosa. Die Frau, die ihr auf dem Lande geraubt habt, und die dort auf dem Schiffe weint, ist mein Weib, das ich immer mehr als mein Leben geliebt habe, noch liebe und all mein Leben lieben werde. Wenn daher einer von euch geheirathet ist, wenn einer je gefühlt hat, was Liebe sei, oder die Qual empfand, von der Geliebten getrennt zu sein — so bitte ich euch inständig, mir meine Gattin zurückzugeben. Ewig werde ich euch dafür dankbar sein. Wenn ich sie von euch loskaufen könnte, wahrlich, ich würde sie nicht von euch als Geschenk zurück verlangen, da ich weiß, daß ihr von diesem Geschäfte lebt; aber ich habe nichts in der Welt und wir beide ernähren uns kümmerlich durch die Arbeit unsrer Hände. Was wir von Tag zu Tag gewannen, war bisher unser Lebens-Unterhalt. Wollt ihr mir aber mein Weib nicht zurückgeben, so bitte ich euch, mich mit hinwegzuführen. Wenn

ich bei ihr bin, werde ich alles thun, was ihr mir befehlt, werde fröhlich sein und die Härte des Sklavendienstes nur wenig fühlen Ach, ich kann nicht ohne sie leben."

Petriello's Reden gefiel den Korsaren über die Massen; mit den seinigen verbanden sich seiner Gattin Bitten und Thränen, und man nahm ihn in die Galeere ein; die Korsaren thaten ihn zu seiner geliebten Gattin und leisteten den beiden gute Gesellschaft, bis sie nach Tunis kamen.

Als sie da anlangten, schenkten sie die zwei Christensklaven dem Könige und erzählten demselben die Art, wie sie zu den weißen Leuten gekommen waren.

Dem Mohrenkönige gefiel, ob er gleich ein Feind der Christenheit war, dieses Geschenk sehr, und er wunderte sich über die Tugend und Gattenliebe Petriello's solcher Massen, daß er ihn sehr gütig aufnahm und alsbald mit seiner Gattin frei gab. Sie mußten eine Zeitlang in Tunis bleiben und

erhielten von dem Mohrenkönig einen guten Jahrgehalt.

Petriello blieb, um für die erhaltene Freiheit nicht undankbar zu sein, einige Jahre bei dem König und diente ihm nach allen seinen Kräften redlich und treu. Dann beschenkte ihn der König reichlich und gab ihm die Erlaubniß, mit seiner geliebten Gattin nach Hause zurückkehren zu dürfen.

So kam Petriello, welcher nakt und misgemuthet Lentiscosa und sein Vaterland verlassen hatte, durch die Güte des Mohrenkönigs nun reich und fröhlich dahin zurück.

3.

Lucrezia.

Zur Zeit des weisesten aber unglücklichen Fürsten lebte ein Herr Lodovico Sforza in einer Stadt des Herzogthums Toskana, ein Kaufmann von reichen Besitzungen, ausgebreiteten Geschäften und Verbindungen. Er hatte eine junge Adelige zum Weibe genommen und mit dieser einen Sohn gezeugt; der war aber noch nicht zehn Jahre alt, so starb der Vater und ließ ihn als einzigen Erben seines ganzen Vermögens unter der Sorgfalt der Mutter zurück.

Die Mutter, stolz, daß ihr Sohn aus altadelichem Blute von ihrer Seite entsprossen, wollte nicht, daß er sich der Hand-

lung widme, sondern wandte alles an, ihn ritterlich erziehen, und die Wissenschaften treiben zu lassen. Darauf suchte sie, so viel möglich, die Verhältnisse, in welchen ihr Gemahl der Handlung wegen durch Italien, Frankreich, Flandern, Spanien und in Syrien gestanden war, aufzulösen und das ganze Vermögen ihres Sohnes, der Galeazzo hieß, in liegende Güter zu verwandeln.

Galeazzo wuchs fröhlich heran, wurde edel und großgemuthet, und beschäftigte sich ausser den Wissenschaften mit Musik, Reiten, Waffenspiel, Ringen und andern ähnlichen Uebungen. Damit war denn die Mutter sehr zufrieden und verwendete vieles für ihn an Kleider, Pferde und Geld, und ließ ihn überhaupt an nichts, wozu er Lust hatte, Mangel leiden.

Nach wenigen Jahren hatte sie allen Gläubigern ihres Gemahls Genüge geleistet, und auch das bei andern Kaufleuten

ausstehende Geld gewonnen. Eine einzige Rechnung blieb noch — mit einem venetianischen Edelmann, der in Syrien handelte und jetzt nach Venedig zurückkehren sollte, als Galeazzo eben sechszehn Jahre alt war. Er verlangte, wie Jünglinge sind, begierig, fremde Länder zu sehen, vorzüglich die berühmte und geehrte Stadt Venedig, und bat seine Mutter, ihn dahin gehen zu lassen.

Dieses jugendliche Verlangen misfiel der Mutter gar nicht, ja, sie ermahnte ihn noch, dahin zu reisen und die Sache mit dem Edelmanne in Richtigkeit zu bringen. Sie gab ihm einen sehr erfahrnen Geschäftsmann als Begleiter mit und empfahl ihn noch einem Kaufherrn in Venedig, welcher ein Freund des Hauses war.

Galeazzo reißte, reichlich ausgestattet, von dannen, und führte viele Diener, zierliche Kleider u. s. w. mit sich. In Venedig angekommen, wandte er sich sogleich an den

Freund ſeines Vaters, wurde allda freundlich aufgenommen, und beſuchte in deſſen Geſellſchaft den venetianiſchen Edelmann, dem ſich Galeazzo zu erkennen gab und die Urſache ſeiner Ankunft entdeckte. Als der Edelmann dies hörte, ſagte er: Mein lieber Sohn, ſey mir willkommen! Es iſt wahr, daß ich nach Abſchluß der Rechnungen dieſe Summe ſchuldig bleibe, die dein Geſchäftsführer angiebt. Wenn ich früher dir nicht wenigſtens durch Wechſel Genüge leiſtete, ſo ſchreibe das auf Rechnung der vielen Geſchäfte, die mich in Syrien feſſelten, und ſehe mich nun bereit, deiner Forderung zu entſprechen. Doch muß ich dich bitten, 8 oder 10 Tage zu warten, da ich nach Padua will, um mein Weib und meine Familie zu ſehen.

Galeazzo ſagte, er wolle gern warten und in dieſer Zeit Venedig kennen lernen, was er auch that. Er gieng dann in Geſellſchaft des Edelmanns nach Padua, und

mußte bei dem edeln Venetianer wohnen. Galeazzo nahm diesen Antrag an und gieng, von einem Pagen begleitet, dahin, die andern Diener ließ er in der Herberge. Der Venetianer, welcher sonst viele Tage in dem Hause des Vaters von Galeazzo gewesen und sehr gut behandelt worden war, ehrte den Jüngling sehr.

Es hatte aber der Edelmann eine Tochter, welche überaus schön war, eben das fünfzehnte Jahr erreicht hatte und auf Galeazzo den wunderbarsten Eindruck machte. Der sah sie nun jeden Tag, und entbrannte heftig in Liebe für das holde Kind — ein Gefühl, von dem er vorher noch nichts gewußt hatte. Sie bemerkte alsbald des Jünglings Liebe zu ihr, und da ihr Galeazzo gefiel, so vermied sie den Eindruck nicht, sondern verliebte sich bald unendlich in ihn und als sie sich ein oder zweimal gesprochen hatten, gieng die Sache ihren Gang fort, wie man leicht ist. —

Der Venetianer gab dem Galeazzo darauf sein Geld und kehrte mit ihm nach Venedig zurück, wo er noch einige Zeit bleiben mußte. Lukrezia — so hieß das junge Fräulein — sollte innerhalb zweier Tage unter dem Geleite eines vertrauten Dieners des Galeazzo aus dem Hause ihres Vaters fliehen; diesen Diener hatte der Jünglina dem Scheine nach zu seiner Mutter geschickt; der Venetianer selbst hatte ihm einen Brief an die Dame mitgegeben; aber der treue Bursche blieb bis zur gehörigen Zeit in Padua verborgen.

Galeazzo war, wie gesagt, mit dem Edelmanne nach Venedig gegangen, wo er beständig bei ihm blieb und nichts ohne seinen Rath begann und kaufte. Und sieh, da kam die Nachricht an den Venetianer, daß Lukrezia, seine Tochter, in der Nacht entflohen und keine Spur von ihr vorhanden sey. Der über alle Massen betrübte Vater beschloß, alles liegen und stehen zu

laſſen, und nach Padua zurück zu kehren. Galeazzo zeigte ſich betrübt über dieſen Vorfall und erbot ſich, mit ihm, wohin es ſey, zu gehen und ſeine Tochter ſuchen zu helfen. Der Edelmann dankte ihm für das Anerbieten, reißte ab, konnte aber nichts von ſeinem Kinde vernehmen, wie viel Mühe er ſich auch gab. Als er wieder nach Venedig kam, fand er Galeazzo noch allda. Nun nahm dieſer Abſchied und kehrte in die Lombardei zu ſeiner Mutter zurück; wagte es jedoch nicht, dieſer von dem geraubten Mädchen etwas zu ſagen.

Der bewußte Diener hatte ein anſtändiges Haus gemiethet, alles nach Galeazzo's Befehl beſtellt und angeordnet und brachte Lukrezia dahin. Zur Dienerin und Wächterin ward dieſer die ehemalige Amme Galeazzo's beigegeben. Galeazzo beſuchte ſie. Welche Freude! welche Luſt in ihren reizenden Armen. Welche Wonne, die Blüthen ihrer Liebe, ihres Leibes zu umarmen! —

Er liebte sie über alles, mehr, als sein Leben! Er sorgte reichlich für die Theure, und besuchte sie fast jeden Tag.

Die Mutter wußte wohl, daß er manchmal außerhalb des Hauses aß und schlief, sagte aber nichts. So blieb er drei Jahre mit Lukrezia verbunden und war wahrhaftig glücklich. Nun fiel aber der Mutter ein, ihrem Sohne eine Frau geben zu wollen; Galeazzo widersetzte sich lebhaft diesem Antrage — daher ihre Besorgniß, der Jüngling möchte lieben, vielleicht gar schon nach eigener Wahl ein Weib genommen haben. Sie umgab ihn daher mit vielen Kundschaftern und erfuhr bald alles, was sich mit ihm in Padua zugetragen hatte. Darüber war sie nun sehr unzufrieden, und fand eines Abends, als Galeazzo eben bei einem seiner Freunde zu Nacht aß und guter Dinge war, Gelegenheit, das schöne Haus durch drei vermummte Männer von

den und desselben Abends noch in ein Klo-
ster bringen zu lassen.

Galeazzo wollte noch in derselben Nacht seine Geliebte besuchen und fand sie nicht. Er glaubte vor Schmerz zu vergehen, weinte und lief die ganze Nacht in der Gegend herum, am Morgen gieng er nach Hause, verschloß sich in seinem Zimmer und blieb den Tag und die ganze Nacht ohne Essen. Die Mutter hatte es den ersten Tag nicht anders erwartet. Als sie am folgenden Tage sah, daß er wieder nicht essen wollte, gieng sie zu ihm; weinend und seufzend bat er sie, ihn allein zu lassen. Sie wollte die Ursache seines Schmerzes wissen, aber er antwortete ihr nur durch Seufzer und Thränen. Als sie ihn in diesem Zustande sah, sagte sie von Mitleid bewegt: Mein liebster Sohn! Ich habe nie geglaubt, daß du meine Nachsichtigkeit so übel belohnen würdest. Statt mir nun deine Verirrungen zu entdecken, verheimlichst du mir

dein Inneres und ich muß durch große Mühe die Ursache deines Uebels zu entdecken suchen. Ich weiß, daß du Lukrezia liebst und sie unserm Freunde in Padua geraubt hast. Ob dies gut gehandelt war, kannst du selbst einsehen; doch es ist jetzt nicht Zeit zum Ueberlegen, sondern zu helfen. Ermuntre dich, mein Sohn, sey fröhlich und guten Muthes, — denn du wirst deine Lukrezia wieder haben; ich ließ sie in ein Kloster bringen, weil ich glaubte, du würdest, wenn du sie nicht wiedersähest, mir gehorchen und dir ein Weib nehmen, wie es mein Wunsch und deine Pflicht gewesen wäre.

Galeazzo, dies hörend, schien vom Tod zum Leben zu erwachen, bekannte seiner Mutter aufrichtig, daß er Lukrezia mehr, denn sein Leben liebe, und bat sie leidenschaftlich, jene sogleich kommen zu lassen. Doch die Mutter bat entgegen, diesen Tag noch in Geduld hinzubringen, zu essen und

ſich zu ſtärken, und verſprach ihm, am folgenden Tag zu ihr zu gehen und ſie herzuführen.

Was iſt doch der Menſch! Eben wollte Galeazzo ſterben, hatte die Luſt zu Schlaf und Speiſe verloren und nun hat er ſich ſchon wieder gänzlich erholt durch dieſe einfachen Verſprechungen. Er aß zu Mittag, zu Abend und durchſchlief die Nacht in der ſüßeſten Hoffnung, ſeine geliebte Lukrezia bald wieder zu ſehen.

Als der Tag kam, ſprang er aus dem Bette, und erinnerte ſeine Mutter alsbald an ihr Verſprechen, nach Lukrezia zu ſenden. Dieſe ſtieg dann auch, dem guten Sohne zu Gefallen, ſogleich in ihren Wagen, fuhr in das Kloſter, ließ ſich das Mädchen übergeben und führte ſie nach Hauſe.

Als die zwei Liebenden ſich wieder ſahen, weinten ſie vor inniger Luſt, liefen einander entgegen, hiengen ſich am Halſe,

und enge, enge sich umarmend trank das Eine des Andern heiße, schmerzlich süße Thränen. Nachdem Galeazzo seine Geliebte tausend und tausendmal geküßt und wieder geküßt hatte, und immer der Freudethränen sich nicht enthalten konnte, sagte er: Mein süßes Leben, wie ergieng es dir ohne mich? Wie hast du gelebt? Kam es dir nicht schrecklich vor, von mir getrennt zu leben? Wahrlich, ich glaubte immer sterben zu müssen und begreife noch nicht, daß es nicht geschah. Ach, mein Leben, wer versichert mich, daß nicht ein Anderer in der Zeit, als du von mir abwesend warst, diese deine Reize genossen habe? — Ich fühle mich vor Eifersucht sterben und das Herz will mir im Leibe zerspringen! — Darum, du Seele meines Leibes, um nur einmal zu sterben, und zumal von allen diesen Leiden zu kommen, die so furchtbar die Seele zerschneiden, wird es viel besser sein, daß wir zusammen sterben, und

auf einmal all diese schreckliche Qualen enden.

Nach diesen Worten nahm er einen Dolch, den er an der Seite hatte, und stieß ihn in die Brust des Mädchens, gegen das Herz, so daß sie alsbald todt zur Erde fiel. Dann wandte er den blutriefenden Stahl gegen seine eigene Brust, jagte sich ihn mitten durch das Herz und fiel über die entseelte Lukrezia hin.

Ein furchtbarer Lärm, die bittersten Klagen erhoben sich alsbald im Hause. Die Stimme der unglücklichen Mutter, ihr Jammern scholl herzzerreissend gen Himmel. Wie verzweifelt lag sie über den blutigen Leichen.

Galeazzo lebte noch den ganzen Tag; die sinkende Sonne sah seinen Tod. „Lukrezia!" war sein letztes Wort. Die arme Mutter beweinte lang, ohne von jemand getröstet oder gestärkt zu werden, den verlornen Sohn. Warlich, sie war ein Ge-

genstand des Bedauerns und Mitleids würdig, der Steine zum Mitgefühl hätte bewegen mögen, wie viel eher euch, zarte, feinfühlende Frauen, die ihr schon süße Thränen in den Augen habt.

Damit die Sache nicht bekannt wurde, liessen zwei Brüder der unglücklichen Mutter das arme Paar heimlich begraben, und verbreiteten das Gerücht, sie seyen an der Pest gestorben. Dieß wurde um so wahrscheinlicher, als damals Spuren von dieser Krankheit in der Stadt waren; überdieß bestätigten auch bestochene Aerzte die Sache. Allen konnte sie aber nicht verborgen bleiben; diese sagten deswegen, die Eifersucht sey ein pestartiger Wurm, der den Menschen blende und gar oft zur wüthenden Raserei verleite.

4.

Carlo.

In Burgund lebte ein edler Herzog, welcher eine sehr schöne Frau zu seiner zweiten Gemahlin genommen hatte. Er liebte sie über alle Maßen; ihre Fehler waren ihm unbekannt; sie war tugendlos, wußte aber ihr bösartiges Leben geschickt zu verbergen.

Der Herzog hatte am Hofe einen Liebling — einen tugendhaften jungen Edelmann, begabt mit allen guten Eigenschaften, die einen jungen Ritter bei Hofe zieren und schmücken sollen. Seiner reinen Sitten, seiner Anmuth, seines Edelsinnes wegen ward er von Klein und Groß überaus geliebt. Der Herzog hatte ihn von

Jugend auf erzogen und genährt, und liebte ihn wegen seiner vorzüglichen Eigenschaften sehr; wohl wissend, wie er aus edlem Blute stamme, aber sehr arm sey, hatte er ihm sehr viel Gutes gethan, mehrere Schlösser geschenkt, ihm sein ganzes Vertrauen gegeben und war oft gern seinem klugen Rathe in wichtigen Dingen gefolgt.

Die junge Herzogin, tiefern und unbefriedigt durch die Umarmungen ihres Gemahls, uneingedenk ihres Standes und die Liebe des Herzogs nicht achtend, warf ihr Auge auf den tugendhaften Jmalina, der Carlo hieß, und weil er ihr, sowohl wegen der Schönheit, in der er zum Mannesalter heranblühte, als der lebenswerthen Eigenschaften seines Geistes, besonders gefiel, entbrannte sie in heftige Liebe gegen ihn und konnte nie ihr Auge von ihm wenden, wenn er in ihre Nähe kam — was freilich des Tages oft geschah, da er nie von des Herzogs Seite zu weichen pflegte.

Sie wagte es nicht, mit ihm von Liebe zu ſprechen, aber ſie bemühte ſich durch Blicke und Liebesſeufzer ihn der glühenden Flammen ihres Herzens empfänglich zu machen, welche ſie ſo ſehr quälten.

Doch alles war vergebens, denn Carlo hatte ſeine Gedanken anderswo, und achtete der Dinge nicht, die jene vorhaben mochte.

Die entzündete Dame beſchloß daher, beſiegt von lüſternem Verlangen, und unfähig, ſich länger zurückzuhalten, dem Jüngling ihre brennende und verzehrende Leidenſchaft mitzutheilen. Da ſie durch Briefe das Feuer ihrer Liebe nicht ſo ausdrücken konnte, als mit Worten, von häufigen Thränen und den glühenden Seufzern begleitet; ſo ergriff ſie eines Tages, als der Herzog ſeine Räthe zu einer geheimen Verhandlung verſammelt und ſich mit ihnen eingeſchloſſen hatte, die Gelegenheit, ließ Carlo zu ſich rufen und begann folgendermaßen:

„Ich wundere mich sehr, Carlo, daß ihr, in der Blüthe der Jugend und geschmückt mit den edelsten Gaben — der schönste Ritter unseres Hofes — keine der vielen schönen und reizenden Fräulein zu lieben scheint, welche hier wohnen. Ihr seht doch, daß jeder unserer Ritter sich wenigstens mit einer unterhält und ihr dient. Doch ihr bekümmert euch um keine! Ich möchte wissen, woher diese Abgezogenheit?" —

Carlo erwiederte alsbald ehrerbietig: „Meine Dame, wenn ich mich würdig hätte halten können, daß eine jener Damen sich erniedrigen würde, ihre Gedanken auf mich zu wenden, so hätte ich es vielleicht gewagt, eine derselben meine Dienste und mein Herz anzubieten. Aber in der Furcht, verachtet oder gar verspottet zu werden, wagte ich es nicht, mich der Liebe hinzugeben."

Diese Antwort des Jünglings misfiel der Herzogin nicht, vielmehr schien die Lie-

be nur glühender in ihr aufzuflammen; sie sagte daher mit fast zitternder Stimme;

„Ich versichere euch, Carlo, es ist keine so vornehme Dame an unserm Hofe, noch in diesem Lande, welche sich nicht glücklich schätzte, von euch geliebt zu werden!"

Während die Herzogin diese Worte sprach, senkte Carlo sein Auge, und wagte nicht, zu ihr aufzublicken. Er nahm Abschied und gieng hinweg. Das misfiel der Herzogin sehr, denn sie hätte länger mit ihm zu sprechen gewünscht. — Obschon nun verschiedene Gedanken durch Carlo's Kopf flogen, so zeigte er doch nie, weder durch Wort, noch That, daß er die Absicht und Wünsche der Herzogin gefaßt habe; er blieb sich ganz gleich — ein Umstand, welcher in der That der Dame, die etwas Anderes, als Worte verlangte, unendlich lästig und Ursache bittern Kummers war.

Da die junge Frau sehr schön und vermöge ihres Standes gewohnt war, gebeten

zu werden, nun aber den Widerstand Carlo's sah, welcher ihre Flammen gar nicht zu bemerken schien, so konnte sie die Qual länger nicht mehr tragen, legte jede Furcht und Scham ab und entschloß sich, Carlo ihre Liebe zu entdecken und ihn demuthsvoll um sein Mitleid zu bitten. Als sie ihn einige Tage darauf allein fand, sagte sie zu ihm:

„Carlo, ich habe mit euch Sachen von der größten Wichtigkeit zu sprechen."

C. Ich bin zu allem bereit, was ihr verlangt.

Die Herzogin gieng mit ihm an ein Fenster, und begann, wie das erstemal, zu fragen, ob er sich immer noch keine Dame auserwählt habe; sie sey, fügte sie hinzu, bereit, ihn in Allem zu unterstützen.

C. Ich habe euch schon gesagt, verehrte Dame, daß ich die größte Furcht habe, verachtet und zurückgewiesen zu werden; ich würde nie mehr fröhlich seyn kön-

nen, wenn mir das widerführe, und das Leben wäre mir bitterer, als der Tod. Das ist es allein, was mich zurückhält, den gefährlichen Irrgarten der Liebe zu betreten.

Die Herzogin ward bei diesen Worten so roth, wie die junge Rose beim Aufgang der Sonne, und in der Hoffnung, ihn gewinnen und besiegen zu können, sagte sie liebend:

„Carlo — du irrst dich sehr! Ich weiß, wenn du wahrhaft liebst, so wird sich die schönste Dame selig fühlen, und dir ihr ganzes Herz und ihre Liebe schenken.

C. Ich kann mir nicht denken, daß eine Dame, die sich in eurer Gesellschaft befindet, sich so weit erniedrigen werde.

Die Herzogin sah, daß er sie nicht verstehe, oder nicht verstehen wolle und entschloß sich, die Maske abzulegen, sich deutlicher zu erklären, und ihm zu entdecken, in welcher Qual sie aus Liebe für ihn lebe oder

vielmehr zu sterben glaube. Sie fragte ihn daher:

„Carlo, wenn Ich nun diejenige wäre, welche dich von ganzem Herzen liebt?“

Als Carlo diese Worte gehört hatte, beugte er sich und erwiederte fast außer sich:

„Dame, wenn mich der Himmel einer so ausgezeichneten Gnade würdigte, so wäre ich in eurer und des Herzogs Liebe der glücklichste Sterbliche. Ich würde dies als den schönsten Lohn für meine stete Treue ansehen. Ich bin überzeugt, daß eure Liebe für euren Gemahl, meinen Herrn, der Art ist, daß weder ich, der ich ein unbedeutender Jüngling bin, noch der Vortrefflichste es wagen darf, an deren Hoheit und Keuschheit zu zweifeln, oder sie nur im geringsten zu beflecken. Was mich betrifft, doch verdanke ich dem Herzoge, meinem Herrn und Gönner von zartester Kindheit auf alles, was ich bin und habe, ich setze deswegen das, was er besitzt, sey es Weib,

Kind oder Schweſter, nicht anders an, als wie es einem treuen Diener ziemt. —"

Als die Herzogin dies hörte, ließ ſie ihn nicht weiter ſprechen, denn ſie ſahe deutlich, daß Carlo ſie verachtete: da nun aber einer Dame von einigem Gehalt und Werthe nichts ſchlimmeres begegnen kann, verwandelte ſich plötzlich ihre glühende Liebe in wilden, grauſamen Haß! ſie ſagte voll Wuth und Zornes mit verſtörtem Antlitz und ſtolzer, drohender Stimme:

„Ich glaube, niedriger Menſch, du ſchmeichelſt dir, ich ſey in dich verliebt? Da irrſt du dich, trauriger, hochmüthiger Knabe. Wer ſprach etwas Aehnliches mit dir? Glaubſt du, die ganze Welt liebe dich deines ſchönen Geſichtchens wegen? Ha, wärest du je ſo anmaßend geweſen, mich mit Liebesanträgen zu verſuchen, ich würde dir zu deinem größten Schaden gezeigt haben, daß ich nie einen andern lieben werde, als meinen Herrn und Gemahl. Thor! was

ich mit dir wollte, war nichts anderes, als mir die Zeit vertreiben, deine Gedanken erforschen und dich zum Besten haben, wie ich es mit allen verliebten Gecken zu thun pflege. —"

C. Ich habe das geglaubt und glaube es noch, denn ich weiß wohl, daß die Damen des Hofes nur immer zum Besten haben. —

Die Herzogin wollte nichts mehr hören, gieng in ihr Gemach, wo sie sich verschloß und voll bösen Trugs und Zornes sich an Carlo zu rächen dachte. Einerseits quälte sie die Liebe zu dem Jünglinge schmerzlich und bitter, sie konnte sich nicht beruhigen, so mit ihm gesprochen, wie sie es gethan, und solche Antwort erhalten zu haben; dieses setzte sie in solche Wuth, daß sie sich beinahe selbst nicht mehr kannte, und zu sterben wünschte; — andrerseits wollte sie nur leben, um sich an Carlo zu rächen, den sie als ihren grausamen Feind ansah.

Die unglückliche Dame weinte bitterlich, und unfähig, den wilden Sturm ihres Innern zu bezähmen, verfiel sie von dem Einen auf das Andere. Sie gab eine Krankheit vor, um von der Tafel bleiben zu können. Als der Herzog, welcher sie auf das zärtlichste liebte, vernahm, daß sie krank sey, eilte er sogleich zu ihr und fragte sie nach ihrem Befinden. Sie sagte:

„Mein Herr und Gemahl, ich glaube, schwanger zu seyn, und daher mag, wie ich denke, mein Uebelbefinden kommen. Doch es wird vorübergehen und ich bedarf keines Arztes, denn unsere Frauen helfen in solchen Fällen besser, als es die Aerzte mit ihren Arzneien zu thun vermögen. —"

So blieb sie nun, die Aerzte verschmähend, über alle Massen betrübt, drei Tage in ihrem Bette. Dem Herzoge fiel es ein, es möge sie etwas anderes als die Schwangerschaft, im Bette halten; er gieng daher, um ihr Herz zu erforschen, eines Abends

zu ihr und machte ihr die zärtlichsten Liebkosungen. Als er sah, daß sie aus beklemmter Brust tiefe Seufzer ausstieß, nahm er sie in seine Arme und sagte, sie oftmals innig küssend: theuerste Gemahlin, du weißt wohl, wie sehr ich dich liebe, wie sehr mein Leben an dem deinigen hängt. Wenn ich dir also theuer bin, so entdecke mir die Ursache deiner glühenden Seufzer; denn sie haben einen andern Grund als deine Schwangerschaft. Sage mir, mein süßes Leben, was dich betrübt!

Als die Herzogin ihren Gemahl so zärtlich gegen sich sah, glaubte sie, es sey nun an der Zeit, ihr Gift gegen den unschuldigen Carlo, den sie so sehr haßte, auszugießen. Sie küßte den Herzog liebevoll, ließ ihre Thränen häufig fließen, unendliche Seufzer schwellten ihre schöne Brust und unterdrückten lange ihre Sprache; endlich begann sie mit schwacher, bebender Stimme folgendermaßen:

„Ach, mein Gemahl! Was mich in so tiefe Betrübniß setzt, ist, daß ich mich von dem betrogen sehe, der euch alles, was er ist und besitzt, verdankt; der sein ganzes Leben für euern Dienst aufopfern müßte, und nichts destoweniger eure Ehre zu beflecken, zu schänden sucht. —"

Diese Worte machten den Herzog überaus begierig, die Sache deutlicher zu hören und er bat seine Gemahlin mit leidenschaftlicher Wärme, ihm frei und ohne alle Rücksicht die Wahrheit zu entdecken.

Nachdem sie sich nun lange hatte bitten lassen, antwortete sie endlich:

„Mein theurer Gemahl, euer Günstling, der von euch so sehr geliebte Carlo, den ihr auferzogen, den ihr nicht als Diener, sondern als Sohn behandelt habt, wagte es, meine Ehre anzutasten, und mich leidenschaftlich zu bitten, seine Geliebte zu werden. Auf seine verwegene und anmaßende Forderung habe ich geziemend geant-

worter. Doch hat mich seine freche Anmuthung so sehr angegriffen, daß ich fast todt war und ihn nicht mehr anzusehen vermochte. Ich bitte euch inständig, einen so lasterhaften und verstockten Menschen nicht länger in eurem Hause zu dulden. —"

Hier schwieg das schändliche Weib und warf sich weinend in die Arme ihres Gemahls. Er, der seine Gattin zärtlich liebte und sich von Carlo, der ihm nicht wenig am Herzen hieng, schwer beleidigt sah, befand sich in unsäglichem Zwiespalt mit sich selbst. Es ward ihm schwer zu glauben, daß Carlo je eines solchen Verbrechens fähig gewesen sey — und doch mußte er der geliebten Gattin glauben. — Obschon Zorn und Unwillen ihn zu wüthender Rache gegen Carlo trieben, so wollte er doch nicht unvorsichtig handeln. Er gieng von seiner Gemahlin hinweg und ließ Carlo durch einen Kammerherrn sagen, daß er es nie wieder wagen solle, ihm vor das Auge zu kommen, sonst

dern daß er ſich in ſeine Wohnung zurückzöge und dort die weiteren Befehle erwarte.

Der Herzog glaubte, Carlo würde, wenn er ſchuldig ſey, nach dieſem Befehle alsbald einſehen, daß ihn die Herzogin angeklagt habe, das Land verlaſſen und einen ſichern Ort ſuchen. Im Gegentheile war er gewiß, daß jener alles anwenden würde, den Grund der Ungnade ſeines Herrn zu erfahren und ſich zu rechtfertigen.

Der unvermuthete Befehl ſetzte Carlo in größeres Erſtaunen und Betrübniß, als ich beſchreiben kann, weil er ſich nicht der geringſten Schuld bewußt war. Er ſuchte alsbald einen Freund auf, erzählte dem ſein Unglück und gab ihm einen Brief an den Herzog, in welchem er ihn bat, boshaften Gerüchten keinen Glauben beizumeſſen, die Wahrheit der Sache zu erforſchen, und bis dahin das Endurtheil zu verſchieben; er habe, fügte er hinzu, nie etwas gethan, was den Herzog im geringſten beleidigen, oder

kränken könne. Der Freund besorgte den Auftrag redlich und übergab dem Herzog den Brief.

Dieser las ihn und ward alsbald von Carlo's Unschuld überzeugt; er glaubte, der Herzogin Zorn gegen Carlo müsse durch irgend etwas Anderes aufgeregt worden seyn, kannte aber den wahren Grund der Sache nicht ahnen. Er befahl, daß Carlo heimlich zu ihm gelassen würde und der schuldlose Jüngling verfehlte nicht, sich alsbald bei ihm einzustellen.

Als der Herzog ihn sah, redete er ihn mit drohender, zorniger Stimme an und sagte ihm, wie undankbar er gehandelt habe, daß er die Ehre seines Wohlthäters so schändlich zu beflecken gedacht. Doch — schloß er — es ist wahr, ich zweifle noch, ob sich die Sache so verhält, wie man sie mir vorgestellt hat.

Carlo stand [illegible] und [illegible] da. Er dankte dem Herzog mit unveränderlichem Muthe,

daß er ihn erst zu hören sich herablasse, erbot sich zu jeder Art von Prüfung und Rechtfertigung und wollte dem, der es gesagt habe, mit den Waffen beweisen, daß er gelogen habe.

Der Herzog versetzte: Dein Ankläger hat außer der Ehre keine andere Waffen. Meine Gemahlin hat dich angeklagt und meine Rache gegen dich in Anspruch genommen, da du es wagtest, ihre Liebe zu verlangen.

Als Carlo diese Bosheit der Herzogin vernahm, war er entschlossen, dem Gebieter sogleich alles zu entdecken; er sprach:

„Die Frau Herzogin, verehrtester Herr, mag sagen, was ihr beliebt; in dieser Rücksicht aber hat sie sich sehr betrogen, denn ich bin durchaus schuldlos, und ihr wißt, daß ich nie etwas Unrechtes that, das dieses Verbrechen bestätigen könnte."

Der Herzog, welcher ungern Böses von Carlo glaubte, erwiederte: „Gehe, mein

Carlo, ich glaube, was du mir sagtest. Diene mir wieder, wie du bisher gewohnt warst, und wenn Alles sich so verhält, so sey versichert, daß ich dich nur desto mehr lieben werde; finde ich aber das Gegentheil, so sollst du mit deinem Leben den Frevel büßen.

Carlo dankte dem Herzog und sagte, daß er sich seinem Urtheile zu jeder Zeit mit Freuden unterwerfe.

Der Herzog entließ ihn nun; allein seine Gemahlin, welche dies erfuhr, war sehr unzufrieden mit der Güte ihres Gatten. Sie stellte ihm vor, daß Carlo entweder sie selbst, oder eine andere lieben müsse, um sich sein ganzes Betragen zu erklären, und bat ihn, doch zu erforschen, ob Carlo liebe.

Bald darauf waren sie auf der Jagd, der Herzog rief Carlo zu sich, ritt mit ihm in ein nahes Laubwerk und fragte ihn, ob er liebe, und wem er sein Herz geschenkt habe.

Carlo ward feuerroth. Der Herzog drang in ihn und er erwiederte: „Ja, Herr, ich liebe — ich liebe das schönste, beste, tugendreichste Mädchen von ganz Frankreich. Doch ihren Namen darf ich euch nicht nennen, da wir uns beim Allerheiligsten geschworen haben, dies nur mit Einstimmung beider Theile zu thun.—"

Der Herzog war mit dieser Antwort zufrieden und behandelte von nun an Carlo nur noch freundlicher, als zuvor.

Die schändliche Herzogin aber lag von nun an ihrem Gemahle beständig an, und bestürmte ihn, sich von Carlo den Namen seiner Geliebten sagen zu lassen. Der Herzog fragte also Carlo zum zweitenmal um den Namen seiner Geliebten.

Dieser war ganz erstaunt über diese Frage und sagte dem Herzog geradezu, er könne ihm den Namen seiner Dame nicht sagen, ohne treulos zu werden. Der Herzog

erbittert darüber und die Wahrheit der Sache nun bezweifelnd, sagte zu Carlo:

„Wähle unter zwei Dingen, die ich dir vorschlage: entweder nennst du mir den Namen deiner Geliebten, oder du bist für immer aus meinem Lande verbannt?"

Carlo's innerer Kampf war schrecklich, er erblaßte und stand da, eher einem Marmorbilde, als einem Menschen vergleichbar. Dies schien des Herzogs Meinung zu bestätigen, daß Carlo seine Gemahlin liebe und er sagte:

„Carlo, Carlo, wenn du eine andere liebtest, so würdest du nicht anstehen, sie zu nennen. So aber quält dich deine Verrätherei."

Diese Worte bestimmten unsern Jüngling, dem Herzoge alles zu entdecken. Er ließ sich daher durch einen heiligen Schwur der Verschwiegenheit des Herzogs versichern, und erzählte ihm darauf folgender Massen:

„Es sind nun bald zwei Jahre, daß

ich die überreizende Schönheit eurer Base, der Wittwe von Verziere gesehen und mich bestrebt habe, ihre Gunst zu erlangen. Meine Niedrigkeit und ihre Hoheit erkennend, war ich zufrieden, daß sie mich als ihren Diener anzunehmen mich würdigte, und mir erlaubte, sie zu lieben. Ich erlangte aber nicht nur ihre Gunst, sondern sie nahm mich sogar als ihren Gemahl an. So lebten wir bis jetzt in stiller Glückseligkeit, ohne daß irgend jemand unser Geheimniß erfahren hätte. —"

Dem Herzog gefiel diese Verbindung, wegen seiner Liebe zu Carlo, über alle Maßen. Doch befremdete ihn sehr, wie es Carlo, eine Sache von solcher Wichtigkeit so geheim zu betreiben, angefangen habe, worauf Carlo erwiederte:

„Nachdem meine Dame und ich unser Bündniß ohne Beisenn eines Menschen geschlossen hatten, befahl sie mir, in der folgenden Nacht, ohne alle Begleitung, in

ihren Garten zu kommen. Eines ihrer Gemächer hat ein kleines Pförtchen, welches in den Garten geht. Ich gab ein Zeichen — sie öffnete, ich schlüpfte hinein zu ihr und genoß da zum erstenmal die Seligkeit der Liebe in ihren Armen. So besuchte ich sie in der folgenden Zeit sehr oft und verließ sie immer wieder eine Stunde vor der Morgendämmerung. Nun wißt ihr alles, verehrtester Herr! —"

Der Herzog hatte selbst in seiner Jugend viele Liebeshändel gehabt und vollführt, eine so sonderbare Geschichte war ihm aber nie zu Ohren gekommen; er bat also Carlo, ihn in der folgenden Nacht, wo er die Dame wieder besuchte, als Gefährte mit in den Garten zu nehmen, was ihm Carlo, wiewohl ungern, versprach.

Sie ritten denn auch in der bestimmten Nacht zusammen hinaus, banden die Pferde fest, und traten in den Garten. Da mußte sich der Herzog hinter eine alte, sehr dicke

Eiche ſtellen, wo er alles ſehen und ſich von der Wahrheit der Ausſage Carlo's überzeugen konnte.

Sie warteten nicht lange; das ſüße Pförtchen öffnete ſich, Carlo ließ den Herzog allein, ſchritt gegen den Thurm, hinter welchem das Schlafgemach der Dame war; dieſe kam ihm entgegen, küßte ihn zärtlich und ſagte, es dünke ihr eine Ewigkeit, ſeit ſie ſich nicht geſehen. Sie giengen hierauf Arm in Arm um den Thurm in das Schlafgemach, das ſie hinter ſich verſchloſſen.

Die Nacht war ziemlich hell; denn der ſilberne Mond — obſchon von leichten Wölkchen umſchwebt — verbreitete ſanften Schein, der magiſch auf dem grünen Boden umhertanzte, und manchmal ganz fiel durch die Blätter der Pappeln herabſah. So war es dem Herzoge leicht geweſen, ſeine Baſe zu erkennen und alles zu ſehen; auch ihre Worte waren ihm nicht entgangen.

Das beruhigte ihn denn ganz und er schätzte außerdem seinen Liebling für den glücklichsten Edelmann in ganz Burgund. —

Carlo blieb eine geraume Weile bei seiner vielgeliebten Dame, dann nahm er Abschied, indem er vorgab, er müsse heut etwas früher als gewöhnlich gehen, da er noch vor Anbruch des Tages im Pallast des Herzogs zu erscheinen genöthigt sey. Sie wollte ihn, wie gewöhnlich bis an den Ausgang des Gartens begleiten, er aber warnte sie vor der kühlen Nachtluft und dem klaren Mondschein und einer zu fürchtenden Erkältung oder Entdeckung, und bat sie zu bleiben.

Carlo kam nun wieder zum Herzoge; sie verließen den Garten, bestiegen ihre Pferde und ritten davon. Auf dem Rückwege bestärkte der Herzog seinen jungen Freund, diese seine glückliche Liebe, wie bisher, vor aller Welt geheim zu halten und versicherte ihn, daß, wenn er ihn schon

vorher geliebt habe, er ihn nun, als naher Verwandter, doppelt werth und theuer halte. In der Folge war Carlo des Herzogs begünstigtester Freund am Hofe.

Als die bösartige Herzogin dies Alles sah, wollte sie verzweifeln, faßte voll Wuth und Zornes und glaubte nicht länger leben zu können, wenn Carlo am Leben und in solchem Glücke bleibe. Sie begann oft bei dem Herzoge über ihn zu murmeln; doch dieser versicherte sie, Carlo sey unschuldig und seine Geliebte — die er nun kenne — sey bei weitem schöner und liebenswürdiger, als sie — die Herzogin selbst. —

Das war freilich Oel in das Feuer gegossen! Liebe, Haß, Zorn und Verzweiflung entflammten sich in ihrer Seele. Durch neue Schmeicheleien, durch kunstreich geheuchelte Schwangerschaft — des Herzogs höchster Wunsch! — gewann sie ihren Gemahl und — er entdeckte ihr in einer

schwachen Stunde den Namen der Geliebten des Carlo.

Die Sache schien ihr recht angenehm zu seyn — doch in ihrem Innern wüthete nun Zorn und Eifersucht. —

Wenige Tage darauf gab der Herzog ein glänzendes Fest, wozu er alle Edelmänner und Ritter der Gegend einladen liess, und welches acht Tage dauern sollte. Viele Damen und Fräulein kamen dahin, unter andern auch die Frau von Verziere, und man lebte in Lust und Freude.

Einst waren die Damen um die Herzogin versammelt; man saß in traulichem Kreise beisammen und die Herzogin, welche die unvergleichbare, wunderschöne Verziere eben auch herzutreten sah, fieng nun an, mit den Damen von der Liebe zu sprechen und deren Meinung über diesen Gegenstand zu hören.

Als sie sah, daß jene blos zuhörte, und keinen Theil an dem Gespräche nahm

sagte sie endlich voll Eifersucht: „Und ihr; schöne Base, warum so schweigsam? Wäre es möglich, daß eure übergroße Schönheit so ohne Freund und Diener sey? —"

Ehrerbietig, und mit der schönsten Anmuth erwiederte die Dame:

„Frau Herzogin, meine Schönheit war noch nicht vermögend, mir einen Freund oder Diener zu erwerben! —"

Die Herzogin, schwellend von Eifersucht und Neid versetzte verächtlichen Blickes:

„Schöne Base, ihr müßt wissen, daß es in dieser Welt keine so geheime Liebe giebt, welche nicht endlich an das Licht käme und sich entdecke. —"

Sie fügte noch einige Worte hinzu, welche es der Dame von Verziere gewiß machten, die Herzogin wisse nun alles, und Carlo müsse sie verrathen haben; ja sie fand es sogar wahrscheinlich, daß er die Herzogin liebe.

Schreckliche Eifersucht tobte in ihrer Seele; doch wußte sie sich schnell zu fassen, und gab der Herzogin eine leichte Antwort, so, daß keine der anwesenden Damen den geringsten Verdacht schöpfen konnte.

Sobald als möglich verließ die von Verziere die Gesellschaft und begab sich in ein Nebengemach, wo sie ihren Thränen reichlichen Lauf ließ und sich hundertmal den Tod wünschte.

Der Herzog gieng eben in einem der anstoßenden Säle auf und ab und hatte seine Base in das Gemach gehen sehen. Bald darauf kam auch Carlo in den Saal und der Herzog sagte ihm, er habe seine Dame in das Gemach gehen sehen und glaube, sie müsse nicht recht wohl seyn.

Carlo stürzte hinein und da er seine Geliebte in Thränen schwimmend, mehr todt als lebendig fand, nahm er sie liebevoll in seine Arme und fragte, was ihr

fehle, oder begegnet sey. Als die Unglückliche die Stimme ihres Gatten erkannte, nahm sie ihre ganze Kraft zusammen, öffnete das schmachtende Auge, und es wehmüthig auf das Antlitz ihres Gatten wendend, schien es, als wolle sie sich über ihn beklagen, daß er ihre heiße Liebe verrathen habe; — die Stimme versagte ihr — sie stieß einen tiefen Seufzer aus der beklommenen Brust, und gab den Geist in den Armen ihres Gatten auf.

Angst, Schmerz, Verzweiflung warfen den armen jungen Mann so darnieder, daß man ihn für todt gehalten hätte; zu sich gekommen, umschlang er den todten Körper fest, die schmerzlichsten Thränen entquollen seinem Auge, und überströmten sein leichenblasses Antlitz.

Alsbald fiel ihm ein, daß der Herzog das Geheimniß seiner Liebe verrathen haben müsse, — er klagte sich als Mörder

seiner Gattin an und wüthete in schrecklicher Verzweiflung seiner Seele.

Noch einmal fiel er über den Leichnam seiner geliebten, über alles geliebten Gattin, küßte sie vielmal, stieß sich den Dolch in die Mitte des Herzens und — den Namen Adele aussprechend und an ihre Brust sinkend hielt er sie sterbend fest umschlungen.

Der Herzog hörte das Wimmern, lief herzu und — o Schrecken — er sah die zwei Leichen. Schwach hob Carlo noch sein Auge und stöhnte:

„Sehet, Herr! wohin meine und eure Zunge meine Gattin und mich gebracht hat. Gott vergebe es euch und mir!"

Er starb. —

Der Herzog aber riß Carlo's Dolch aus dessen blutüberströmten Brust, rannte in den Saal, wo die Herzogin, die sich nun gerächt wußte, eben fröhlich tanzte.

Der Herzog nahte ihr wüthend.

„Boshaftes Weib!“ — schrie er: — „kannst du das Geheimniß treuer Liebe nicht in deine schandvolle Brust verschließen?“ —

Er stieß ihr den blutigen Dolch in das Herz.

Die ganze Gesellschaft stand da, wie vom Blitze getroffen. Jeder Odem stockte. Kein Laut. Eine lange Todtenstille. Man hielt den Herzog für wahnsinnig, bis er die ganze Geschichte erzählte.

Die Herzogin ward still in einer Kirche beigesetzt; die zwei unglücklichen Liebenden aber in einen Marmorsarg gelegt und feierlich begraben. Auf einen kostbaren Leichenstein, den ihnen der Herzog setzen ließ, wurde die Geschichte ihrer Liebe und ihres Todes eingegraben. Der Herzog gieng in das gelobte Land, wo er bei der ersten Bestürmung Jerusalems seinen Tod fand.

5.

Ein Liebes-Abentheuer.

In demſelben Jahre, in welchem Maximilian Sforza wegen ſeiner unrühmlichen Regierung Mailand verlor, wurde nach der bekannten Niederlage zwiſchen San Donato und Melegnano, die ganze Parthei der Ghibellinen aus dem Lande gejagt; Gian Giakomo Triulzo war einer derjenigen, welche alles anwendeten, dieſe Parthei zu unterdrücken. Für die Flüchtigen war damals Mantua der ſicherſte Hafen und eine gewiſſe Zuflucht; der Markeſe Franzesko Gonzaga, einer der edelſten Menſchen, nahm ſie gern und freudig auf; und obgleich er ſeinen Erſtgebornen, Frederiko, als Geißel

in die Hände Franz I. gegeben hatte: so sollte Mantua doch für jeden einen freien Zufluchtsort abgeben. Eine Menge Ausgewanderter wohnte also in dieser Stadt, sehnsüchtig auf Kaiser Maximilian hinsehend, durch den sie in ihr Vaterland zurückgeführt zu werden hofften. Aber der Erfolg entsprach den Erwartungen nicht; Maximilian, schon vor den Thoren von Mailand, wurde zurückgedrängt und mußte fliehen. Die Ausgewanderten, welche alle Hoffnung, auf diese Art in ihr Vaterland zu kommen, verloren hatten, nahmen zum Theil die Güte des Königs Franz in Anspruch und erhielten die Erlaubniß, nach Hause zu kommen, zum Theil gingen sie nach Rom, Neapel, und so weiter.

Unter denen, welche in Mantua sich fest setzten, befand sich unter andern ein gewisser Cornelio und ich. Cornelio war ein Jüngling von vier und zwanzig Jahren, groß, wohlgestaltet und sehr schön;

er beſaß eine ausnehmende Tapferkeit, manche herrliche Tugend, und Glücksgüter in großer Menge; ſeine Mutter, welche in Mailand geblieben war, und die väterlichen Güter durch Liſt gerettet hatte, ſchickte ihm alles, was ihm nöthig war, und ſo machte er in Mantua einen großen Aufwand in Pferden, Kleidern und Dienerſchaft.

Als er noch in Mailand war, hatte er ſich, wie das bei jungen Leuten zu gehen pflegt, in ein junges, ſehr ſchönes Weib verliebt, welche wir Camilla nennen wollen, da ich ihren wahren Namen zu verſchweigen gezwungen bin. — Dieſer junge Mann war ein großer Anhänger der Sforza's, und ſtand auch in der Folge, als Kaiſer Maximilians Plane vereitelt waren, in ſteter Verbindung mit dem Herzoge Franzesko Sforza, und bot überhaupt alles auf, die Rückkehr des Herzogs nach Mailand zu befördern.

Bei dieſen vielen Geſchäften, Mühen

und Arbeiten war es ihm aber doch unmöglich, das Bild seiner geliebten Dame sich aus dem Sinne zu schlagen; vielmehr dachte er bei Tag und Nacht an sie, und es kränkte ihn mehr, sie nicht sehen und nicht bei ihr leben zu können, als aus Mailand verbannt zu seyn.

Diese Camilla, welche von unserm Cornelio so sehr geliebt wurde, war noch sehr jung; sie hatte kaum das zwanzigste Jahr erreicht; die Reize ihres Leibes standen in der üppigsten Blüthe und es war allgemein anerkannt, daß sie unter den Schönen Mailands die schönste sey. Obschon beide noch nie ein Wort von Liebe miteinander gesprochen hatten, so hatte sie doch von seiner langen Treue und dauernden, wahrhaftigen Liebe so gewisse Zeichen, daß sie ihm wirklich von Herzen gut war, ja ihn sogar liebte und, als er Mailand verlassen mußte, die bittersten Thränen über seine Abreise weinte. Sie hatten nie eine günstige Gelegenheit

finden können, sich ihre gegenseitige Liebe zu erklären; durch Hülfe eines Kammerdieners aber hatte er ihr viele Briefe geschickt; dieser Kammerdiener hatte schon bei Cornelio's Vater gedient, und liebte seinen Herrn sehr, weswegen er alle Aufträge auf das genaueste besorgte. So fehlte nur eine gute Gelegenheit, um dieser Herzensverbindung die Krone aufzusetzen.

Cornelio befand sich also, wie gesagt, in Mantua, und lebte daselbst nicht wie ein Ausgewanderter, sondern auf einem sehr vornehmen Fuße. Es begab sich also, daß eine mantuesische Edeldame, Cornelio sehend, sterblich in ihn entbrannte und ihm das Feuer ihres Herzens eröffnen ließ. Cornelio erwiederte seufzend der Frau, welche ihm die Botschaft im Namen der Edeldame brachte: Gute Frau, sagt der Dame, welche euch in diesem Auftrage gesendet hat, daß ich ihr ewig verbunden wäre für ihr Zutrauen und diesen herzlichen Beweis

ihrer Zuneigung; daß ich erkenne, wie sie gegen mein Verdienst mich liebe, es aber unendlich bedauere, ihre Gefühle nicht erwiedern zu können, weil ich nicht mehr frei sey, und nicht mehr über meinen Willen bestimmen könne; daß ich durch mein Wort schon an eine andere gefesselt sey, von der ich mich nie losreißen würde. Gewiß, wenn mein Herz noch so wohl frei wäre, als es einer andern gehört — ich würde diese Dame ohne Zweifel lieben, da ihre Schönheit, ihre unbescholtenen Sitten, und ihre Anmuth nicht nur meine, sondern des edelsten und vornehmsten Mannes Hochachtung und Liebe verdienen. Versichert sie aber, gute Frau, daß ihr meine Dienste in jeder Sache, mein Blut und Leben zu Gebote stehen und daß ich alles, was dem Worte, welches ich jener, für die ich lebe und sterbe, nicht entgegen strebt, gern und freudig für sie thun werde.

Die Frau ging mit dieser Antwort

zu ihrer Dame, und hinterbrachte ihr alles pünktlich, was Cornelio gesagt hatte. Wie sehr diese Verschmähung das zarte Herz dieser Dame kränkte, möcht ihr euch, liebenswürdige Frauen, denken; sie war ungefähr vier und zwanzig Jahre alt, die ersten Edelleute Mantua's machten ihr den Hof, sie hatte, wie ich gewiß weiß, nie einen geliebt, und die Gefühle, welche für Cornelio in ihrem Herzen sich erhoben hatten, waren glühend heiß und schmerzvoll.

Ich war in jenen Tagen eben von Trento zurückgekommen, und er erzählte mir die Geschichte. Ich konnte mich nicht enthalten, ihm zu sagen: „Mein Cornelio, ihr müßt mir vergeben, wenn ich frei mit euch spreche; die brüderliche Freundschaft, welche schon so lange zwischen uns herrscht, laßt mich es wagen, jetzt und immer, wo ich es nöthig finde, ernst und so mit euch zu sprechen, wie ich denke. Ihr sagt mir, ihr wäret so grenzenlos in jene Dame zu Mailand ver-

freut, und ich glaube es auch; ich weiß recht gut, wie zart, weichherzig und für die Liebe geschaffen unsere Frauen sind. Aber denkt euch, ich bitte, die Veränderlichkeit des weiblichen Herzens! Wenn jener während der Zeit unserer Abwesenheit aus der Stadt ein anderer vor die Augen kam, welcher ihr gefallen hat, wird sie das Vergnügen, welches ihr aus dieser Liebe erblühen konnte, von sich gewiesen haben? — Seid versichert, daß kein Frauenzimmer in der Welt den Umgang mit Männern von sich weist, wenn sie daraus Unterhaltung oder Vergnügen schöpfen kann, und die Sache, den Umständen nach, geheim bleibt. Ich kann aus Erfahrung sprechen. Die Frauen, mein Bruder, sind Frauen und handeln allgemein nach Art der Frauen. Ihr sitzt den ganzen Tag da, nur an sie denkend, und weiß jedes andere Vergnügen von euch; ihr glaubt, jene, welche ihr liebt, mache es eben so — ach, Bester, wie sehr betrügt ihr euch! Die Ehefrau

hier liebt und ſucht euch — und ihr ſollter ſie wieder ſuchen und ihre Gunſt verdienen. Wer weiß, ob wir je wieder nach Mailand kommen?

Ich fügte noch vieles hinzu, aber ich ſang tauben Ohren. Er war einmal feſt entſchloſſen, das Wort nicht zu brechen, das er jener Dame gegeben hatte, und bat mich, nicht mehr von dieſer Sache zu ſprechen. Die gute Mantueſerin war wegen ihrer Zurückweiſung ſehr betrübt, gekränkt und bekümmert; aber aus der Noth eine Tugend machend, beruhigte ſie ſich nach und nach, und verwandelte ihre glühende Liebe in ſchweſterliche Freundſchaft und Zuneigung und liebte Cornelio zärtlich, wie einen Bruder. Das erſtemal, als ſie nach der erhaltenen Antwort mit ihm ſprach, lobte ſie die Vorſätze ſeiner Treue, und ſprach ſehr oft in Geſellſchaft von Cornelio's Liebe, hinzuſetzend, er ſey der treueſte und redlichſte Liebhaber, den man finden könne.

Cornelio wies auf dieselbe Art andere Anträge, die ihm gemacht wurden, ab, beschäftigte sich allein mit seiner abwesenden Geliebten, und hatte keinen Trost, als daß er zuweilen Briefe von ihr erhielt, und ihr schrieb, welches ein süßes Labsal für sein heftig entbranntes Herz war. So brachte er in schwermüthiger Trauer seine Zeit hin.

Es begab sich, daß ihm eines Tages ein Brief von seiner Geliebten zukam, worüber er in tiefe Gedanken gerieth und nicht wußte, was er thun sollte. Camilla's Gatte mußte nämlich auf einige Zeit Mailand verlassen, und auf seine Besitzungen gehen; dieses wußte Camilla und schrieb, wie sie gewohnt war, einen zärtlichen Brief an Cornelio; unter andern hieß es darin: Höret zu, mein theurer Herr, ob ihr und ich uns über die Härte des Schicksals und unser unglückseliges Loos länger beklagen dürfen. Mein Gemahl verläßt Mailand und geht auf einige unserer Besitzungen, wo er eine

ge Tage bleiben muß. Wenn ihr während seiner Abwesenheit hier seyn könntet, welche glückliche Stunden für mein armes Herz! Doch sehe ich nicht ein, wie das geschehen könnte und fühle darum den bittersten Schmerz meine Seele zerreißen. Es standen noch tausend andere liebvolle Worte da, wie junge Frauen zu schreiben pflegen, wenn sie sich den Armen eines alten, mürrischen Gemahles entzogen wissen möchten.

Cornelio las den Brief tausendmal; die verschiedensten Gedanken durchkreuzten seinen Kopf, und er blieb am Ende doch ungewiß, was er beginnen solle. Endlich suchte er seinen Freund Delio auf, welchen er mehr als sein Leben liebte, und welchem er, so lange er ihn kannte, alle seine Geheimnisse vertraut hatte; er gab den Brief in Delio's Hand und sagte: „Lese, mein Bruder!" Delio nahm, las und, gleichsam errathend, was sein Freund zu thun entschlossen sey, sagte er: „Mein Cornelio,

du möchtest nach Mailand reisen, und dir gegen alle Gebühr den Kopf zerbrechen lassen. Die Franzosen haben ein Auge auf dich, und du darfst dich wohl in Acht nehmen."

Darauf versetzte Cornelio: Aber so höre doch; laß uns diese Reise wohl überlegen, und bedenken, welches von zwei Uebeln das geringste sey. Du weißt, wie sehr ich Camilla liebe, welche Qualen ich dieser Liebe wegen erduldet habe, und wie gern ich einmal ins Geheim bei ihr seyn möchte. Ihr Gemahl verläßt die Stadt, wir könnten uns leicht treffen, und ich hätte das lang ersehnte Glück meines Lebens in den Armen. Diese Seligkeit ist mir denn doch mehr werth, als jedes andere Schicksal, das mich treffen könnte, nur Kummer macht. Was sagst du nun?

„Mein Cornelio — erwiederte Delio: — du willst eine kalte Berathung über diese Sache anstellen — wie wäre das möglich? Dein Verlangen nach Camilla ist zu heftig,

und du bist so von Blindheit geschlagen, daß du den Tod, welcher vor deinen Augen steht, nicht sehen kannst. Es ist also nöthig, daß du dich von jemanden leiten lassest, dessen Augen nicht geblendet sind. Du weißt wohl, wie sehr ich dich liebe, und hast viele Proben davon; darum höre, was ich dir sagen will, und schlage dir diese Grillen aus dem Kopfe, denn alles, was du ersinnst, sind Luftschlösser. Ich verfahre in dieser Sache so mit dir, wie du in einem ähnlichen Falle mit mir verfahren würdest. Ich rathe dir, auf keine Weise nach Mailand zu gehen. Erinnerst du dich nicht, daß du als Rebell verbannt bist? Du wirst kaum Mantua verlassen haben, so weiß man es schon in Mailand. Es ist jetzt die Zeit des Carnevals, die ganze Stadt ist jeden Tag voll von Masken und es befinden sich viele hier, um alles zu erspähen, was du thust und sagst. Auch hast du von Mailand aus nicht schon gehört, daß du hier nichts thun

kannst, das man dort nicht sogleich erführe? Wenn du, was Gott verhüten wolle, dahin gehst und in die Hände der Franzosen fällst, so schlagen sie dir ohne Zögern den Kopf ab. Willst du eines kurzen und flüchtigen Vergnügens wegen dein Leben verlieren? Dann, welch einen unsichern Weg mußt du machen? Du müßtest durch Cremona, Soncino u. s. w. gehen, und an allen diesen Orten kennt man dich besser als die Brennessel. Doch gesetzt auch, du nehmest einen andern Weg, wo dich kein Mensch kennt, wer steht dir dafür, daß du, in Mailand angekommen, das Ziel deiner Wünsche erreichst? Vielleicht hat Camilla, wohl wissend, daß du Mantua nicht verlassen kannst und darfst, dir diese Zeilen nur geschrieben, um dir zu beweisen, daß sie deiner noch gedenkt; vielleicht hätte sie dir anders geschrieben, wenn sie wüßte, daß du zu ihr gehen wolltest. Vielleicht könntest du sie nicht einmal allein sprechen, denn der alte

Ehegenosse wird sein schönes junges Weibchen nicht allein in dem großen Hause lassen! Du kennst ja die alte Hexe, welche sie stets bewacht, und nie von ihrer Seite geht, die vielleicht, während der Abwesenheit des Alten, sogar bei ihr im Bette schläft. Was würde man von dir denken, wenn du so blind in deinen Tod liefest? Du bist angesehen, wenn auch noch jung, klug, vorsichtig und reifer, als es deine Jahre mit sich bringen. Täusche nicht die gute Meinung, welche man von deiner Klugheit hegt. Wenn es die Nothwendigkeit foderte, im Dienste deines Herrn nach Mailand zu gehen, und dir ein Unglück widerführe, so würden alle, selbst deine Feinde, Mitleiden mit dir haben, und man würde dich als einen edlen Ritter und treuen Diener deines Herrn loben; aber wegen einer solchen Kleinigkeit — wahrhaft, ewige Schande wäre nebst dem Schaden dein Loos. Bewahre, mein Bruder, die-

ſes dein Leben, das du wegwerfen willſt, für etwas Beſſeres!

Es ſchien, als ob Cornelio durch die Worte einigermaßen zu ſich ſelbſt käme; er wußte nicht, was er antworten ſollte, ſagte nur, er wolle in der Nacht noch über die Sache denken und dann ſeinen Entſchluß dem Freunde mittheilen. Unter dieſen Worten ſchied er von Delio.

Die Nacht war hereingebrochen; Cornelio befand ſich allein zu Hauſe; der Schlaf floh ihn und er ließ ſeinen Gedanken freien Lauf. Er wandte ſeinen Sinn auf das Geſpräch mit Delio, er überlegte und widerlegte und da ihm niemand entgegen redete, ſo entſchloß er ſich bald, beſiegt und überwunden von ſeiner Begierde, nach Mailand zu gehen, und wenn es auch ſein Leben koſten ſollte. Als die Sonne aufging, verließ er ſein Bett, gieng zu Delio, weckte den noch ſchlafenden auf, und ſagte: Mein Delio, ich habe mich entſchloſſen, an dem

bestimmten Tage, wenn der Abend dämmert, werde daraus, was da wolle, abzureisen, die Straße entlang nach Cremona zu gehen, dort zu warten, bis die Thore geöffnet werden, was am frühesten Morgen geschieht, in dem Hause unseres Freundes Girolamo abzusteigen, und den ganzen Tag bei ihm zuzubringen; wenn dann der Abend wieder dämmert, reise ich ab, gehe bis nach Zurlesko, und in der dritten Nacht nach Mailand, wo ich in der dritten Stunde der Nacht ankomme — du weißt, daß das Ticinesische Thor stets offen ist, ich gebe dem Pförtner ein Trinkgeld und begebe mich geraden Weges in das Haus unseres Ambrogio.

Als Delio seines Freundes Worte hörte, bemühte er sich auf alle mögliche Weise, die klarsten Beweise aufstellend, ihn von dem Entschlusse abzubringen; aber er mochte sagen, was er wollte und wußte — alles war vergebens, Cornelio blieb unverändert bei

seinem Vorhaben, und sagte zuletzt: Ich will mein Glück versuchen: acht die Sache gut, wie ich wünsche und hoffe, welcher Liebende kann sein Glück dann mit dem meinigen vergleichen? Hat es das Schicksal aber anders beschlossen, so werde ich wenigstens den Trost haben, daß die, welche ich mehr als mein Leben liebe, deutlich erkennen muß, daß meine Liebe wahr und nicht geheuchelt sey.

Delio sah wohl ein, daß sein Freund nicht von dem einmal gefaßten Entschlusse abzubringen sey, er hatte alle Mittel, ihn davon abzuwenden, versucht und sagte ihm noch: er solle, da er durchaus abzureisen gesonnen sey, seine Leute in Mantua lassen, und sich ein anderes Gefolge verschaffen, auf das er sich verlassen könne und von welchem niemand in Mailand bekannt sey. Das that Cornelio, schaffte sich drei Bediente an, und bereitete sich zur Abreise.

Als der bestimmte Abend kam, verließ

er Mantua heimlich und kam nach dem gemachten Plane in der dritten Stunde der Nacht in Mailand an; er gieng grade auf das Haus des Herrn Ambrogio zu, seines vertrautesten Freundes; allda angelangt, ließ er durch einen seiner Diener klopfen, und Ambrogio bitten, herunter zu kommen, wo ein Edelmann mit ihm zu sprechen verlange. Ambrogio kam herunter; Cornelio gab ihm ein gewisses Zeichen, woran sie sich erkannten; jener ließ die Fackeln hinweg bringen, und umarmte seinen Freund auf das herzlichste. Er ließ alsbald ein Gemach im untern Stock öffnen, und Cornelio hineintreten; kein Mensch im Hause erfuhr, wer angekommen war, einen alten, treuen Diener ausgenommen. Es war im Monate Februar, lange Zeit hatte weder Regen noch Schnee die Straßen ungangbar gemacht, deswegen war Cornelio's Reise sehr angenehm und schnell von statten gegangen. Als der Morgen kam, schickte er zu einem Schnei-

der, durch welchen er die Briefe seiner Camilla erhielt. Der Schneider kam und hatte eine grose Freude, als er Cornelio erblickte. Sie sprachen eine Weile mit einander und Cornelio gab dem Schneider einen Brief, den er zu seiner Dame bringen sollte.

Als diese hörte, daß ihr Geliebter in Mailand sey, drang Freude und Schmerz in ihre Brust; Freude, denn sie hoffte, ihren Cornelio zu sehen, von dem sie, da er sich solcher Gefahr aussetzte, überzeugt war, daß er sie einzig liebe; Schmerz, denn sie erwartete in höchstens zwei Tagen ihren Gemahl zurück. Unglücklicher Weise hatte sie sich in dem Briefe, welchen sie ihrem Geliebten nach Mantua schrieb, geirrt, und nicht den rechten Tag der Abreise ihres Gemahls angegeben, weswegen Cornelio zu spät Mantua verließ.

Die Dame gab dem Schneider ein Briefchen, in welchem sie ihren Geliebten wissen ließ, daß sie ihn zwischen drei und vier Uhr

es Abends an der Pforte ihres Palaſtes warten werde, daß er maskirt dahin kommen, und ihr ein Zeichen geben ſolle.

Als die beſtimmte Stunde kam, maskirte ſich Cornelio, er zog die bunten, langen Kleider an, wie ſie die Edelleute in Italien zu tragen pflegen, nebſt einem Federhute; er beſtieg einen leichten, ſehr zierlichen Wagen, und begab ſich ganz allein auf den Weg zu dem Hauſe ſeiner Camilla, welche lieblicher, ſchöner und reizender, als er ſie je geſehen hatte, an der Thüre ſtand, und mit einigen Kavalieren ſprach.

Cornelio, da angekommen, neigte ſich ehrerbietig vor der Dame, das verabredete Zeichen gebend, und blieb, ohne ein Wort zu ſprechen, ſtehen. Als jene Edelleute ſahen, daß ein Maskirter ohne ſich zu bewegen, da ſtand, ſchloſſen ſie, er müſſe die Dame ohne Zeugen zu ſprechen wünſchen, gaben alſo, beſcheiden, wie ſie waren, ihren Maultrhie-

ren den Schenkel, und ließen dem Cornelio, ohne zu wissen wem? das freie Feld.

Als jene fortgezogen waren, grüßte er die Dame ehrerbiethig; sie war lange ganz außer sich und konnte kein Wort sprechen! Auch Cornelio war, wie man denken kann, auf das äußerste entzückt; er glaubte zu träumen, und konnte sich kaum überreden, daß die Dame mit ihren himmlischen Reizen wirklich vor ihm stehe. Endlich brach ein süßer Laut aus Camilla's Lippe das sehnsüchtige Schweigen; und sie begannen nun, sich ihre Liebe, und die Glut ihrer Seelen zu stammeln. Bei diesen Unterhaltungen war ihnen das Schicksal sehr günstig; denn obgleich viele Edelleute und Masken durch jene Gegend zogen, so näherten sich ihnen keine derselben, so daß sie, bis die Nacht zu dämmern begann, Gelegenheit hatten, sich, so viel sie mochten, zu sagen.

Camilla tadelte ihn sehr, daß er sich einer so großen Gefahr ausgesetzt habe, und

daß er, wenn er ja entſchloſſen war zu kommen, nicht früher gekommen ſey, da ſie in jeder Stunde ihren werthen Ehegenoſſen zurückerwarte, darauf zeigte ihr Cornelio den Brief, und ſie ſah zu ihrer Qual, daß ſie ſich in der Abreiſe ihres Gatten um acht Tage getäuſcht habe. Als ſie eben ſo ſprachen, drängten ſich eine Menge neugieriger Masken herbei, und zogen ganz dicht an der Pforte vorüber. Camilla flüſterte daher ihrem Geliebten zu, er möge in der vierten Stunde der Nacht (um zehn Uhr) wieder kommen: das Mädchen, welches die Verbindung kenne, werde ihn, wenn er das Zeichen gebe, in das Haus laſſen; ſollte aber in dieſer Zeit ihr Gemahl zurückkommen, ſo würde er an einem Fenſter des großen Saales das Mädchen ſagen hören: „ich habe die Halsſchnur hierher gehängt, und kann ſie nun nicht finden.“

Als Cornelio dieſes gehört hatte, ging er über alle Maſſen froh in ſeine

Wohnung zurück, um ein kleines Mahl einzunehmen; und als er nun die vierte Stunde von dem Thurme brummen hörte, so kleidete und waffnete er sich und zog gegen das Haus seiner Geliebten, wo er nun wartete, bis man ihm die Thüre öffnen würde.

Während er in dieser Erwartung stand, hörte er nicht weit von sich einen Haufen Bewaffneter, welche in einem hitzigen Kampfe untereinander begriffen waren; einer derselben lief näher und rief: „Ach, ich bin todt!“ — So fiel er vor der Thüre der Camilla nieder, die das Mädchen eben öffnete und Cornelio einließ.

Die Nacht war sehr dunkel, man konnte ohne Licht nichts sehen. Durch den Lärm und das Geräusch, welches auf der Straße entstand, waren einige mit Lichtern an die Fenster gekommen; so sah einer, welcher der Dame gegenüber wohnte, Cornelio mit dem bloßen Schwerdt in der Hand in das

beſagte Haus traten. Cornelio hatte wohl einen, beinahe vor ſeinen Füßen, zur Erde fallen ſehen, aber er beachtete es nicht; denn ſein Sinn war auf etwas anderes gewendet. Als er in das Haus getreten war, führte ihn das Mädchen in ein Gemach, nahe der Hausthüre, um daſelbſt auf die Dame zu warten. Als dieſe hörte, daß ihr Freund gekommen ſey, ſtellte ſie ſich, als ſey ihr nicht wohl, und ließ alle ſchlafen gehen. Da der Herr nicht zu Hauſe, und es Carneval war, ſo begaben ſich die Diener alle außerhalb des Hauſes und ſchliefen ſonſtwo; ſo daß, zwei Pagen von dreizehn bis vierzehn Jahren ausgenommen, kein Mann im Hauſe war. Die Frauen befolgten den Willen ihrer Gebieterin und gingen ſchlafen.

Als Camilla merkte, daß alles zu Bette war, ſchlich ſie leiſe die Treppe hinab, um Cornelio herauf zu führen. Während dieſes geſchah, zog eben der Stadthauptmann

durch diese Gegend der Stadt. Dieser w... Herr Sandio, ein großer und dicker Mann und so brauchbar zu seinem Geschäfte, w... man nicht leicht sonst einen gefunden hätte ihm zugegeben war der Lieutenant Mom... boiero. Der Sbirrenhauptmann hatte v... der eben vorgefallenen Geschichte gehört u... einen Bedienten des Galeazzo Sanseverin... eines angesehenen Herrn, gefunden, w... cher eben in den letzten Zügen lag: er li... einige Leute, welche in der Gegend woh... ten, herzu kommen, um von ihnen Au... schluß über den vorgefallenen Kampf zu e... halten. Niemand wußte aber mehr zu s... gen, als daß man einen großen Lärm und vieles Waffengeklirre gehört hab... Dann sagte einer aus ihnen, er habe einen großen Mann, mit einem bloßen Schwerd... in der Hand, in der Dame Camilla Ha... gehen sehen, vor dessen Thüre der Tod... gefunden worden war. Der Sbirrenhaupt... mann ging also an die Thüre von Camill...

Wohnung, pochte heftig und ungeſtüm und ſprach einiges in franzöſiſcher Sprache; darob erſchracken Cornelio und ſeine Dame ſehr, da jedes fürchtete, es möchte durch einen Späher entdeckt worden ſeyn, daß Cornelio in dem Hauſe ſey.

Die Dame war kaum in das Zimmer getreten, wo ihr Geliebter war; er hatte ſie, und ſie ihn kaum auf das zärtlichſte willkommen heißen, — als der Hauptmann ſo ungeſtümm an die Thüre ſchlug. Cornelio hörte den Lärm, und ſtellte, von ſeltener Geiſtesgegenwart unterſtützt, mit Hülfe des Mädchens, zwei Bänke auf einander, und verbarg ſich hinter dem Mantel des Kamins; auf die zwei ſtärkſten eiſernen Angeln, an welchen die Ketten zu hängen pflegen, die Füße ſtellend, ſtand er ganz gerade, das Schwerdt in der Hand. Schnell wurden die Bänke wieder an Ort und Stelle gebracht, die Thüre geſchloſſen, und nun rief Camilla: „Wer iſt da? — Wer

klopft?" Sie ließ die Schlüssel holen, einige Frauen wecken, und die Thüren öffnen; darauf sagte sie so heftig, als sie konnte: zu dem Sbirrenhauptmann: „Was sucht ihr in dieser Stunde hier?" Dieser hatte schon gehört, daß dieses der Pallast einer sehr angesehenen Familie sey und sprach: ihr müßt verzeihen, daß wir euch in dieser Stunde beunruhigen, denn wir thun es sehr ungern; da mir aber gesagt worden, daß der Mörder des Mannes, welchen wir vor eures Pallastes Thüre fanden, in eure Wohnung gegangen sey, so mußte ich eintreten, um ihn gefangen zu nehmen, wenn er da ist.

Die Dame, nur für ihren Geliebten besorgt, erholte sich einigermaßen, als sie diese Worte hörte und wohl wissend, wie gut er verborgen sey, sagte sie: „Mein Herr, ich habe, wie zur Nachtzeit gewöhnlich, wenn mein Gatte nicht zu Hause ist, die Thüre verschließen lassen, und weiß,

daß nachher niemand in das Haus gekommen iſt, da ich ſelbſt die Schlüſſel bei mir trug; doch will ich, um euch Genüge zu leiſten, alle Zimmer meines Hauſes öffnen laſſen."

Sie traten nun zuerſt in das Gemach, wo Cornelio hinter dem Camine ſtand, und wegen der Erhabenheit des Ortes die Sterne im Auge hatte, von einer friſcheren Luft umweht, was ihm lieb war. Man ſuchte nun unter den Bänken, unter dem Bette und überall, und einer der Sbirren, welcher am flüchtigſten umherſpähte, ſchlug mit ſeiner Hellebarte an die Seite, an welche die Bettvorhänge befeſtigt waren, ſo, daß alles zuſammen fiel. Cornelio ſtand ruhig, und rührte ſich nicht. Die Sbirren verließen das Gemach, durchſuchten alle Zimmer des Hauſes und ließen nichts unbeachtet. Da ſie nichts fanden, ſo gingen ſie auch in die Keller und weil ſie glaubten, der Mörder könne auch in einem der Fäſſer verbor-

gen seyn, versuchten sie sogar alle Weine welche darin lagen.

Die Leute waren bei dieser Untersuchung, wie das zu geschehen pflegt, mit den Thieren in das Haus gedrungen, und unter denselben befand sich auch derjenige, welcher dem Thierenhauptmann gesagt hatte, daß der Mörder sich gewiß in dem Hause befinden müsse; als sich aber niemand der Art fand, so befahl der Hauptmann, den Ankläger mitzunehmen, in der Hoffnung, durch ihn einiges Licht in dieser Sache zu erhalten. Sie zogen also ab und hatten kaum die Mitte der Straße erreicht, als der Gemahl Camillas dazu kam; als dieser die Thüren offen, die Leute aus der Nachbarschaft bei seiner Frau fand, und ein Flüstern unter ihnen bemerkte, wunderte er sich sehr und begriff nicht, was da geschehen seyn könnte.

Als Camilla ihren Ehegenossen sah, war sie mehr todt, als lebendig und sagte zu

ihm: „Ach, mein Gatte, seht, wie die Sbirren und ihr Hauptmann dieses Gemach, und das ganze Haus umgekehrt haben!“ Bei diesen Worten nahm sie ihn bei der Hand und führte ihn in das Zimmer, in welchem Cornelio war; um ihren Geliebten merken zu lassen, daß sich ihr Gemahl in dem Hause befände, sagte sie laut: „Sehet nur, wie diese Bursche alles durch einander geworfen haben!“ Sie erzählte nun die ganze Geschichte, warum der Hauptmann in das Haus gekommen, und was seine Leute gethan hatten.

Der Alte war sehr müde, und hätte lieber schlafen, als etwas anderes thun mögen: Laßt uns zu Bette gehen, Madonna, sagte er, und morgen zusehen, was zu thun ist.

Als Cornelio hörte, daß der Gemahl seiner Dame nach Hause gekommen sey, fehlte nicht viel, und er wäre vor Schrecken herun-

tergefallen; er wußte vor Angst nicht, was er beginnen solle.

Man schickte die Leute, welche noch in dem Hause waren, hinweg und verschloß die Pforte. Der Stall, wo die Pferde des Hausherrn standen, war nahe an dem Pallast in einem andern Gäßchen. Der Gemahl der Dame begab sich hinauf in seine Gemächer, ließ Lichter bringen, und sich auskleiden, um zu Bette zu gehen. Unterdessen hatte sich der Verwalter mit einem seiner Gefährten in dem Gemache niedergelegt, wo Cornelio hinter dem Kamine stand, sehr mißmuthig war und nicht wußte, was er anfangen sollte. Einige Diener hatten zwei Büchsen und anderes Gewehr in dasselbe Zimmer gebracht und gingen wieder weg, um sich schlafen zu legen.

Die Dame verließ ihren Gemahl, der schon zu Bette gegangen war und stieg mit ihrem Mädchen die Treppe herab, um zu

ſehen, ob ſie Cornelio nicht hinaus laſſen könne; als ſie jene zwei Männer in dem Bette erblickte, ſagte ſie: „Ihr dürft euch nicht in dieſe Betten legen, denn es iſt ja alles verſtört hier!“ — Der Hausverwalter kam dazu und ſprach: Signora, in dieſer Nacht mögen ſie immer ſo bleiben; morgen wird ſich alles finden. Geht nur auch ihr zu Bette, denn es iſt Mitternacht.

Als Camilla ſah, daß ihrem Geliebten nicht zu helfen war, ſagte ſie: Ich bin nur herab gegangen, um zu ſehen, ob man hier Feuer angemacht habe; denn oben raucht der Mantel des Kamins, und es könnte leicht Feuer auskommen. Nach dieſen Worten ging ſie von dannen, immer des Geliebten denkend, und fand ihren Gatten noch wachend. Sie ſetzte ſich zu ihm und ſagte: Für dieſe kalte Jahreszeit ſeit ihr ſehr ſpät nach Hauſe gekommen.

„Ich reiſte dieſen Morgen — erwiederte der Gemahl Camilla's: — von Ro-

vara ab, in dem Glauben, diesen Abend in der Stadt einzutreffen, wurde aber zu Buffaloro von unsern Verwandten lange aufgehalten, so daß ich meine Hoffnung, nach Hause zu kommen aufgab, und beschloß, auf unserm Landgute am Canal zu Nacht zu essen und zu schlafen, und spät dort eintraf. Der Verwalter bereitete ein gutes Abendessen, entschuldigte sich aber wegen des schlechten Lagers, da die Betten, welche wir während des Krieges herein kommen ließen, nicht wieder auf das Gut geschickt worden wären, wovon ich das Gegentheil geglaubt hatte. Als ich das hörte, beschloß ich, nach dem Abendessen in die Stadt zu gehen. Der Weg ist gut, die Straße sicher — ich reiste also noch hieher.

Cornelio hatte den Garten kommen, die zwei Diener sich in das Bette legen und Camilla herabgehen hören; er schwebte in der größten Furcht, vom Schlafe besiegt, herabzufallen und von den Burschen, wel-

che da waren, getödtet zu werden. Auch zog eine kalte, eisige Luft durch den Kamin, so daß alle seine Glieder erstarrten. Es war ihm mehrmal eingefallen, sich ganz leise und langsam herabzulassen, und wenn er hörte, daß die zwei Männer schliefen, aus der Kammer zu gehen; da er aber nicht in dem Hause bekannt war, so wußte er nicht wo er den Ausgang finden und sich verbergen sollte. Der Schmerz an den Füßen vermehrte sich mehr und mehr; denn die Angeln waren rund und ein wenig zugespitzt, so daß er es kaum länger aushalten konnte. Nichts destoweniger hoffte er, am Morgen gerettet zu werden; er täuschte sich selbst mit dieser schwachen Hoffnung und die Reize seiner geliebten Dame sich vor das Auge führend, sagte er bei sich: das himmlische Bild meiner schönen Dame läßt mich diese herbe Qualen und noch tausend größere leicht ertragen! Wie sollte sie erkennen, daß ich sie wahrhaft liebe, wenn ich nicht alles,

ſelbſt das Bitterſte um dieſer Liebe und ihrer Schönheit willen ertrüge? — Dieſe Gedanken und ſeine glühende Liebe ließen ihn wirklich die furchtbare Lage ertragen.

Es iſt ſchon geſagt worden, daß der Sbirrenhauptmann den Ankläger mit vor das Gericht genommen, und ihn dem Momboiero übergeben hatte; dieſer ſtellte eine ſcharfe Unterſuchung mit dem Burſchen an und drohte ihm mit Prügeln und andern Züchtigungen, wenn er nicht bekennen würde, was er von dem vorgefallenen Morde wiſſe. Der arme Teufel, der nichts anderes wußte, als daß er einen Verlarvten mit bloßem Schwerte in das Haus der Donna Camilla habe gehen ſehen, wiederholte, was er geſagt hatte. Der Sbirrenhauptmann ward daher beauftragt, noch einmal in das Haus zu gehen, und alles fleißig zu durchſuchen. Er ging wieder dahin und pochte ſo ungeſtümm, daß alle im Hauſe den übergroßen Lärm hörten; der erſte, welcher aufſtand,

war einer der Pagen: er lief zu dem Herrn, ließ sich den Schlüssel geben und machte die Thüre auf. Der Sbirrenhauptmann trat in das Gemach, in dem Cornelio war, und fürchtete, man möge ihn statt eines andern ergreifen; jener sah die zwei Männer, welche noch fest schliefen, und die Büchsen und andere Gewehre; er ließ die beiden alsbald fesseln. Es waren kaum drei Tage, daß der Verwalter das Gefängniß verlassen hatte, wo er lange Zeit wegen einiger Wunden, die er einem Arbeiter schlug, gefangen war. Der Hauptmann erkannte ihn alsbald, und als derselbe fragte, was er wolle, sagte jener: „du wirst es bald erfahren, und die ganze Zeche bezahlen.“ Dann ging der Hauptmann weiter, und wer ihm im Hause begegnete, ward gefangen genommen; als der Hausherr dieses hörte, wunderte er sich sehr, kam noch im Schlafrocke heraus und fragte, was es gebe? Der Hauptmann erblickte ihn und sagte:

„Mein Herr, im Namen des Königs seid ihr mein Gefangener.“ Dieses sagen und ihn binden, war eines Augenblickes Werk. So wurden noch drei oder vier gebunden und es entstand ein solcher Lärm im Hause, als ob das oberste Kriminalgericht seinen Sitz da aufgeschlagen hätte.

Cornelio hörte das alles und sagte bei sich: „Hilf mir, mein Gott! Welche Teufeleien sind das!“ — Der Hausherr wollte sich selbst und die Seinigen entschuldigen, angebend, daß er erst um Mitternacht mit seinen Leuten vom Lande zurück gekommen sey, — aber es half alles nichts; sie wurden — neun an der Zahl — in die Gefängnisse des Sbirrenhauptmanns geführt.

Camilla weinte zwar über dieses Unglück heftig, aber sie dankte auch Gott, daß es so gekommen sey, da sie ihren Gemahl doch unschuldig wußte und ihren Geliebten nun befreien konnte. Als sie daher die Thüren

wieder hatte ſchließen, und den Frauen und Pagen befehlen laſſen, ſchlafen zu gehen, trat ſie mit ihrem Kammermädchen in das Gemach, wo ſich Cornelio befand und Todesangſt litt. Als ſie an den Kamin kam, trocknete ſie ihre Thränen, begann zu lachen und ſagte: „Was macht ihr, mein ſüßes Leben, wie geht es euch? Ihr könnt jetzt herab ſteigen, denn der Himmel hat, um größern Lärm zu verhüten, es gefügt, daß mein Herr Gemahl mit dem größten Theil unſerer Diener in das Gefängniß geführt worden iſt.“

Das Kammermädchen ſtellte die Bänke wieder aufeinander, und Cornelio ſtieg ſachte herab und ward auf das freudigſte von Camilla empfangen, in das obere Gemach geführt und durch die ſüßen Worte der reizenden Camilla für das erlittene Ungemach hinlänglich entſchädigt.

Der Prozeß des alten Herrn zog ſich

aber sehr in die Länge; es wurden grose Untersuchungen angestellt, ein Notar nach Novara geschickt, um die Zeugen abzuhören; eben so auf die Villa, wo er zu Nacht gegessen hatte; kurz, es vergingen sechs Tage, ehe er aus dem Gefängnisse entlassen ward.

Cornelio hatte sich in guter Zeit wieder nach Mantua zurückbegeben und harrte mit Sehnsucht der Dinge die da kommen sollten. Das Glück war ihm sehr günstig; denn der alte Herr starb kurz: Zeit darauf, und Camilla fand Gelegenheit, ihre Güter zu verkaufen — sie war die Erbin des ganzen Vermögens ihres Gatten — und nach Mantua zu ziehen.

Wer war glücklicher, als Cornelio, da er Camilla in seinen Armen hielt! Sie war bald seine Gattin, und lebte mit ihm in der schönsten Verbindung gleichgesinnter Seelen. Der Geschichte in Mailand konnten sie nie denken, ohne dem Himmel für ihre

glückliche Rettung zu danken. Camilla hat sie mir selbst ganz umständlich erzählt und ich trug kein Bedenken, sie nieder zu schreiben, da ich — schon weit schlechtere gedruckt gelesen zu haben glaube.

6.

Die Nacht im Grabe.

Zu Arimini lebte ein ſehr reicher und vornehmer junger Menſch, Carlo del Nero genannt, welcher ſo ſehr in ein ſchönes Weib aus dieſer Stadt verliebt war, daß er gar nicht ohne ſie leben konnte. Sie hieß Franzeska und war an einen ſehr reichen, aber auch ſehr alten Mann verheirathet. Das junge, reizende Weibchen war noch nicht zwanzig Jahre alt, und hatte, wie das nicht anders zu vermuthen iſt, die tödtlichſte Langeweile bei ihrem alten Gatten. Da ihr Carlo gefiel, ſo gab ſie nach vielen Bemühungen von ſeiner Seite ſeinen Bitten endlich Gehör, und veranſtaltete, durch Hülfe

einer treuen Dienerin, eine heimliche Zusammenkunft mit ihm. —

Die Liebe dieser zwei jungen Leute wuchs von Tag zu Tage, und Franzeska verwünschte bald Tag und Nacht die unglückliche Stunde, in welcher sie dem alten Herrn ihre Hand gegeben hatte. Carlo liebte sie wirklich unbeschreiblich; er setzte sich sehr oft der Todesgefahr aus, um zu ihr zu kommen; auch sie versäumte keine Gelegenheit, ihren Geliebten zu sehen, und das Leben schien ihr freudenleer und reizlos ohne das süße Zusammensenn mit dem Geliebten. So lebten sie zwei Jahre; ihre Liebe ward jeden Tag glühender, inniger und treuer.

Da ward Franzeska unglücklicher Weise krank; das bösartige Uebel vermehrte sich von Stunde zu Stunde und die Aerzte sagten einstimmig aus, sie werde daran sterben müssen. Der gute Alte, welcher sie innigst liebte, wandte alle nur erdenkliche Mühe

an, sie zu retten; er schickte nach Bologna und ließ die berühmtesten Aerzte kommen, große Summen aufwendend; doch alles war vergebens; die Krankheit nahm täglich und stündlich zu, und sie zehrte dahin, wie der Schnee an der Sonne.

Als Carlo von der tödtlichen Gefahr, in welcher seine Geliebte schwebte, Nachricht bekam, ergriff ihn der fürchterlichste Schmerz und er wußte sich nicht zu helfen; er war überzeugt, daß, wenn sie sterbe, auch er ein Raub des Todes werden würde. Er hatte Gelegenheit, die Kranke durch jene Dienerin, welche um ihre gegenseitige Liebe wußte, trösten und bitten zu lassen, sie möge aus Liebe zu ihm guten Muthes seyn, und auf die Erlangung ihrer Gesundheit denken. Carlo mehr als ihr eigenes Leben liebend, durchdrangen solche Tröstungen ihre ganze Seele und verursachten ihr eine wunderssüße Lust.

Der Tod wäre ihr gar nicht so schmerz-

lich gewesen, wenn sie nicht stets diesen Carlo im Sinne gehabt hätte; da sie nun aber ganz von ihm geschieden werden sollte, so bemächtigte sich ihrer eine solche Eifersucht, daß der Gedanke, Carlo möchte einst eine andere lieben können, qualvoller war, als der des Todes. Ihr einziges Sinnen ging von nun an dahin, es möglich zu machen, daß sie mit Carlo zugleich sterben und begraben werden könne; und als sie lange genug über diesem Gedanken gebrütet hatte, entschloß sie sich, mit Carlo vor ihrem Tode zu sprechen, in der sichern Hoffnung, daß er sich ihrem Willen gern fügen werde.

Es befand sich in ihrem Zimmer eine Kiste, welche einen Mann verbergen konnte; sie hatte sie vorzüglich deswegen machen und an diesen Platz stellen lassen, um den Geliebten darin zu verbergen, wenn es nöthig wäre; und wirklich war es oft der Fall, daß Carlo vier bis fünf Stunden darin zubrachte. Die Thüre der Kiste hatte ein

künſtliches Schloß, welches außer Franzeska niemand öffnen konnte: Die Kiſte verbarg überdieß auch diejenigen Sachen, welche ihr am theuerſten waren, z. B. was ihr Carlo zum Andenken gegeben hatte u. ſ. w.

Nachdem ſie alles genau bedacht und reiflich überlegt hatte, auch einſah, daß die Stunde ihres Todes nicht mehr fern ſeyn konnte, ſandte ſie zu Carlo, und ließ ihn bitten, in der folgenden Nacht zu ihr zu kommen. Ueber dieſe Einladung freute ſich der junge Mann unendlich, ging zur beſtimmten Stunde dahin, und wurde von der uns bekannten Vertrauten in das Zimmer geführt.

Franzeska's Gemahl ſchlief, ſeitdem ſie krank war, in einem der untern Zimmer, der Erde gleich. Er pflegte die Nacht hindurch einigemal zu der Kranken zu ſchicken, oder ſelbſt hinauf zu gehen, um nach ihr zu ſehen und alles zu beſorgen und anzuordnen, was ihm nöthig ſchien.

Franzeska wünſchte ſehr, dieſe Nacht

ungestört mit ihrem Geliebten sprechen zu können, sie stellte sich also am Abend, als als ob ihr besser sey, und ließ ihren Gatten merken, daß sie in dieser Nacht niemand um sich haben wolle, als die Magd, um desto besser ruhen zu können; so blieben also die Liebenden allein.

Viele Thränen flossen über Franzeska's und Carlo's Wangen, ehe eines von ihnen sprechen konnte. Nachdem sie sich tausendmal geküßt und manches süße Wort gesagt hatten, begann Franzeska nach einem tiefen Seufzer:

„Carlo, mein süßestes Leben! O sage mir die Wahrheit, wirst du, wenn ich sterbe, Schmerz über meinen Tod empfinden? Wird es dich betrüben, wenn du deine Franzeska nicht mehr sehen kannst?“ —

Wie — versetzte Carlo schluchzend. — Zweifelst du, meine Seele, mein einziges Gut, an dieser meiner Liebe? O daß ich [illegible]

wenn ich ſie hätte, das deinige erhalten konnte, wie gern, wie willig gäbe ich ſie hin, um dich, meine ſüße Seele, zu retten! Wenn du, was Gott verhüte, durch dieſe Krankheit mir entriſſen wirſt, ſo weiß ich nicht, was aus mir werden ſoll; ich fühle ſchon bei dem bloßen Gedanken an deinen Tod mein Herz brechen! Doch tröſte dich, Franzeska, und ſey gutes Muthes, denn ſo weit iſt es noch nicht gekommen, daß du nicht mehr zu retten wäreſt. Du biſt noch ſo jung — deine Jahre können die größten Uebel überwinden.

„Mein Carlo, — ſagte Franzeska — mein Leben iſt dahin und die wenige Kraft, welche mir noch übrig blieb, iſt ſo geſchwächt, daß ſie für keine zu rechnen iſt. Ich fühle es, daß mein Ende heran nahet, und daß meine Lebensgeiſter, wie Nebel im Windeshauche fliehen, — Gott weiß es, daß der Tod mich nur deinetwegen ſchmerzt; wenn ich daran denke, daß du ohne mich

hier bleibst, und daß eine andere vielleicht dich einst besiegen könnte — ach dann durchdringt mich ein solches Weh, daß der Tod gewiß eine weit geringere Qual ist. O daß mir vergönnt wäre, mit dir zugleich zu sterben, damit, wie unsere Herzen im Leben auf das innigste vereinigt waren, ein Grab auch im Tode unsere Leiber umschlösse. Wie zufrieden würde ich sterben, wenn ich diesen Trost mit mir nehmen könnte! —"

Carlo erwiederte darauf, sie möge den Gedanken an das Grab fahren lassen, und ihren Sinn lieber dem Leben zuwenden, denn er hoffe, noch recht lange vergnügt und glücklich mit ihr zu leben. Ueberhaupt bemühte er sich, so viel er konnte, sie zu trösten.

Während die zwei Liebenden unter Thränen und Seufzern dies und ähnliches sprachen, stand Franzeska's Gatte, welchem die Aerzte die größte Sorgfalt empfohlen hat-

ten, aus seinem Bette auf, — es mochte eben Mitternacht vorbei seyn — und federte Licht bei dem Diener, um nach der Kranken zu sehen. Dieses bemerkte die Vertraute, welche auf der Lauer stand, benachrichtigte die Liebenden alsbald davon, ging dann dem Herrn des Hauses entgegen, und hielt ihn durch einige Fragen auf, um Carlo Zeit gewinnen zu lassen, sich, da sie die Thüre aufgeschlossen hatte, auf dem gewöhnlichen Weg nach Hause zu begeben.

Carlo wollte auch, als er den Hausherrn kommen hörte, nach Hause gehen; aber die Frau, welche ihren ganzen Plan gelingen zu sehen glaubte, bat ihn, das Haus nicht zu verlassen, damit sie, wenn ihr Gemahl weggegangen wäre, noch mit einander sprechen könnten. Carlo, welcher sehr gern da blieb, stieg schnell in die Kiste, deren Deckel sich dann von selbst verschloß.

Der alte Herr trat nun herein; er hatte schon von der Dienerin gehört, daß

die Kranke sehr ruhig geschlafen habe; er ganz an das Bett nah fragte, wie sein liebes Weib sich befände.

Franzeska versetzte, daß sie, obschon sie ziemlich gut geschlafen habe, den Tag nicht mehr zu erleben hoffen könne, weil sie sich unendlich schwach fühle: der erschrockene Gemahl suchte sie zu trösten und ihr Muth einzusprechen; diese Ruhe, sagte er, sey ein sehr gutes Zeichen ihrer Wiedergenesung.

Das Mädchen glaubte, Carlo sey längst ausserhalb des Hauses, schleß also die Thüre ab, und kam in das Gemach herauf, wo die beiden Eheleute miteinander sprachen. Franzeska sagte ihr beim Eintreten, sie solle ausserhalb des Zimmers warten, bis sie sie rufe. Als sie weg war, begann Franzeska:

„Mein bester Gatte, du siehst, ich bin zu dem äussersten Ziele meines Lebens

gekommen; ich fühlte die wenigen Jahre hindurch, welche ich mit dir verlebte, daß du mich wahrhaft liebtest und dich immer bestrebtest, gefällig gegen mich zu seyn. Da du nun alles, was ich von dir verlangte, gern thatest und mir nie eine Bitte abschlugst, so glaube ich auch, daß du in meiner Todesstunde ein Gleiches thun wirst. Ich wage es, dich um eine Gunst zu bitten! Gieb mir dein Wort zum Pfande, daß du meine Bitte erfüllen willst. —"

O denke doch — erwiederte der Alte: — jetzt nicht an das Sterben, sondern sey fröhlich und heiter, denn ich lebe in der sichersten Hoffnung, daß du gesund werdest. Dennoch verspreche ich dir und gebe dir mein Wort zum Pfande, daß du mich nie um etwas bitten wirst, das ich nicht, wenn es in meiner Gewalt steht, nach Kräften erfüllen werde. Sage es darum nur frei heraus, denn ich schlage dir es nicht ab, wenn ich es mit meinem Blute thun kann.

„Ich bitte dich also — sagte jene, — daß du, wenn ich gestorben bin, was bald geschehen seyn wird, jene Kiste in das nämliche Grab tragen lassest, in welches ich gelegt werde; es befinden sich einige meiner Sachen darin, welche ganz ohne Werth, und für dich unbedeutend, mir aber unendlich theuer sind. Sie ist verschlossen und du mußt sie so mit mir begraben lassen; wenn du mir diese Gefälligkeit erzeigen willst, so werde ich sehr gerne sterben. —"

Der Alte, welcher seine Frau sehr liebte, versprach und schwur, daß er ihrem Willen in diesem und allem andern getreu nachkommen werde. Er konnte sich nicht denken, daß an der Sache etwas erhebliches sey, und bewilligte diese leicht zu erfüllende Bitte um so lieber, als er glaubte, daß ihre Kleider und andere weibliche Dinge in der Kiste wären, welche sie nicht gesehen wissen wollte.

Was soll ich aber von Carlo sagen, welcher in der Kiste verschlossen lag und alles deutlich mit anhörte, was Franzeska sagte? Ach, der arme Liebende stand zwischen zwei Feuern; schwieg er, so wurde er, ohne Hoffnung einer Rettung, lebendig begraben; entdeckte er sich, so war er überzeugt, daß man grausam mit ihm umgehen würde. Tausend Gedanken flogen ihm durch den Kopf, aber er wußte kein Mittel aufzufinden, dem Tode zu entrinnen; er ergab sich daher geduldig in das Schicksal, in dieser Kiste zu sterben.

Als Franzeska das Wort ihres Gatten hatte und versichert seyn konnte, daß ihr Geliebter mit ihr sterben werde, beschloß sie, nun nicht länger leben zu wollen; sie zog die wenigen und schwachen Kräfte in sich zurück, indem sie den Athem mit aller Anstrengung anhielt und starb.

Die Wehklagen des armen Mannes waren sehr groß; er weinte beständig und

wies jeden Troſt von ſich. Die Leichenfeier ward auf den folgenden Abend feſtgeſetzt. Als es Tag ward, kamen die Freunde und Verwandten, um den Gemahl über den Verluſt ſeiner Gattin zu tröſten. Dieſer war entſchloſſen, die Bitte ſeiner Eidgenoſſin, die Kiſte betreffend, pünktlich zu erfüllen, und theilte dieſen Entſchluß einigen ſeiner Verwandten mit: dieſe waren der Meinung, er ſolle den Kaſten eröffnen, weil ſich etwas darin befinden konnte, das zu begraben ſchade wäre; doch er war beſtimmt, ſein Wort zu halten und die Kiſte auf keine Weiſe öffnen zu laſſen.

Als der Abend kam, ſo ward zur größten Verwunderung der ganzen Stadt die Kiſte hinter der Leiche hergetragen. Man kann ſich denken, wie Carlo zu Muthe war, als er ſich fortgetragen fühlte und das klägliche Requiem aeternam ſingen hörte; oft, oft war er nahe daran, zu ſchreien, ſich zu entdecken und ſo den heldenmüthigen Ver-

satz, sich geduldig in sein Schicksal zu ergeben, ohne Rücksicht der Folgen zu brechen; da er aber sicher wußte, daß er sich dadurch tausendfachen Gefahren bei den Verwandten, welche die Leiche begleiteten, aussetzen würde, und an die große Liebe der Verstorbenen dachte, welche besiegt von der Allgewalt ihrer Leidenschaft, diesen Schritt gethan hatte; so faßte er den festen Vorsatz, schweigend zu sterben, damit er die nicht im Tode beschimpfe, welche er im Leben so sehr geliebt hatte.

Mit diesen lobenswerthen Gedanken ließ er sich in die ehrwürdige Kirche von San Cataldo tragen. Während man die gewöhnlichen Leichenzeremonien verrichtete und die hergebrachten Todtenlieder an dem Sarge sang, wurde die Kiste in einer Ecke des Grabes, welches sehr groß war, niedergesetzt; dann senkte man den Sarg ein, schloß aber, weil es schon dunkle Nacht war, das Grab nicht, wie es Gewohnheit ist, mit

Kalch, sondern wälzte blos einen grosen Stein darauf, um am folgenden Morgen den Sarg gehörig zu bedecken.

Der arme Carlo hatte sich, seitdem er in der Kiste lag, noch nicht zu rühren getraut; jetzt, da er sich begraben sah, tappte er mit den Händen umher, und fand einige Sachen eingewickelt in Leinwand neben sich in der Kiste liegen. Doch wollte er nicht untersuchen, was es sey. Natürlicher Weise hatte die Kiste einige Luftlöcher, aber es ging ihm, obschon das Grab nur schlecht verwahrt war und einige Luft hereindrang, der Athem aus; der Geruch in dem feuchten Grabe war sehr stark.

Der Himmel hatte mehr Mitleiden mit dem armen Carlo, als er nur sich selbst gezeigt hatte, und sorgte auf folgende Weise für seine Rettung:

Ein Neffe von Franzeska's Gatten hatte durch jene Vermante der Verstorbenen

erfahren, daß alle Kostbarkeiten derselben in jener Kiste mit ihr begraben würden. Sobald die Leichenfeier vorbei war, suchte er zwei seiner Freunde auf, theilte ihnen sein Vorhaben mit und fand sie bereit, ihn zu begleiten.

Sie kamen durch das Kloster in die Kirche, fanden, daß der Stein, welcher auf das Grab gewälzt war, nicht befestigt oder zu schwer sey, und brachten ihn mit leichter Mühe von der Oeffnung.

Carlo, schon halb erstickt, merkte das alsbald, und erklärte sich leicht, was jene vorhaben möchten; sein ganzer Muth kehrte zurück. — Als der Stein weggewälzt war, trat der Neffe mit einem seiner Gefährten in das Grab, und eröffnete mit einem Brecheisen die Kiste.

Als Carlo das Schloß gesprengt sah, raffte er sich in größter Wuth auf, schüttelte sich und brüllte so wild, daß die zwei

Jünglinge, welche in die Gruft gestiegen waren, eilig hinaus stürzten und so schnell, als sie ihre Beine trugen, hinter dem dritten, welcher oben geblieben war, fortliefen.

Jeder denkt sich leicht, mit welchen Gefühlen Carlo dem Himmel für seine Freiheit dankte. Er stieg aus der Gruft, nahm eine der Fackeln, welche in der Kirche brannten, und begab sich noch einmal in das Grab, um von seiner geliebten Todten Abschied zu nehmen. Er wünschte auch zu wissen, was sich noch in der Kiste befände, und fand daselbst viele Ringe und Ketten von Gold, sammt einer großen Summe Geldes. Er nahm alles, schloß den Kasten, stieg heraus, und wälzte den Stein wieder auf das Grab; dann eilte er durch die Kirche und das Kloster, stieg über die Gartenmauer und kam glücklich nach Hause. Er soll sich in der Folge gehütet haben, sich wieder in eine Kiste zu verstecken.

7.

Die Liebesprobe.

In einer Stadt der Lombardei lebte ein Edelmann, welchen Natur und Glück mit reichlichen Gaben ausgestattet hatten, und der bei den Frauen, denen er sich gern ergab, immer gut aufgenommen war. Sein Name war Camillo. Er stand mit einer schönen und tugendhaften jungen Frau in freundschaftlicher Verbindung; sie war Meisterin auf der Harfe; Camillo hatte sehr viel Freude an der Musik; er kam jeden Tag in des jungen Weibchens Haus — kein Wunder, daß er ihr und sie ihm täglich lieber ward. Es versammelten sich in dem Hause Cintia's — so hieß die schöne

Harfenspielerin — immer viele junge Leute aus den besten Häusern, besonders solche, welche Musik liebten; da sang, spielte man, und fand immer eine angenehme Unterhaltung.

Bald waren Cintia und Camillo unzertrennlich; sie ließ, da ihr Gatte wegen eines angeschuldigten Vergehens aus der Stadt verbannt, und Camillo ihr so lieb geworden war, jede andere Gesellschaft fahren, sich allein der Liebe ihres Camillo ergebend. Ihre Eltern hatten nichts gegen diesen Umgang; denn sie waren sehr arm und lebten blos von Camillo's Geschenken, die er in reichlichem Maaße spendete; er durfte kommen und gehen, so oft es ihm gefiel, sie hatten nichts dagegen.

Cintia liebte Camillo glühend; sie hing ganz von seinem Willen ab. Als sie von einem schönen Mädchen entbunden ward, ließ er sie an nichts Mangel leiden, und da sie dem Kinde ihre Brust nicht reichen

wollte, um mit gröſserer Bequemlichkeit ihrem Vergnügen nachzuhängen, zu ſingen und zu ſpielen, ſo verſchaffte er ihr eine ſehr junge Amme, welche eben ſo ſchön, als lüſtern war.

Es kamen ſehr viele Menſchen in das Haus, um Cintia ſpielen zu hören, und Camillo führte oft fremde Edelleute, welche in die Stadt kamen, dahin, ſo daß das Haus ſelten leer war. Die Amme machte ſich bald mit dem, bald mit jenem vertraut, worüber ſie Cintia ſehr oft ſchalt. Tereſina — ſo hieß die Amme — ſuchte daher Gelegenheit, mit ihrer Gebieterin auf einen beſſeren Fuß zu kommen, um ſodann bequemer nach ihrem Willen leben zu können. Sie ging einige junge Männer an, und ſuchte ſie zu überreden, um Cintia's Liebe zu werben; ſie bewies ihnen, daß ſie nicht umſonſt ſich bemühen würden, und daß ſie alles mögliche aufbiete, ſie zu unterſtützen.

Es versuchten darum viele bei Cintia ihr Glück; aber vergebens. Cintia blieb ihrem Camillo treu. Teresina dachte daher auf andere Mittel, ihren Zweck zu erreichen.

Camillo hatte in der Stadt einen mehr, als brüderlichen Freund, Giulio genannt, einen Jüngling aus der besten Familie, hohen und großen Gemüthes, mit dem er jedes Geheimniß theilte. Das Band ihrer Freundschaft war so fest und innig, daß man in Wahrheit behaupten konnte, diese beiden Körper schlössen nur eine Seele ein; sie waren fast immer beisammen und keiner schien ohne den andern leben zu können. Giulio hatte eine unendliche Liebe für Musik, sang sehr angenehm und fertig, und spielte verschiedene Instrumente meisterhaft. Er war deswegen auch mit Cintia so vertraut, daß er, ob Camillo da war, oder nicht, bei Tag und Nacht bei ihr seyn konnte; er schätzte sie, ihres Talentes und ihrer Liebe zu Camille wegen, wie seine eigene Schwester.

Als Teresina dieſe liebvolle Vertraulichkeit ſah, beſchloß ſie bei ſich, alles anzuwenden, aus Giulio und ihrer Gebieterin ein Liebespaar zu machen. Eines Mittags ſah ſie ihn am Fenſter ſtehen, wo er aus Luſt und Scherz mit einem Mädchen liebäugelte, welche Cintia's Hauſe gegenüber wohnte; ſie näherte ſich ihm und ſagte lächelnd:

Herr Giulio, ich weiß nicht, was ich von euch denken ſoll. Ihr gebt euch da mit dieſem Mädchen ab, die noch ſo jung iſt, und von ihrem Bruder ſtreng bewacht, von ihrer Mutter nie verlaſſen wird, wie ihr wohl ſchon geſehen haben werdet. Es wäre beſſer, wenn ihr dieſes kleine Ding fahren ließet und euch zu einer andern wendetet, bei der ihr Liebe findet, und die euch überhaupt zu gefallen verlangt.

Wer iſt dieſe denn? — fragte Giulio ſchnell: — von welcher ſprichſt du? —

„Es iſt Cintia, meine Herrin!“ verſetzte die Amme: „ſie liebt euch mehr, als ſich ſelbſt! Ich kann euch davon die ſicherſten Beweiſe geben, denn ſie hat ſchon mehrmal mit mir davon geſprochen. Allein ſie wagt es nicht, euch ihre Leidenſchaft zu entdecken, aus Furcht, ihr möchtet es euerm Freunde wieder ſagen!“

Giulio erſchrack ſehr über dieſe Rede; ſein Sinn war ſchon anderswo gefeſſelt; er hatte mit dem kleinen hübſchen Mädchen nur aus Langeweile geliebäugelt, auch wäre er lieber geſtorben, als daß er ſeinen treuen Freund beleidigt hätte. Er ſagte zu Tereſina:

„Ich glaube nicht, daß Cintia ſolche Gedanken von mir hegt, da ſie weiß, daß ich ſie als Schweſter liebe; die Achtung für Camillo verbietet mir ohnehin jeden Gedanken der Art. Doch kann ſie verſichert ſeyn, daß ich alles, was in meinen Kräften ſteht,

für sie thue, in so fern es sich mit meiner und Camillo's Ehre verträgt."

Giulio wollte sich aber der Gesinnungen Cintia's versichern, und dann seinen Freund von allem unterrichten; daher sagte er: „Sieh, Teresina, ich glaube wegen der unendlichen Achtung, welche ich stets für Cintia fühlte, nicht an dieses Gerede; wenn Cintia aber etwas von mir verlangte, so könnte sie mir es ja selbst sagen, da sie nach ihrem Gefallen, und so oft sie will, mit mir sprechen kann."

Die falsche Amme, welche diese ganze Geschichte aus ihrem Kopfe zusammengesetzt hatte, wollte es bei dem ersten Versuche nicht weiter treiben, da sie zu viel Widerstand fand; aber sie ergriff bald darauf die Gelegenheit, ihren boshaften Plan weiter zu spinnen. Eines Abends, als Cintia sich auskleidete, um schlafen zu gehen, waren sie beide allein in den obern Gemächern;

die Amme brachte das Gespräch auf Liebessachen und von einem auf das andere kommend sagte sie:

„Ich weiß gewiß, Signora, daß Herr Giulio euch mehr, als sein Leben liebt, und nichts sehnlicher wünscht, als einen gütigen Blick von euch!“

Wohl, — sagte Cintia: — ich weiß sehr gut, daß er mich aus Achtung für Camille unendlich liebt; auch ich liebe ihn, wie meinen Bruder!

„Das meine ich nicht; — versetzte Teresina: — er liebt euch so, wie alle Männer lieben, d. h. er will eure Reize genießen! Er hat mir schon einige Worte gesagt und mich gebeten, ihn zu unterstützen.“

Das ist nicht wahr! — antwortete Cintia: — ich schätze Giulio zu sehr, als daß ich glauben könnte, er sey im Stande, sei-

nen Freund und mich ſelbſt auf dieſe Art zu beleidigen.

In dieſen Geſchichten bin ich unbewandert, ſagte die Amme, aber das weiß ich ganz genau, daß er euch liebt und in ſeinen Armen zu halten wünſcht, und daß ihr thöricht wäret, wenn ihr es nicht zugeben würdet. Was wollt ihr denn? Er iſt jung, liebt euch von ganzem Herzen, — warum ſollte er euch nicht gefallen können? Glaubt ihr vielleicht, Camillo werde ſich immer an euern Reizen begnügen, oder ſtets nur in eure Küſſe und Umarmungen verliebt ſeyn? O da irrt ihr, glaubt nur gewiß! Ich weiß am beſten, was er für ein Leben führt, und was er hinter euerm Rücken treibt."

Als Cintia die Amme ſo ſprechen hörte, ſagte ſie: Endige deine Plaudereien und quäle mich nicht mit ſolchen albernen Reden. Wenn Giulio ein ſolcher Menſch wä-

re, wie du mir da ſagſt, und was ich nie glauben werde, ſo würde er mir, da er mich jeden Augenblick ſprikt, ſeine Gedanken ſelbſt entdeckt haben.

Die Amme wollte wieder zu ſprechen anfangen, aber Cintia verbot es ihr. In der Folge verſuchte ſie es noch einigemal, Cintia und Giulio ſich näher zu bringen, ward aber immer wieder zurückgewieſen.

Giulio hatte beſchloſſen, ſeinem Freunde alles zu ſagen, und war wirklich nahe daran; da er aber nicht wußte, ob die Amme Wahrheit geſprochen hatte, und Cintia's Geſinnung weder erforſchen konnte, noch ſie ſelbſt darum zu fragen wagte, ſo ſchwieg er wieder. Auf der andern Seite war auch Cintia in Ungewißheit, was ſie thun, ob ſie dem Camillo alles entdecken oder ſchweigen ſolle; ſie konnte zu keinem Entſchluſſe kommen.

Als aber die boshafte Amme ſah, daß alle ihre Mühe fruchtlos ſey und fürchtete, man möchte ihre Betrügereien kennen lernen, und ihr ſchändliches Treiben entdecken, beſchloß ſie, ihren Vortheil zu benutzen, und ſich eifrig beſorgt um Camillo's Ehre zu ſtellen, damit ſie wenigſtens in ſeiner Gunſt verbleibe. Sie gab ihm daher durch einen ſeiner Diener, den ſie ſich durch ihre Reize gewonnen hatte, zu verſtehen, daß ſie von einigen vornehmen Jünglingen erſucht worden ſey, die Nacht hindurch Cintia's Hausthüre offen zu laſſen, und daß ihr deswegen große Geldſummen angeboten wären; ſie thue aber nie eine ſo ſchändliche That; ſie wollte ihn davon benachrichten, damit er zuſähe, daß Cintia ſich nicht beſtechen ließe, weil immer viele fremde Herren zu ihr kämen und ſich heimlich einführen ließen.

Camillo hörte dieſe Fabel und glaubte ſie, denn er dachte die Frauen, deren Wan-

kelmuth und Sucht nach ſtetem Wechſel zu kennen; er ließ der Amme ſagen, ſie möchte es nur mit einem jener Jünglinge abreden, und ihn kommen laſſen, für das übrige wolle er ſorgen. Aber die falſche H— wußte immer etwas neues vorzubringen und hütete ſich wohl, einen kommen zu laſſen, oder wenn ſie einen beſtellte, ſo blieb er aus. Wirklich war ſie einige junge Männer angegangen, hatte ihnen verſprochen, die Thüre offen zu laſſen, und ſie ermahnt, in der Nacht zu kommen, mit der Verſicherung, ſie würden keinen Widerſtand bei ihrer Gebieterin finden; doch wagte es nie einer, ſein Glück zu verſuchen, da ſie alle den Camillo, der in der Nähe wohnte, fürchteten.

Thereſina ſah, daß ihr Plan auf dieſe Art nicht durchgehe, ließ alſo Camillo ſagen, daß ſie mit ihm über eine glaubwürdige und ſehr richtige Sache zu ſprechen

habe. Camillo kam und gab vor, die Amme mit dem Kinde sehen zu wollen, und da Cintia sich in Gesellschaft vieler Leute befand, so ging er in das Zimmer, wo die Amme war. Da sprach diese denn folgende Worte:

„Herr Camillo, ihr habt mir eure Tochter anvertraut, ich halte mich also verbunden, euch alles zu entdecken, was ich als eurer Ehre schädlich entdeckte. Gestern Abend — es war schon spät und ihr längst weggegangen — kam Herr Giulio und blieb drei Stunden da. Da ich aber daran gewöhnt bin, ihn auch dann, wenn ihr abwesend seyd, hier zu sehen, und, obschon die Kürze der Sommernächte zu frühzeitigem Schlafengehen auffodert, nichts desto weniger glaubte, es sey gut so, weil er euer bester Freund war, den ihr so oft, wenn ihr weggehen mußtet, gebeten habt, Cintia noch Gesellschaft zu leisten; so hätte ich wohl ganz sorglos seyn können. Aber

ich hatte zuvor etwas gesehen, das mir nicht gefiel, und Worte gehört, die er zu Cintia sagte und die, um die Wahrheit zu reden, weder schön noch gut waren: ich kam daher auf den Gedanken, den ich nachher auch bestätigt fand, daß sich Cintia euerm Freund ganz hingegeben haben müsse. Ich wollte sehen, wo das hinaus gehe, stellte mich also, als ging ich zu Bette, und that das würklich; nach einiger Zeit stand ich leise wieder auf, ging sachte, und mit bloßen Füßen zu der Kammer, wo Cintia schlief; und fand diese unverschlossen. Ich schlich hinein, ein sanftes Dämmerlicht war da verbreitet; ich stellte mich unbemerkt hinter die Tapete, und sah von da aus die Beiden; ich hörte ihre leisen Seufzer, die süßen Küsse, die zärtlichsten Worte, und zog mich, da ich nun alles wußte, schweigend in meine Kammer zurück. Nach einer halben Stunde that ich, als sey das Licht, das ich immer die Nacht hindurch

bei eurer Tochter brenne, ausgelöscht, machte die Thüre mit grosem Geräusche auf und ging lauten Trittes in Cintia's Gemach; ich fand die Thüre offen, das Licht wieder hell brennend, und die beiden am Tische im Gespräche begriffen: ich zündete mein Licht an und ging wieder weg. Gott weiß, ob ich die Nacht hindurch ein Auge zu thun konnte! Es schmerzte mich unbeschreiblich, euch eine so traurige Nachricht von Cintia und euerm Freunde bringen zu müssen! Ich liebte und verehrte Giulio sehr um euretwillen. Verhehlen durfte ich euch aber nichts, da es hier eure Ehre gilt; nur möchte ich euch bitten, mich nicht zu verrathen.

Die lasterhafte Dirne, nicht zufrieden mit diesem Verrath, erzählte dieselbe Geschichte vielen Leuten, damit Camillo sie auch durch Andere erfahren möchte, welches auch geschah. Die Sache kam zu den Oh-

ren der Mutter, der Brüder und anderer Verwandten von Camillo und dieſe verlangten nun heftig, daß er ſich von Cintia trennen ſollte. Auch hatte die Amme noch andere Jünglinge geworben, welche merken ließen, daß ſie mit Cintia in Verbindung geſtanden hätten.

Das würkte. Camillo glaubte, die Erde müſſe unter ſeinen Füßen verſinken; er war von dieſem Schlage ſo getroffen, daß er nicht mehr wußte, was zu beginnen ſey; er liebte Cintia über alle Beſchreibung, und glaubte ſich wieder geliebt: da ſie ſo viel zärtliche Liebkoſungen an ihn verſchwendet, und überhaupt ſo viel gutes und tugendliches an ſich hatte, ſo ſah er ſich gezwungen, ihr ſein Herz ungetheilt zu ſchenken; — nun gab ſie ihre Reize einem andern preiß, — das mußte ihn ſehr betrüben, und er glaubte manchmal, ſein innerſtes Herz müſſe von Wehmuth zerſpringen.

Was ihn am meiſten quälte und am ſchrecklichſten peinigte, war, daß ſein theurer Freund, für den er Giulio gehalten hatte, ihm ſo große Pein und ſo unendliche Schande verurſachen konnte. Er verlor alle Luſt des Lebens, und ſann und dachte nur über ſein Unglück nach, jetzt einen Entſchluß faſſend, jetzt ihn verwerfend. Wenn er der großen und herzlichen Freundſchaft gedachte, die zwiſchen Giulio und ihm gewaltet hatte, ſo ſchien es ihm ganz unmöglich, daß derſelbe Giulio ihm einen ſolchen Schimpf angethan habe. Dann erinnerte er ſich der Worte der Amme wieder, und ſie durchdenkend, ſah er ſich gezwungen zu glauben, Cintia müſſe, wenn ja eine Verbindung zwiſchen ihr und ſeinem Freunde obwaltet habe, Giulio dazu gezwungen haben. Nach langem Sinnen beſchloß er daher, lieber Cintia aufzugeben, als ſeinen Freund zu verlieren.

Er ſchrieb ein Briefchen an Cintia, in welchem er ſagte, ſie ſey durch Wolluſt und Frechheit ſeiner unwürdig geworden, er entſage ihr hiermit ganz und auf ewig. Er ſchickte dieſe Zeilen durch einen Diener an Cintia. Dieſe las mit unendlichem Schmerz, und ſtand, wie verſteinert und ſinnlos, einem Marmorbilde ähnlicher als einem lebenden Weſen. Schnell gedachte ſie aber der Worte ihrer Amme, und es fiel ihr ein, daß alles, was Camillo ſchriebe, von dieſer kommen müſſe; ſie ließ Giulio ſogleich zu ſich bitten und erwartete unter Thränen und Seufzern deſſen Ankunft.

Giulio ging zu ihr, und da er ſie ſo traurig fand, fragte er ſie um die Urſache ihres Schmerzes. Sie zeigte ihm Camillo's Brief. Giulio war erſchüttert und ſehr gereizt; es war ihm qualvoll, dieſe Verläumdung einer Unſchuldigen geduldig zu ertragen. Sie ſprachen lange miteinan-

der, theilten ſich die Reden der Amme mit und es ward ihnen am Ende klar, dieſe Tereſina müſſe alles erdichtet, und es dem Camillo als wahr darzuſtellen gewußt haben. Er tröſtete das jammernde Weib ſo gut er konnte, verſicherte ſie, daß ſich am Ende die Wahrheit finden müſſe und verlies ſie. Er ſuchte einen ſeiner Freunde auf, welcher auch ſehr bekannt mit Camillo war — er hieß Sello — fand ihn eben Briefe ſchreibend, grüßte ihn und ſagte:

„Wundere dich nicht, liebſter Sello, daß ich ſo früh zu dir komme, ſondern ſpare deine Verwunderung auf die Urſache dieſes frühen Kommens. Du kennſt die Freundſchaft zwiſchen Camillo und mir; du weißt, daß ich ihn zärtlicher als meinen Bruder, mehr, als mein Leben liebe. Ich hatte meinen ganzen Umgang auf ihn und einige wenige eingeſchränkt. Manchmal wußte ich nicht, wie ich angenehm ein'ge Stunden

hinbringen könnte, ich ging daher oft und gern zu Cintia, wo unter Musik, Gesang, Scherz und Lust die Zeit verflog. Auch ging ich lieber, als an einen andern Ort, in dieses Weibes Haus, weil ich dich und Camillo dort sprechen konnte. Allein was soll ich nun sagen? Diesen Morgen, in aller Frühe, sandte Cintia zu mir; ich fand sie unter Seufzern und Thränen, und so trostlos, daß sie sich nicht zu helfen wußte."

Er gab nun Sello den Brief, welcher ihn schnell durchlas; dann fuhr Giulio fort:

„Du siehst wohl, man hat unserm Freund eine Lüge aufgebürdet — warum? mag Gott wissen! Ich soll Cintia's Geliebter seyn — Cintia's, die ich immer wie eine Schwester liebte, bei der ich nie an etwas Unrechtes oder Entehrendes dachte! Ich schließe aus seinem Briefe, daß er keinen andern als mich im Verdacht haben

kann, da niemand anders im Hause Cinthia's so bekannt war. Hilf und rathe mir nun, Freund, was ich beginnen soll, denn ich bin wirklich schuldlos und möchte nicht um alle Güter der Welt bei Camillo in diesem schändlichen Verdachte bleiben. —"

Sello hatte diese neue und unangenehme Geschichte mit Aufmerksamkeit angehört, stand lange, voll Verwunderung darüber, in Gedanken verloren, und war, da er die große Freundschaft der Beiden kannte, sehr betrübt, daß sie so gebrochen werden sollte. Er beschloß also, alles anzuwenden und zu thun, was diese Trennung abwenden könnte. Er übernahm um so lieber alle Mühen deshalb, da er von Giulio's Unschuld überzeugt war. Beide Freunde beschlossen, miteinander zu Camillo zu gehen, und auf jede mögliche Weise diese Grille aus seinem Kopfe zu vertreiben.

Sie fanden Camillo auf ſeinem Zimmer, in einem Buche leſend. Sello wollte das Geſpräch einleiten, Camillo unterbrach ihn aber, und zu Giulio gewandt, ſagte er: „Es freut mich ſehr, mein Giulio, daß unſer Sello mit dir hierher kam; da er unſer Beider Freund iſt, ſo ſoll er zu deiner und meiner Genugthuung Zeuge deſſen ſeyn, was ich dir ſagen will. Ich bin überzeugt worden, daß Cintia an andern mehr Gefallen findet, als an mir, und daß du, Giulio, jetzt ihre Liebe beſitzeſt. Was ich mit ihr anzufangen habe, weiß ich wohl und habe ſie meinen Entſchluß ſchon wiſſen laſſen. Dich aber liebe ich zu ſehr, als daß ich dir um eines Weibes willen zürnen ſollte. Wenn du willſt, ſo bleibt unſere Freundſchaft dieſelbe, welche ſie zuvor war. Ich ertrage es nicht, zu denken, daß es in der Macht eines falſchen Weibes ſtehen ſollte, den Bund unſerer Seelen, welcher ſeit unſerer früheſten Kindheit bis jetzt unaufher-

lich bestanden und immer gewachsen ist, zu trennen. Deswegen bitte ich dich, des Geschehenen zu vergessen, wie ich gethan habe. Sie mag nun thun, was sie will; sie ist frei, und kann Tag und Nacht zu sich laden, wer ihr gefällt.

Giulio erwiederte darauf: Es schmerzt mich sehr, mein Camillo, daß du so denken, mich für so treulos halten und glauben kannst, daß ich Cintia liebte; ich weiß recht gut, daß man mit dem Freunde alles, nur das Weib nicht gern theilt. Du sagst mir, du habest alles dessen vergessen? Freund, es ist dieß leichter zu sagen, als zu thun; ich glaube, wer eine Beleidigung der Art erfährt, wie ich sie deiner Meinung nach dir angethan habe, wird sie immer vor Augen behalten und nie vergessen! Aber ich will dir beweisen, daß ich Cintia nie anders, als eine Schwester behandelt und nie etwas Entehrendes bei ihr begangen habe.

Mein Camillo, ich bin Edelmann, d. h. ein Mann von Ehre, und würde eher sterben, als ein solches Verbrechen gegen dich begehen. Weißt du nicht, daß ich schon eine Dame liebe, von ganzem Herzen liebe, und mich ihr ewig in Lieb und Treue ergeben habe? Obschon sie fern von mir ist, so kannst du dennoch versichert seyn, daß ich mich mit keinem andern Weibe in Vertraulichkeit einlasse. Wie konntest du mich nur in einen solchen Verdacht ziehen? Wer hat dir gesagt, daß ich mit Cintia verbotenen Umgang gehabt habe?

„Die Amme!" versetzte Camille.

Diese? sagte Giulio; die Wölfin von Amme? Ha, wäre sie ein Mann, wie sie ein Weib ist, ich würde ihr die Augen ausreißen und sie niederstoßen, diese H—.

Camillo, der alles glaubte, was die verrätherische Amme gesagt hatte, und sei-

nen Freund, obgleich der ihn sehr beleidigt hatte, nicht gerne verlieren wollte, sagte: „Ich habe dir es schon gesagt und wiederhole es noch einmal, daß ich immer, die Sache verhalte sich, wie sie wolle, dein Freund bleiben werde! Laß uns nicht ferner von dieser Sache sprechen. Es ist mir genug, daß ich von ihr getrennt bin; sie wollte es nicht besser.

Dem Sello misfiel es, daß die Sache in so zweifelhafter Ungewißheit abgebrochen werden sollte; er nahm daher Camillo, der sich anschickte, aus dem Zimmer zu gehen, an der Hand, bat ihn sich zu setzen und sagte:

„Camillo, ich weiß, daß du von Herzen redest und Giulio's Freund bist? Aber, um des Himmels Willen, hebe doch nur ein wenig den thörichten Schleier der Leidschaft von deinem Auge, um einzusehen,

daß unser wackrer Giulio es nicht dabei kann bewenden lassen! Du willst, obgleich dir Giulio diese Beleidigung anthat, sein Freund bleiben? Das ist nicht gut so! Wenn du die Größe deines Geistes darthun willst, so zeige sie in etwas anderem, und setze deinen Freund nicht dadurch herab! Wenn er diesen Frevel begangen hätte, so würde er eher deine ganze Verachtung verdienen, als daß du ihn so sehr liebest! Bedenke aber, wer Giulio, und wer jene ist, welche dir lieblos von ihm gesprochen hat, und dann wollen wir morgen wieder zusammen kommen, wo du uns ruhiger anhören wirst.

Sello und Giulio gingen hinweg, um durch die Stadt spazieren zu gehen, wo Giulio nach mancherlei Reden sagte:

„Ich bin wahrhaft in der größten Verlegenheit und so unentschlossen, daß ich nicht weiß, was ich thun soll. Camillo

glaubt jetzt, daß ich ihn betrogen habe, und doch will er mein Freund bleiben — das scheint mir unmöglich! Ich ersuche dich, mein Theuerster, daß du ihn noch einmal zu sprechen suchest, und ihn bewegest, sich die ganze Sache, wie sie sich verhält, erklären zu lassen, und einer so berüchtigten Dirne keinen Glauben beizumessen.

Sello versprach dies, doch glaubte er noch einige Tage warten zu müssen, bis sich der erste Eindruck bei Camillo verloren habe und sein aufgeregter Sinn für die Wahrheit empfänglicher wäre. Das ließ sich Giulio gefallen und sie gingen auseinander.

Am folgenden Tag ward Camillo von mehreren Edelleuten geberen, mit ihnen zu Cintia zu gehen. Sie war unschuldig, und es schmerzte sie über alle Maßen, so ohne alle Ursache ihren theuern, geliebten Herrn

zu verlieren: sie betheuerte Giulio'n, welcher sie besuchte hatte, daß sie Camillo's Verachtung nicht ertragen könne, und so oft sie von der Sache sprach, stossen reichliche Thränen aus den schönen Augen die blaßrothen Wangen herab.

Camillo liess ihr sagen, sie möge sich einen andern zum Liebhaber wählen; übrigens würde er alles, was ihr Vergnügen machen könnte, gern und freudig für sie thun, nur wolle er in Liebe nicht ferner mit ihr verbunden seyn.

Sillo sprach noch einigemal mit Camillo, konnte aber von ihm nichts Weiteres herausbringen, als daß er Giulio's Freund bleiben, von Cintia aber nichts mehr wissen wolle; auch würde er die Amme vor Zeugen verhören lassen, wenn Giulio dieses wünsche.

Wie groß Cintia's Jammer, wie reichlich ihre Thränen, wie kummervoll ihre Reden, wie ſchlaflos ihre Nächte und wie heiß und glühend ihre Seufzer waren — ach! wer wagte es, den Schmerz eines liebenden und ſo gekränkten Gemüthes zu beſchreiben? Das arme Weib kannte keine Freude mehr, jede Luſt war ihr verloren, ſie ſchlich krank und blaß gleich einem Schatten herum. Sie weinte und klagte unaufhörlich; ihr ſtöhnendes Gewimmer war ſo herzzerſchneidend, daß es Steine hätte bewegen können.

Auch Camillo veränderte, obſchon er es nicht geſtehen wollte, die natürliche Farbe ſeines Geſichtes, wurde betrübt und blaß und ſeine tiefen Seufzer zeugten von dem tiefen Schmerz ſeiner Seele.

Giulio hatte ſich vorgenommen, nicht eher zu ruhen und zu raſten, als bis er alles im Klaren wüßte, und bat Sello oft und inſtändig, ihm beizuſtehen. Doch Camillo gab immer dieſelbe Antwort, und ſeinen

Freund der Amme gegenüber zu ſtellen, hatte Sello keine Luſt. Einſt ſagte er deswegen zu Giulio:

„Was würdeſt du thun, wenn die Amme vor dich träte, und auf ihrer Ausſage beſtände? Und ſie wird darauf beſtehen, und lieber Lüge auf Lüge häufen, ja eher ſterben, als ihre Ausſage zurücknehmen.“

Giulio ſah ein, daß Sello recht hatte; er war außer ſich und ſprach: ich ſehe klar, daß du die Wahrheit ſprichſt, und daß, wenn dieſes ſchändliche Weib auf ſeinen Lügen beharrt, wir ſchlimmer daran ſind, als vorher. Aber Camillo ſollte meinem Worte eher Glauben beimeſſen, als den Lügen dieſer Amme! Wer weiß jedoch, ob ſie nicht ihre Lügen bereuend, die Wahrheit und den Zweck ihrer früheren Ausſage eröffnen würde? Vielleicht ließe ſich alles zum Beſten kehren! Thue darum, was in deinen Kräften ſteht, die Sache glücklich zu beendigen.

Sello fand aber, daß Camillo auf keine

Weise von der einmal gefaßten Meinung abzubringen sey und immer dieselbe Antwort gebe. In der That war es sehr schwer, ihn von seinem Glauben abzubringen; die Amme hatte ihre Lügen zu gut geordnet, niemand konnte das Gegentheil beweisen, und jeder, der die Geschichte hörte, glaubte sie, denn die Menschen nehmen, wie bekannt ist, lieber das Schlimme, als das Gute für wahr an.

Sello wußte nicht, wie er sich benehmen sollte. Giulio faßte daher den Entschluß, die Amme selbst zu sprechen. Sie gingen miteinander zu Camillo und sagten ihm, daß sie die Amme selbst sprechen wollten. Das war nun an keinem andern Orte, als in Cintia's Hause möglich.

Die drei Freunde gingen daher in Cintia's Wohnung und fanden diese in ihrem Bette, wo sie die bittersten Thränen vergoß. Sie setzten sich um das Bett und Camillo sagte, er habe zwar Cintia schon wissen

laſſen, daß er von allem, was zwiſchen ihr und Giulio vorgefallen ſey, nichts mehr ſprechen, ſondern alles vergeſſen wolle; Sello verbleibe aber auf ſeinem Vorſatze, die ganze Sache aufgeklärt, und die Ausſage der Amme bewieſen ſehen zu wollen. Darauf verſetzte Cintia, das Auge voll Thränen:

„Wollte Gott mich nun erhören, und die Falſchheit der Amme und meine Unſchuld vor deinen Augen eröffnen. Die Wahrheit zu geſtehen, Camillo, muß ich dir ſagen, daß ich gezwungen bin zu glauben, du ſeyeſt meiner überdrüſſig und habeſt Gelegenheit geſucht, mich zu verlaſſen! Gott vergebe es dir! Du hätteſt deinen Zweck auf eine andere Art erlangen können, ohne meine Ehre zu verletzen. Ich habe in meinem äußerſten Schmerze den Troſt, daß du dich nie auf eine wahrhafte Weiſe über mich beklagen kannſt; ich aber habe gerechte Gründe, dich zu beſchuldigen und anzuklagen.“

Laſſen wir das — fiel Camillo ein: —

wir ſind jetzt hier, die Amme zu hören, und die verhaßte Geſchichte zu endigen.

Die Amme kam und erzählte ihre Erdichtung noch einmal gerade ſo, wie ſie es früher bei Camillo gethan hatte, doch ein wenig verwirrter. Als ſie geendigt hatte, wandte ſich Giulio Zornglühend zu ihr und ſagte mit wilder Simme: „Ich will nicht mit dir über deine Lügen ſtreiten; ich ſage dir nur, daß du lügſt, und eine ſchändliche — biſt! Dir, Camillo, habe ich auch nichts entgegenzuſtellen, als mein Bewußtſein und die Gewißheit, daß die Zeit alles enthüllen werde. Cintia, immer weinend, ſagte daſſelbe.

Die ſchändliche Lügnerin ſtand, die Augen zu Boden geſchlagen; ſie wechſelte oft die Farbe ihres Geſichtes und antwortete keine Sylbe auf Giulio's Rede. Endlich ſagte Camillo zu Cintia:

„Ich habe es dir ſchon geſagt und wiederhole es hier nochmal, daß du frei biſt und

nun nach Gefallen leben kannſt mit wem du willſt; ich werde daſſelbe thun; doch wenn ich dir auf irgend eine Art gefällig ſeyn kann, ſo werde ich dir beweiſen, daß ich ein Edelmann bin."

Wenn du denn nicht mehr mein ſein willſt, ſo bitte ich dich um eine Gunſt, welche zu erfüllen dir leicht iſt, die mir aber unendlich angenehm ſeyn wird.

„Fordre! Ich bin bereit!"

Laß mir unſere Tochter für jetzt und immer!

„Das ſoll geſchehen, und deinem Betragen zu Folge thue ich es ſogar ſehr gern! Lebe wohl und vergnügt!"

Bei dieſen Worten ging er hinweg und die andern folgten ihm; das arme Weib aber, von übermäßigem Schmerze zuſammengedrückt, ward ohnmächtig und gab kein Zeichen des Lebens von ſich. Ihre alte Mutter, welche die unglückliche Tochter in dieſem Zuſtande fand, erhob ein wehklagendes

Wimmern und rief: Ach, meine Cintia iſt todt!

Als der alte Vater die jammervolle Stimme ſeines Weibes hörte, eilte er die Treppen herauf, trat in das Zimmer und fing auch mit ſeinem Weibe zu weinen und zu klagen an. Die Amme ermahnte nun die Alten, ihrer Tochter Hülfe zu leiſten, ſie ſey blos ohnmächtig; ſie begannen daher Cintia zu reiben und ihr friſches Waſſer auf das Geſicht zu gießen. Als die wenigen und ſchwachen Lebensgeiſter ſich wieder einigermaßen geſammelt hatten, begann die unglückliche, troſtloſe Frau von neuem zu weinen und ihr Misgeſchick zu verwünſchen.

Als ſie nun in der Folge einſah, wie vergebens ſie ſich bemühte, wandte ſie ihren Sinn darauf, die ſchweren Bande des Lebens von ſich abzuſtreifen, und durch freiwilligen Tod dieſe herben, troſtloſen Tage zu endigen.

Indeſſen beſtrebte ſich Sello, dem Ca-

millo zu beweiſen, daß die Amme die Unwahrheit geſprochen habe; allein Camillo wollte nichts hören, und ſie gingen immer misvergnügt auseinander. Giulio ſah ein, daß die Sache ſich nur verſchlimmert habe, und entſchloß ſich, da Camillo der ehrloſen Amme mehr zu glauben ſchien, als ſeinen Worten, die Stadt auf einige Zeit zu verlaſſen, und es dem Schickſale anheim zu ſtellen, ob es Camillo's Augen öffnen und Cintia's Unſchuld herſtellen wolle, oder nicht.

Cintia, welche die wildeſten Qualen litt, und nicht ohne Camillo leben zu können glaubte, ließ Flaminio Aſtemio, einen Bekannten von jenen drei Freunden, zu ſich bitten und erzählte ihm die Geſchichte; er hörte aufmerkſam zu und Cintia's Unſchuld einſehend, ſprach er mehrmal zu ihren Gunſten mit Camillo, doch alles vergebens.

Cintia ſah das und bemerkte, daß ihr Ruf nun auf ewig geſchändet ſey; ſie verfiel in Verzweiflung und beſchloß, ihr Leben zu

enden; denn es ſchien ihr eine geringere Qual zu ſterben, als in ſolcher Schande zu leben. Nachdem ſie ſich über die Art, dieſes mühvolle Leben zu beſchließen, berathen hatte, faßte ſie den Entſchluß, ſich durch Gift zu tödten.

Ein gewiſſer Grieche von St. Palina beſuchte ihr Haus oft und war auch mit Camillo vertraut. Sie ließ ihn kommen und fragte ihn, ob er einen gewiſſen Gerone Laſſo kenne, der als ein großer Schelm bekannt ſey und unter andern Laſterthaten den Ruf habe, das beſte Gift zu bereiten. Man erzählte eben in der Stadt, daß er eine giftige Mixtur gemacht hatte und probiren wollte; er habe den Verſuch wirklich mit einer Magd angeſtellt, welche über zwanzig Jahre bei ihm gedient hatte, und als Opfer ſeiner Kunſt ſtarb.

Der Grieche verſicherte ſie, daß er dieſen Gerone genau kenne. — So verlange ich, ſagte Cintia, einen Dienſt von euch,

und werde euch, wenn es an der Zeit ist, rufen lassen. Cintia hatte sich aber eben anders besonnen; ihr fiel seine Vertraulichkeit mit Camillo ein, und sie verschmähte also seine Beihülfe. Sie gedachte jetzt eines gewissen Mario Organiero, der auch im Rufe eines Giftmischers stand, und ein Gift besitzen sollte, welches in einigen Stunden ohne Schmerz tödtete.

Sie schrieb ihm ein Briefchen, erdichtete einige Mährchen, und versprach ihm, wenn er die Sache geheim hielte, eine große Belohnung. Mario kannte aber Cintia's Verhältniß zu Camillo, wußte, daß es gebrochen sey, und vermuthete, sie wolle Gift nehmen. Er ging alsbald zu Camillo und sagte:

„Ich weiß nicht, wer Cintia beredet hat, daß ich Gift bereite. Es ist dieses mein Geschäft nicht, und wenn ich es auch verstünde, — Gott möge mich vor solchen Lasten bewahren. Wahrscheinlich bekam ich

dieſen Ruf, weil ich Schönheits- und andere Waſſer für unſere eleganten Damen bereite. Das als Einleitung. Seht nun ſelbſt, was mir Cintia ſchrieb." —

Camillo las den Brief und beſtärkte ſich in Mario's Meinung; doch konnte er ſich keine Urſache denken, deretwillen ſich Cintia umbringen ſollte. An ſich ſelbſt dachte er nicht im Geringſten. Er blieb daher doch zweifelhaft, zu welchem Zwecke ſie das Gift verlange, und ſagte zu Mario: „Schicket ihr nichts ohne mein Wiſſen; jetzt aber ſendet ihr nur reines Regenwaſſer mit einer Zumiſchung, die den Geruch giebt, ohne ſchädlich zu ſeyn.

Cintia wollte vor ihrem Tode noch einmal alles verſuchen, Camillo's Gunſt wieder zu gewinnen, und ihm zeigen, daß ſie nie die Treue gegen ihn gebrochen habe; obſchon ſie ſehr ſchwach war, ſo ging ſie doch, mehr von ihrem ſehnſüchtigen Verlangen als von ihren Kräften getragen, noch ein-

mal zu Sello, welcher nicht wohl war, um ihn zu ersuchen, zum letztenmal mit Camillo zu sprechen; aber der hatte kein Ohr für ihre Rede. Als die traurige Cintia das hörte, und nicht wußte, an wen sie sich nun wenden sollte, so beschloß sie unwiderruflich zu sterben.

Indessen diese Verhandlungen vorgingen, begann die Amme zu bereuen, was sie zu Camillo gesagt hatte, zum Theil durch die Wahrheit der Sache selbst, zum Theil durch ein gewisses Etwas dazu bewogen, daß ihr nie und nirgends Ruhe gönnte. Eines Tages sah sie Camillo in die Kirche gehen, eilte ihm nach und sagte ihm heimlich:

„Herr Camillo, ich weiß nicht, was mich Tag und Nacht quält und plagt und mir nirgends mehr Ruhe gönnt, so daß ich stets einen schneidenden Dolch in meiner Brust zu fühlen glaube. Ich habe Cintia und Giulio fälschlich verläumdet; ich weiß nichts Böses von ihnen und habe nie etwas

der Art geſehen. Alles, was ich euch ſagte, waren Lügen und Fabeln; ich bitte euch um Vergebung und flehe um mein Leben, das ich für verloren achte, da ich es wagen konnte, eine ſo ungeheure, unverzeihliche Schandthat durch meine verläumderiſche Zunge zu begehen. Seht mich zu euern Füßen euch um Barmherzigkeit anflehen."

Dieſe unerwartete Erklärung verſetzte Camillo in die größte Verwunderung und erfüllte ihn mit wahrhaft himmliſcher Wonne! Er ließ ſich die ganze Sache von Tereſina erzählen und ſagte dann:

„Laſterhafte Dirne, du verdienſt die härteſte Strafe, aber ich will mich nicht mit dir einlaſſen und übergebe Gott die Rache. Doch mußt du vor Giulio und Sello daſſelbe ausſagen, auch werde ich noch einige andere Edelleute mitbringen. Laß aber weder Cintia, noch jemand Anderes etwas von all dem wiſſen, ſonſt biſt du des Todes!"

Camillo ſuchte alsbald Sello auf und ſagte mit leuchtenden Augen, daß die Amme die Verläumdung ſeines Freundes und ſeiner Geliebten zurückgerufen habe. Auch verhehlte er ihm die Geſchichte von dem Gifte nicht, das Cintia verlangte, und zeigte ihm einen Brief, in welchem ihm Cintia geſchrieben hatte, daß er noch einmal zu ihr kommen ſolle, indem ſie über wichtige Dinge mit ihm zu ſprechen habe; es ſollten dieſes die letzten Worte zwiſchen ihnen ſeyn und er möchte Sello, Giulio, Flaminio und den Griechen mitbringen; den Tag, an welchem dieſes geſchehen ſolle, würde ſie noch beſtimmen.

Sello und mit ihm Camillo fürchteten, das unglückliche, gekränkte Weib möchte ſich in der Verzweiflung tödten; ſie beſchloſſen daher, auf ihrer Hut zu ſeyn. Camillo ließ darauf den Mario wiſſen, an welchem Tage er das Waſſer an Cintia abſchicken ſollte. Mario ſchrieb nun an Cintia, daß das Gift

an dem zweiten Tage fertig sey, und daß sie es am Morgen desselben Tages könne abholen lassen.

Als Cintia diese Gewißheit hatte, lud sie Camillo mit seinen Freunden auf denselben Tag zu sich ein. Wie nun der von allen so sehr erwünschte Tag kam, an welchem sich Cintia's Unschuld vor der ganzen Welt beweisen sollte, ward diese ganz ruhig und froh. Camillo und Sello gingen am Abend vor dem merkwürdigen Tage zu Mario; Camillo nahm selbst ein kleines Fläschchen, füllte es mit Regenwasser, und that ein wenig gestoßene Würznägeln hinein, um ihm einigen Geruch zu geben.

Als der Morgen kam, ließ Cintia das Wasser durch eine Magd abholen. Mario schrieb ihr, daß er dieses Gift ihr nur auf ihr heißes und inniges Bitten übersende; er würde es seinem eignen Vater verweigern und sie möge es ja geheim halten, durch wen ihr dasselbe geworden sey: er ver-

ſicherte ſie zum Schluſſe, daß derjenige, welcher es tränke, in zwei Stunden ohne die geringſten Schmerzen und ohne äußere Vorzeichen ſterben müſſe.

Mario gab dieſen Brief und das Waſſer der Magd; Cintia war noch zu Bette, als ſie es erhielt, und verſteckte ſorgfältig die wohlverwahrte Flaſche in ihrem Kiſſen. Sie war entſchloſſen, den letzten Verſuch, Camillo's Liebe zu gewinnen, zu machen, und wenn es mislänge, zu ſterben.

Ruhig erwartete ſie nun die zur traurigen Leichenhochzeit geladenen Gäſte. Als die Stunde herannahte, welche Camillo in ihr Haus führen ſollte, lief es ihr eiskalt durch alle Glieder und ſchüttelte ſie, wie nächtiger Fieberfroſt; dann flog eine glühende Röthe über ihr Antlitz, ſie zitterte und fror wieder, als ſtehe ſie nackt auf dem Appenin und der eiſige Schnee bedecke ſie.

Camillo's Geſellſchaft trat ein; da man ſie im Bette fand, ſo fragten alle nach dem

ersten Grüßen, wie sie sich befinde. Sie erwiederte mit gebrochener Stimme, sie befinde sich so, wie es Gott und Camillo gefiele.

„Das sind Schmeicheleien — sagte Camillo hart: — wir sind nicht hierher gekommen, diese zu hören, sondern das Wichtige, welches du mir, nach deinem Briefe zu schließen, zu sagen hast.

Ich werde es sagen, sobald Sello und Giulio hier sind. Giulio wollte aber um keinen Preis in Cintia's Haus gehen. Da nun sein Haus in der Nähe war, so schrieb ihm Camillo einige Zeilen, und bath ihn, sogleich hierher zu kommen, wo er Dinge hören würde, welche ihn mit Staunen und Freude erfüllen müßten.

Er kam also mit Sello. Alle Eingeladenen waren versammelt; man setzte sich schweigend um das Bett, in gespannter Erwartung, was Cintia sagen würde. Diese suchte sich zu fassen und heiter zu scheinen,

und begann so zu sprechen: „Camillo, es ist dieses das Letztemal, wo ich mit dir und mit euch, meine Herren, spreche. Wenn du in dem ungerechten Glauben an meine Treulosigkeit verharrest, so habe ich dich nur um eine Gunst zu bitten. Das Uebrige füge der Himmel." —

Darauf erwiederte Camillo, er könne ihr nicht eher antworten, als bis die Amme im Zimmer sey; an diese habe er einige Fragen zu thun. Sie ward nun gerufen, und als sie in das Zimmer trat, sagte Camillo: Teresina, ich gebe dir mein Wort als Pfand, daß du hier, was du auch sprechen magst, keine Furcht zu haben brauchst, und daß dich niemand beleidigen wird. Rede darum frei und erzähle alles, was du mir neulich in der Kirche sagtest.

Das traurige und beschämte Geschöpf wußte sich nicht zu helfen und erzählte endlich, zitternd wie ein Espenlaub, ihre ganze Schandthat, die Ursache und den Verlauf

der Dinge; eben so die Angriffe, welche sie, wie eben erzählt worden, auf Giulio und Cintia gemacht habe. Alle, besonders Giulio, sahen das häßliche Weib mit Zorn und Verachtung an. Man schickte sie weg, und Sello sagte nun: Gott sey gelobt, daß wir endlich im Klaren sind; die Amme hatte gewiß zu viel getrunken und alles geträumt, was sie von dem Vorfalle jener Nacht erzählt hat. Sie hat nun ihre Sünde bekannt und berent, und Gott mag ihr verzeihen. Sie verdient aber, aus dem Hause gejagt zu werden! — „Zerreißt sie, verbrennt sie lebendig," schrie Flaminio voll Zorn. — Das verdiente sie — sagte Cintia: — aber mein Kind will keine andere Amme haben, sonst hätte ich sie längst aus dem Hause gejagt! —

„Nun, so laßt sie gehen! sagte Sello: Man muß da Rücksicht nehmen; sie könnte leicht die Milch verderben und so Ursache am Tode des kleinen Geschöpfes werden.

Warum auch Rache an einem schwachen Weibe nehmen? Ueberlaßt sie der Gerechtigkeit Gottes!" —

Cintia wandte sich jetzt zu Camillo: „Was denkst du nun zu thun, da du mich unschuldig siehst, und ich nicht verdiene, von dir verlassen zu werden?" —

O Cintia — antwortete jener: — ich kenne nichts süßeres, als dich unschuldig und meinen Freund Giulio treu zu wissen. Ich werde immer für dich sorgen, und als Freund gewiß jedes deiner Bedürfnisse befriedigen. Mache den Versuch und du wirst finden, daß meine Handlungen mit diesen meinen Worten übereinstimmen.

Cintia sagte nun mit trauriger Stimme: „Also soll ich doch ohne meine Schuld den verlieren, welchen ich allein auf dieser Welt liebe? Dich, meinen Camillo, soll ich verlieren? O ich Aermste, ich Unglücklichste!" — Häufige Thränen entströmten ihrem Auge; tiefe Seufzer entquellen ihrer schö-

nen Brust. Halb vom unendlichen Schmerze überwältigt fuhr sie fort: „aber verlasse um des Himmels willen unser Kind nicht, dessen rechtmäßiger Vater du bist! Eben so wage ich es, dir meine armen, unglücklichen Eltern zu empfehlen, welche dich so sehr geliebt haben. Verlasse sie nicht, ich beschwöre dich bei unserer ehemaligen Liebe."

Es scheint — unterbrach Camillo sie lächelnd — als wolltest du auf die Inseln der neuen Welt schiffen, und niemals mehr in unsere Gegenden zurückkehren. Was ist das? Wohin willst du gehen?

„Ungeheuer! — rief Cintia: — ja, ich will dich verlassen, denn du bist meiner Liebe unwürdig! O wären doch alle Mädchen und Frauen hier, ich würde ihnen einen Rath geben, welchen ich selbst nicht befolgte, und dieser Rath heißt, den schmeichlerischen Worten der Männer nicht zu glauben, wenn sie Liebe heucheln, ihre Künste

zu verachten, und das Herz vor ihnen zu verschließen." —

Lassen wir das, — sagte Camillo: — Es scheint mir Zeit, daß ich, um den Forderungen meiner Ehre und meiner Familie Genüge zu leisten, meinen Sinn auf etwas anderes wende! Du weißt wohl, daß du meine rechtmäßige Gattin nicht werden kannst, und daß es doch einmal nothwendig geworden wäre, zu diesem Schritte zu kommen. Ich verlasse dich nicht, weil ich dich für schuldig halte, sondern weil ich ein anderes Leben anfangen will; du bist von deinen Verhältnissen gefesselt; die Lebensart, welche ich bisher führte, verdient, das sehe ich nun wohl ein, den Tadel meiner Eltern und Freunde. Ich will in Zukunft dein Bruder sein und dich als meine Schwester betrachten; deine Tochter soll, wie bisher, die meinige seyn; ich werde für eine andere Amme sorgen, denn diese muß aus dem Hause. Du kannst dich nach einem

andern Geliebten umsehen; es wird dir nicht an edeln, schönen und reichen Jünglingen fehlen; mir wirst du deswegen stets eben so theuer seyn, als vorher. Das mein Wille und letzter Entschluß. —

Als Cintia diese Worte hörte, brach ein Seufzer aus der Tiefe ihres Herzens. Schnell nahm sie die Flasche, setzte sie an den Mund und leerte sie auf einen Zug.

„Was ist das? Was ist das?" — riefen die Freunde, welche umher saßen. Gewiß, — sprach der Grieche: — gewiß hat sie Gift genommen! Ich erinnere mich eben, daß sie vor einigen Tagen nach Geronio Cassi fragte. Gewiß, meine Herrn, sie hat Gift getrunken.

„Ach ja! Ach ja!" riefen alle, sprangen auf und fragten Cintia, was sie getrunken habe?

Cintia, welche nach ihrer Meinung dem Tode nahe war, glaubend, sie habe

wirklich Gift getrunken, erblaßte mehr und mehr und sagte mit leiser Stimme:

„Seyd versichert, meine Herrn und Freunde, daß dieses Wasser, welches ich trank, von der Art ist, daß ich in weniger als zwei Stunden daran sterben werde. Da Camillo mich nicht mehr liebt, so wollte ich nicht länger mir, geschweige einem andern gehören. Ich sterbe gern und freudig — ach, der Tod endet ja alle Leiden. Lebt alle wohl und in Frieden! Möge euch der Himmel ein besseres Loos bescheiden, als das meinige gewesen ist."

Camillo zeigte bei diesen Worten eine sehr betrübte Miene; das grausame Schauspiel schien ihn betäubt zu haben. Doch, wie schon gesagt, er und Sello hatten das Wasser bei Mario in die Flasche gethan; sie wußten, daß es ihr nicht schaden könne und wollten nur sehen, was Cintia mit dem Gifte anzufangen gesonnen sey. Camillo stellte sich daher, als sey er sehr be-

trübt, und habe das Auge voll der bitterſten Thränen. Sello hatte ſo groſſe Luſt zum Lachen, daß er es nur mit der größten Mühe zurückhalten konnte.

Cintia ſprach noch viele rührende Worte zu Camillo, von ihrer Liebe, von dem Wiederſehen in einer beſſern Welt u. ſ. w. Da rief auf einmal der Grieche:

„Meine Herrn, wenn dieſem armen Weibe geholfen werden ſoll, ſo iſt nicht zu zögern. Wenn wir nur ein Stückchen vom Horne des Einhorns hätten, könnten wir ſie leicht retten; es hat ſchon oft bei ähnlichen Vorfällen auf der Stelle Hülfe geleiſtet; es wird zu Pulver geſtoßen und getrunken; ſeine Wirkung iſt wunderbar, obſchon einige ſagen wollen, Hyppokrates und Galenus erwähnten ſeiner nicht.

„Ich habe von dieſem Horne!“ ſagte Camillo, und ſandte eilig nach Hauſe.

Cintia's Einbildungskraft — das ſichere Bewußtſeyn, Gift getrunken zu ha-

ben, wirkten so stark, daß alsbald ein kalter, erstarrender Frost sie berührte und es ihr schien, als wüteten die schrecklichsten Schmerzen in ihrem Eingeweide. Der kalte Schweiß stand in dichten Tropfen auf ihrer Stirne. Dann bemächtigte sich ihrer eine so große Schlafsucht, daß sie das Auge nicht mehr aufzuhalten vermochte.

Camillo und die andern, welche um sie waren, bemühten sich sehr, sie durch süße Worte zu trösten, und ermahnten sie, das Gift von sich zu geben oder ein Gegenmittel zu nehmen. Sie hörte aber nicht auf ihre Worte und lag lange Zeit still da. Man gab ihr Oel, sie wies es aber von sich, mit dem festen Entschlusse, zu sterben. Endlich brachte man auch die von dem Griechen vorgeschriebene Arznei und drang in sie, dieselbe zu nehmen; doch alle Mühe war vergebens; sie drehte sich um und antwortete nimmer; zitternd und frierend schloß sie die Augen von neuem.

Camillo gab ihr die süßesten Worte, das Pulver zu nehmen. Da erhob sie das Haupt ein wenig und sagte bebend, sie wolle das Pulver nehmen, wenn er sie wieder liebe; sonst aber in keinem Falle. Camillo erwiederte, es bleibe in dieser Rücksicht bei seiner Aussage: sich abwendend schloß sie ihr Auge wieder.

Alle Umstehenden wandten sich nun zu Camillo und baten ihn inständig, den Bitten der Sterbenden nachzugeben und sein Herz zu erweichen, da er sie in einem solchen Zustande sähe. Eine Weile stand er ungerührt und stumm, dann sagte er zu Cintia:

„Sey gutes Muthes, meine geliebte Cintia! Nimm dieses Pulver, das dich rettet; ich verspreche dir, dich wieder so zu lieben, wie ehemals."

Durch diese Worte ganz erheitert, erhob sie ihr Haupt, nahm den Becher aus Camillo's Hand, und trank das Wasser, in

welches er das Pulver geschüttet hatte, auf einen Zug aus. Camillo gab ihr einen zärtlichen Kuß, hielt ihr auf eine anständige Art die Thorheit vor, welche sie begangen hatte, und bat sie, in Zukunft ähnliche Gefahren zu vermeiden. Seine Liebkosungen und herzliche Worte erheiterten sie über alle Maßen.

Camillo blieb nun bei seiner treuen Cintia, und da sie bald Nachricht von dem Tode ihres verwiesenen Gatten bekam, so entschädigte er sie für das Unrecht, welches er ihr angethan, und für die Angst, welche er ihr verursacht hatte, dadurch, daß er sie zu seinem Weibe nahm und in der Folge durch die zärtlichste Liebe belohnte.

8.

Frauen-Tugend.

Um die berühmte Signora Ippolita Sforza waren zu Lodeggiana in ihrem Pallaste sehr viele Edeldamen und Herrn versammelt; man sprach von mancherlei Dingen und während des Gespräches trat der liebenswürdige Annibale Mazedonio herein, und sagte, nachdem er ein wenig zugehört hatte: „Edle Damen und Herrn! Ihr sprecht hier von der Liebe und deren Begebenheiten, einem Stoffe, der täglich durch die sonderbarsten Zufälle vermehrt wird, und neulich erst durch einen wunderbaren Vorfall Zuwachs erhielt; die Geschichte hat sich in Neapel zugetragen, und mein Bruder Antonio hat

sie mir in seinem letzten Briefe mitgetheilt. Wenn ich die Gesellschaft nicht in einer nützlicheren Unterhaltung unterbreche, so will ich sie erzählen, wie sie mir geschrieben worden ist und sich zugetragen hat."

„Wie ich glaube, ist euch allen, die ihr in diesem schönen Cirkel versammelt seyd, sehr wohl bekannt, welche angenehme Lage die Stadt Neapel habe; es giebt wenige Städte in Italien, welche diese überschwengliche Quelle von Vergnügungen darbieten, wie man sie dort zu jeder Jahreszeit und in jeder Stunde finden kann; sowohl die Schönheit der Umgebung, als die der Stadt selbst freut jeden, der in ihre Nähe kommt. Die geräumigen und zierlich angelegten Landhäuser tragen viel zur Schönheit der Stadt bei; hier begegnet man lieblichen Hügeln, mit Zitronen, Zedern, Orangenwäldchen und andern der lieblichsten und duftreichsten Fruchtbäumen geschmückten fruchtbaren Thälern mit krystallhellen

Bächen, deren Ufer die schönsten in die prachtvollsten Farben gekleideten Blumen schmücken. Kurz das ganze Land ist überströmt von dem reichsten Segen der Götter; Pomona, Flora, Bachus haben allda ihre Throne aufgeschlagen, und die mildesten Zephire gaukeln um sie. Wer diese Reize des festen Landes genossen hat, setzt sich in den blumenüberhängten Kahn und läßt sich von den sanften Meereswellen dahin und dorthin schaukeln, wo er, ohne Gefahr vor Felsen und Untiefen, an den blühendsten Inselgruppen vorbeisegelt und den Duft Arabiens und beider Indien in die entzückte Seele trinkt. Ich schweige von dem tiefblauen, ewig reinen Himmel, welcher sich über dieses Paradies der Erde ausspannt, von den näher funkelnden Sternen, welche ihre Goldstrahlen in dem Meere und in dem Thaue der Blumen und in den silberhellen Seen und Bächen versenken. Was soll ich sagen von den Wun-

dem Puzzuolo's? Der Reiz dieser Gegend zieht die vornehmsten und reichsten Familien des Königreichs dahin: sie bringen den Sommer daselbst zu, und der Lust, welche sie daselbst finden, ist kein Maaß. Es ist daher natürlich, daß bei einem Zusammenfluß so vieler Menschen oft Dinge vorfallen, welche im höchsten Grade beachtungswerth sind. Hier trug sich auch diese kleine Geschichte zu, welche ich nun erzählen will, und worin eine Dame erscheint, welche den altrömischen oder auch den teutschen Frauen gleichen möchte, welche lieber den schmählichsten Tod erduldet, als ihre Ehre verloren hätten; auch wird man darin finden, daß es unter der niedrigeren Menschenklasse Exemplare gebe, deren edler Geist sie über jeden Stand erhebt und adelt:"

„Der Abbate Gesualdo, ein junger, in dem Königreiche sehr geschätzter Mann, aus einer der edelsten und ältesten Familie, lebte in Neapel, wo er in Gesellschaft an-

derer Barone und Herrn dem Vergnügen oblag und die Zeit in Spiel und Luſt hinbrachte. Eines Tages ritt er durch die Stadt ſpatzieren und erblickte ein Mädchen, welche ihm die ſchönſte und reizendſte zu ſeyn ſchien von allen, welche er je in Neapel erblickt hatte; das gierige Auge des Abbate's verſchlang ihre Reize dergeſtalt, daß er, als ſie ihm aus den Augen war, fühlte, wie er ſich ganz in des Mädchens Gewalt befände und ſein Herz unwiderſtehlich von ihren Reizen gefeſſelt ſey."

„Das Mädchen war die einzige Tochter eines Goldſchmiedes und dem Vater und der Mutter unendlich theuer. Ihr Antlitz war ſo wohlgebildet und ſchön, ihr ganzes Weſen ſo grazienhaft, daß man ſie allgemein für das ſchönſte und reizendſte Mädchen von Neapel hielt."

„Der Abbate ſah ſich von ihren Reizen wunderbar gefeſſelt; ſich von ihr abzuwenden und ſeine Gedanken auf einen an-

dern Gegenstand zu lenken, wäre eine eben so unmögliche Zumuthung gewesen, als wenn er das Meer in eine Glasflasche hätte fassen sollen. Er that darum alles möglich, bot alle Erfindungskraft seines Geistes auf und erschöpfte sich in Plänen, dem schönen Mädchen seine Gefühle zu erkennen zu geben, und einigermaßen erwiedert zu seyn."

„Er begann bald allein, bald in Gesellschaft anderer Barone und Herrn vor ihrem Hause vorbei zu reiten, wo er, wenn ihm das Glück so günstig war, seine Geliebte an den Fenstern oder sonst irgenowo zu erblicken, sich äußerst bemühte, durch Blicke ihr zu beweisen (er durfte sie nie sprechen), wie sehr sein Herz für sie eingenommen sey."

„Wenn sie an hohen Festtagen die Kirchen besuchte, so hatte der gute Abbate immer auch einige Heilige zu besuchen. Er setzte diese Besuche und Gänge nicht sehr lange fort, so bemerkte das Mädchen,

welche nicht allein schön, sondern auch klug und verschlagen war, sehr gut, an welchem Jener Gesualdo's Herz sich entzündet hatte, und welches Heiligenbild er in der Kirche anschauen mochte. Da sie aber hohen und edeln Geistes war, und ihre Ehre über alles achtete, so that sie, als habe sie gar nichts bemerkt; so daß sie dem Liebenden nie weder durch einen Blick, noch durch eine freundliche Miene u. dergl. einige Hoffnung gegeben hat. Wenn sie ihn sah, so schaute sie ihn nicht mehr und nicht weniger an, als jeden andern Fremden und that nie, als ob sie ihn kenne."

„Das kränkte den verliebten jungen Mann über alle Maßen, und er lebte wegen dieser hoffnungslosen und unerwiederten Liebe in der größten Qual. Aber man sieht ja so oft, daß da, wo sich die wenigste Hoffnung zeigt, zu dem gewünschten Ziele zu kommen, die Liebe auch am heftigsten und hartnäckigsten verharrt, und [illegible]

je mehr eine Sache verſagt iſt, deſto begehrlicher die Wünſche darnach werden; darum entzog ſich der verliebte Abbate nicht nur dem Verlangen ſeines Herzens nicht, ſondern das innere Feuer loderte von Tag zu Tage höher und mächtiger empor.

„Da Geſualdo alſo auf keine Weiſe dem ſo geliebten Mädchen nahe kommen konnte, ſo fuhr er fort, wie gewöhnlich zu leben, und indem er von Zeit zu Zeit durch die Straße ritt, in welcher ſie wohnte, hoffte er endlich ihr Herz zu erweichen; aber er hoffte ſtets vergebens. Und weil ein Liebender ſtets eifrig bemüht iſt, Nachrichten von ſeiner Geliebten zu hören, und zu wiſſen, was um ſie vorgeht; ſo ſpähte auch der Abbate ſo lang und ſo eifrig nach dem Thun und Treiben ſeines widerſpenſtigen Mädchens, daß er eines Tages mit Gewißheit hörte, wie ſie im Begriffe ſey, [illegible] ihrem Vater und ihrer Mutter in Ger-

ſell'chaft auf ein Gut zu gehen, welches ſie in der Nähe von Neapel beſaßen."

„Als der Abbate dies hörte, beſchloß er, überwältigt und verblendet von der glühenden Liebe, welche man lieber Wuth nennen ſollte, die er für das Mädchen fühlte, die ſüße Frucht der Liebe, welche mit ihrer Einſtimmung zu gewinnen er keine Hoffnung mehr vor ſich ſah, durch Gewalt zu nehmen, und das Mädchen, ohne welche er nicht leben zu können dachte, ihren armen Eltern auf der öffentlichen Straße zu rauben."

„Nachdem er dieſen Entſchluß, bei welchem er keineswegs der Gefahren dachte, die ihm aufſtoßen könnten, gefaßt hatte, ließ er ſeine Diener kommen, und theilte ihnen alles mit, was er zu thun im Sinne hatte. Als der Tag kam, an welchem das Mädchen die Stadt verlaſſen ſollte, zog auch er mit wohlbewaffneten Dienern aus Neapel und ſuchte einen Ort aus, an wel-

chem jene vorbeiziehen mußte; da erwartete er ihre Ankunft."

„Die armen Eltern gingen mit ihrer schönen Tochter zum Vergnügen auf ihr Gütchen und dachten nicht, daß sich jemand ihrem Wege entgegenstellen würde; sie nahmen den Weg, wie der schlaue Abbate es vorausgesehen hatte. Als er an dem stärkeren Klopfen seines Herzens die Annäherung seiner Geliebten wahrnahm, ermahnte er seine Leute noch einmal, ordnete alles, was sie in diesem Falle zu thun hatten und empfahl ihnen vorzüglich, seiner Geliebten nichts Leides zuzufügen."

„Es entspringt in den fruchtbaren Hügeln um Neapel ein liebliches Flüßchen, Sebeto genannt, dessen freundliche, kleine Wellen sich nicht weit von den Mauern der Stadt in zwei Theile trennen, deren einer in unterirdischen Kanälen durch die Stadt fließt, der andere aber, sich durch das fruchtbare Land ergießend, in das nahe

Meer ſtürzt. An dieſem Theile des berühmten Baches iſt eine Brücke, welche von den gemeinen Leuten die Magdalenenbrücke genannt wird. Hier traf der raſende Abbate ſeine ſchöne Geliebte, welche ganz froh und heiter mit ihren Eltern daher kam, und luſtig fortſchreitend jenen eine Strecke Wegs voran geeilt war. Es war gegen das Ende des Junius, darum die Hitze ſehr groß; dadurch und durch die Mühe des Fußgehens erſchien das Mädchen viel ſchöner als gewöhnlich. So eilte ſie die Straße entlang, ſich neugierig und froh da und dort umblickend; das blonde Haar floß aufgelöſt über den ſchneeweißen Nacken; ein zierliches Hütchen bedeckte das Köpfchen und darunter ſahen zwei leuchtende, himmliſche Augen hervor, wie Sterne am reinen Himmel zu ſtrahlen pflegen. In dem Antlitz, auf den zarten Wangen lag das lieblichſte Weiß verſchmolzen mit milder Röthe, welche durch die Wärme gehoben

das glänzende Weiß so rein hervortreten ließ, daß jeder, der sie erblickte, einen süßen, wunderlieblichen Zauber durch seine Seele ergossen fühlte."

„Der Abbate, der an nichts anderes dachte, als an das herrliche Bild und der sie nun so überaus reizend erblickte, fühlte von neuen mächtigen Begierden seine Brust entflammt; er trat vor, zog das blanke Schwerdt, und begann, sie mit Gewalt hinwegführen zu wollen. Als die Diener sahen, was ihr Herr that, schlossen sie plötzlich, die Waffen in der Hand, einen Kreis um das Mädchen; die unglücklichen Alten aber begannen laut um Hülfe zu rufen. Da zückten jene die Schwerdter gegen die Alten, um sie zum Schweigen zu bringen und die Tochter leichter von ihnen trennen und binden zu können; indessen hatte der Abbate sich des Mädchens versichert und ihr die Hände auf den Rücken gebunden." —

„Welche von euch, zarte Frauen, fühlt

nicht das tiefſte Mitleiden mit der Armen! Welche von euch fühlt nicht das weiche Herz in der keuſchen Bruſt ſtärker klopfen und ſich zitternd heben? — Mir erſtirbt das Wort auf der Lippe, und die Kraft ſchwindet, den Verfolg der Sache zu melden; ſo ſehr durchdringt mich der Schmerz über das Unglück des alten Vaters, der hülfloſen Mutter, des armen Mädchens!"

„Doch ich faſſe mich ſo gut als es in meinen Kräften ſteht. Ich übergehe die Schilderung der Angſt, welche die Unglücklichen empfanden, als ſie ſich von ſo vielen blitzenden Schwerdtern umgeben und bedroht ſahen. Denkt euch, liebe Frauen, an die Stelle der Armen, und in ihre ſchreckliche Noth. Gewiß, ihr würdet euch nicht zu helfen wiſſen, und euer Wohl in die Hände des Himmels geben."

„Nicht ſo unſere Heldin! Verſchüchtert ſtand ſie zwar, als ſie den Abbate auf ſie zueilen, und die Andern in wilder Haſt

ihre Eltern umringen sah; sie wußte, daß sie die einzige Ursache dieses stürmischen Anfalles sey: tausend Gedanken flogen in einem Augenblicke durch ihre Seele — endlich gefaßt, mit einem höhern, edlern und kühnern Muthe, als er sonst in so niederm Stamme und Blut gefunden zu werden pflegt, wandte sie sich freundlichen Gesichtes zu dem Abbate, und sagte beinahe lächelnd:

„Herr Abbate, gieb mir das nackte Schwerdt, das du in deiner Hand hast, damit ich auf einen Hieb dich, meinen Herrn, und mich selbst an diesem eifersüchtigen Vater räche, welcher allein Ursache ist, daß ich dir nie die Liebe, welche du für mich fühlest, erwiedern konnte. Stets hat er mich mit seinen ekelhaften Ermahnungen verfolgt und nie mich mit Predigten verschont. Du darfst versichert seyn, daß, wenn er nicht gewesen wäre, meine Mutter und ich zu deinen Gunsten gehandelt hätten, und

deinem Befehle gehorsam nachgekommen wären.“ —

„Der alte Vater begann nun seine Tochter zu schimpfen und ihr die schändlichsten Namen zu geben; der leichtgläubige Verliebte aber fühlte, durch jene Worte in Staunen und Verwunderung versetzt, eine unbeschreibliche Freude, hielt alles für sichere und unzweifelhafte Wahrheit, und gab das entblößte Schwerdt in die weiche, lilienweiße Hand des Mädchens.“

„Sobald diese die so sehr ersehnte Waffe in ihrer Hand sah, wandte sie sich, von Muth und Zuversicht entflammt zu dem Abbate, der vor Freude außer sich war, und sagte glühend: Abbate, nun ziehe dich zurück und wage es nicht, mir nahe zu kommen, denn ich werde mich und die Meinigen ohne jede Rücksicht schützen und vertheidigen. Sie nahte nun ihrem Vater, der bitterlich weinte, und sagte, das Schwerdt schwingend, als habe sie sich Jahre lang im

Hauen geübt: O mein theurer Vater! Laß uns, du mit dem Dolche, den du an deiner Seite trägst, ich mit diesem errungenen Schwerdte, bis auf den letzten Blutstropfen gegen diese Räuber unserer Ehre vertheidigen, und eher das Leben hingeben, als dulden, daß diese uns schänden. — Die war, wie die Mädchen zu thun pflegen, wenn sie ausserhalb der Stadt wandeln, ein wenig aufgeschürzt, und konnte sich darum freier bewegen; sie schickte sich an, jedem, der ihr nahen wollte, muthig die Spitze zu bieten."

„Als der Abbate sah, daß er sich so schmählich von einem Mädchen habe betrügen, und sein Schwerdt abnehmen lassen, befahl er, besiegt von der größten Scham, seinen Dienern, dem Mädchen das Schwerdt abzunehmen."

„Glaubt ihr, liebe Frauen, daß das schöne Mädchen, von allen Seiten angegriffen, im geringsten erschrocken wäre, und die

Waffe ohne Widerstand hergegeben hätte? Glaubt ihr, daß sie sinnlos und ohne Muth in einer schändlichen Flucht Hülfe gesucht habe? — Nein, sie setzte sich den Dienern, welche ihr das Schwerdt nehmen wollten, mit aller möglichen Kraft und Anstrengung entgegen, und kehrte bald dahin, bald dorthin, zum Erstaunen aller derer, welche diesem rührenden Schauspiele beiwohnten, das blitzende Schwerdt und vertheidigte sich wild gegen den Andrang ihrer Feinde. Es schien recht eigentlich, als hätte sie an der Brust einer Amazone gelegen, oder wäre mit jener Latinischen Jungfrau erzogen worden, welche den Trojanern in Italien so sehr schadete — so tapfer und muthvoll vertheidigte sie sich."

„Die unglücklichen Eltern unterstützten, so gut sie konnten, ihr muthvolles Kind. Was vermochten aber zwei furchtsame und schwache Alte und ein Mädchen gegen zehn oder zwölf der rüstigsten jungen Leute, welche überdies noch gut bewaffnet waren?

Kein Zweifel, daß das Mädchen, wenn der Abbate alle Gewalt gegen sie angewendet hätte, welche ihm zu Gebote stand, in seine Gewalt gekommen wäre! Er wollte ihr aber nichts zu leid thun lassen, und sie sich nicht in seinen Willen ergeben; man schlug das unschuldige Kind; ihre armen Eltern sanken verwundet auf den Boden nieder. Als das Mädchen solches sah und bedachte, daß sie endlich zu ihrem größten Leidwesen doch würde gefangen werden, so entschloß sie sich, unterstützt von ihrem mehr als weiblichen Muthe, diese angethane Unbill an dem Abbate auf irgend eine Art zu rächen. Sie that daher, als wolle sie sich in den Willen des Abbate's ergeben, näherte sich ihm und gab ihm mit aller Kraft ihres Arms einen Hieb mitten über das Gesicht; das Schicksal war ihr hier sehr günstig, denn der Hieb war über die Wangen durch die Nase des Liebhabers gegangen und hatte ihn schwer verwundet, weswegen er ohne Be-

ſinnung da lag. In dem Augenblicke, als ſie ihm den Hieb beigebracht hatte, empfahl ſie ſich ihrem Gott, und warf ſich, ein weiblicher Horatius Cocles, in die hellen und reißenden Wogen des Sebeto, lieber den ſchrecklichſten Tod im Waſſer wählend, als den Verluſt ihrer Jungfrauſchaft ertragend. Der ſchöne Fluß war ihr gewogen; er führte ſie mit ſich fort und die Kleider halfen ihr, ſich über den Wellen zu erhalten.“

„Der Lärm des Kampfes und das Geſchrei der Verwundeten hatte viele herbeigeführt, welche das ſchreckliche Schauſpiel ſahen; einige von ihnen, die ſchwimmen konnten, warfen ſich in das Waſſer, und brachten das Mädchen halb todt ans Ufer.“

„Der Abbate, der ſich bei weitem in ſeinen Wünſchen betrogen, und das Mädchen entſprungen, die alten Leute aber geſchlagen und verwundet ſah, hielt es nicht für rathſam, mit ſeinem Hiebe über dem

Gesicht in die Stadt zurückzukehren; er begab sich auf seine Schlösser."

„Man fand die verwundeten Alten und brachte sie mit dem Mädchen nach Neapel, wo alle, die die Geschichte erfuhren, den Abbate sehr tadelten und das Mädchen über alle Maßen lobten. Wahrlich, sie hatte alle Lobeserhebungen, welche man den edelsten und keuschesten Frauen ertheilen kann, verdient, um so mehr verdient, als in unsern so verdorbenen Zeiten eine Seelengröße dieser Art etwas Unerhörtes zu nennen ist."

So endete Annibale, und man las auf jedem Antlitz die lebhafteste Rührung und die größte Freude über den Heldenmuth und die Rettung des schönen Mädchens.

9.

Die Getäuschten.

Zu Venedig, einer der reichſten Städte und vor allen andern ausgezeichnet durch die Menge der ſchönſten und liebreichſten Mädchen und Frauen, die man daſelbſt findet, lebten zur Zeit des Franzesko Foskari zwei junge Edelleute, — wir nennen ſie Pippo und Valerio — welche ſich gegenſeitig äußerſt haßten, und unverſöhnlich in trotzigem Stolze einander gegenüber ſtanden.

Der Zufall wollte, daß Beide zu gleicher Zeit ſich vermählten; ja, er trieb ſein Spiel ſo weit, daß er ihnen zwei der ſchönſten und edelſten Jungfrauen Venedigs zuführte, welche an der Bruſt Einer Amme

gesegen, und sich von Jugend auf in so zärtlicher Liebe umfaßt hatten, daß in den zwei schönen Seelenhüllen nur Eine Seele zu wohnen schien, und sie jedermann für ein liebendes Geschwisterpaar gehalten hätte.

Valerio's junge Gattin hieß Isotta, die des Pippo Luzia. Beide stammten, wie schon gesagt, aus den vornehmsten Geschlechtern unserer Stadt.

Erst nach der Hochzeit der beiden Frauen erfuhren sie, welche Feindschaft zwischen ihren Gatten herrsche, und betrübten sich sehr darüber, denn es schien ihnen mehr als unerträglich, ihr freundschaftliches Verhältniß aufzugeben, da ihnen ihre gegenseitige Freundschaft seit den frühesten Jahren die schönsten Kränze in das Leben gewunden, und ein stetes Zusammensein zur Gewohnheit gemacht hatte.

Weil sie aber klug und bescheiden in ihren Wünschen waren und sich ihren Gatten nicht widersetzlich zeigen wollten, be-

schlossen sie, ihre gewohnte Vertraulichkeit und liebevolle Freundschaft im Stillen zu nähren, und nur in schicklichen Zeiten und Oertern sich zusammen zu finden.

Das Schicksal war ihnen hierin überaus günstig; denn die Palläste der zwei schönen Frauen waren sich nicht nur sehr nahe, sondern sie stießen an einander, und an der Hinterseite eines jeden war ein Gärtlein, und diese Gärtlein waren nur durch einen niedern Zaun getrennt, so daß sie sich jeden Tag sehen und oft miteinander sprechen konnten Ueberdies waren die Leute aus den beiden Häusern sich sehr zugethan, und pflegten, wenn sie von ihren Herrn nicht gesehen wurden, großer Vertraulichkeit unter einander.

Das war unsern schönen Freundinnen sehr angenehm, denn sie konnten sich so, wenn ihre Gatten abwesend waren, nach Gefallen in den Gärten sehen, und aller der Freuden genießen, welche die innige

Verbindung ſchöner Seelen gewährt. Keine Frage, daß ſie ſich ſehr oft ſahen.

In dieſem Zuſtande verſchwanden drei Jahre, ohne daß aus der ehelichen Verbindung der beiden Theile eine ſüße Frucht erſproſſen wäre.

Valerio hatte mittler Weile vielmal die reizende Schönheit der jungen Luzia geſehen, und ſich ſo heftig in das blühende Weibchen verliebt, daß er keinen Tag leben zu können glaubte, an welchem er ſie nicht geſehen hatte.

Etwas dieſer Art merkt ein junges Weib alsbald; Luzia war klug und fein und Valerio's Liebäugeln ließ ihn bald ſeine Wünſche errathen. Sie liebte ihn weder, noch that ſie, als ob er ihr ganz gleichgültig ſei; vielmehr ſchien ſie zwiſchen Beidem zu ſchwanken, um deſto beſſer auszuſpähen, wohin dieſes Liebäugeln führen ſolle. Ja es war, als ſähe ſie ihn nach und nach lieber, als vorher.

Auf der andern Seite hatten die feinen Sitten, die Bescheidenheit und einnehmende Huld Isotta's Pippo's Herz so sehr in Anspruch genommen, als dies nur bei einem Liebhaber von lebhaftem Gefühl der Fall sein kann.

Da er ohne ihren süßen Anblick nicht leben konnte, so mochte Isotta, die fein und verschlagen war, diese neue Liebe recht gut gewahren.

Da sie ihren Gatten sehr liebte, und überhaupt äußerst sittsam war, so zeigte sie sich gegen Pippo nicht freundlicher, als sie gegen jeden Venezianer oder Fremden, der sie sah und ihr unbekannt war, zu thun pflegte. Sein Herz aber entzündete sich von Stunde zu Stunde mehr; wie jedem, dessen Brust die Pfeile der Liebe getroffen, war auch ihm die Freiheit verloren, und er konnte auf nichts anderes, als die Geliebte, den Sinn wenden.

Die beiden Freundinnen waren gewöhnt,

jeden Tag und fast gemeiniglich in der Kirche von San Fantino Messe zu hören; gewöhnlich gingen sie nicht weit von einander und die zwei Verliebten waren immer in ihrer Nähe, so daß man sie die Eifersüchtigen nannte: man kann sich aber denken, warum sie es thaten *).

Unsere zwei schönen Frauen entschlossen sich endlich, einander von ihren feinen Eroberungen zu benachrichtigen, damit nicht

---

*) Cercavano l'un l'altro senza barca mandar in cornovaglia. Der Spaß, den hier Bandello macht, ist doch ein wenig gemein, fast albern; so wie überhaupt der fleißige und verdienstvolle Verfasser der Beiträge zur Geschichte der romantischen Poesie (Dr. B. Schmitt. Berlin, 1818.) Recht hat, wenn er unserm Novellisten eine zuweilen unverzeihliche Vernachlässigung seines schönen Talentes zum Vorwurfe macht. Vergl. S. 47 des angeführten Werkes.

in der Folge etwas einträfe, das ihre Freundſchaft beeinträchtige.

So fanden ſie ſich eines Tages, als keiner ihrer Gatten zu Hauſe war, um miteinander zu ſprechen. So wie ſie ſich erblickten, brachen ſie beide zugleich in ein lautes Lachen aus, und nach den gewöhnlichen, liebevollen Begrüßungen, ſagte Luzia:

O ſüße Freundin, du weißt noch nicht, daß ich dir die köſtlichſte Geſchichte, welche ſich je zugetragen, von deinem Herrn Gemahl zu erzählen habe!

„Und ich — fiel ihr Iſotta alsbald in das Wort — will dir etwas von dem deinigen verkünden, worüber du erſtaunen, ja vielleicht gar dich ſehr erzürnen wirſt.“

„Und was? was iſt's? Eile!“ — ſagte eine zu der andern, bis beide denn endlich wußten, was die ſeinen Herrn von ihnen wollten.

Obgleich unzufrieden über ihre Ehe-

männer, begannen sie doch über die Geschichte herzlich zu lachen. Jede von ihnen glaubte, und nicht mit Unrecht, daß ihr Gemahl sich mit ihr begnügen und zufrieden sein könne; sie begannen, ihre Männer zu tadeln, und sagten, sie verdienten wohl mit dem bekannten Schmuck beehrt zu werden, wenn ihre Frauen ihnen gleich wären.

Nach mancherlei Gesprächen der Sache wegen kamen sie darin überein, daß es wohlgetan sein möchte, acht zu geben, was ihre Gebieter ferner beginnen würden.

Nachdem sie alles verabredet hatten, was ihnen zweckdienlich schien, und es ausgemacht war, daß sie sich jeden Tag von den Vorfällen, die statt fänden, Nachricht geben wollten, sollte ihre erste Sorge dahin gehen, ihre Liebster mit den süßesten und freundlichsten Blicken zu kirren, und ihnen die Hoffnung zu geben, daß sie wohl noch Befriedigung ihrer Wünsche erlangen könnten. —

Wenn ſie nun in der Folge ihre Anbeter zu San Fantino oder ſonſt in Venedig ſahen, bewieſen ſie ſich freundlich und zuvorkommend gegen ſie und lächelten ihnen huldvoll zu.

Die Herrn triumphirten, als ſie dieſe liebreichen Blicke und Mienen ſahen, und weil ſie keine Gelegenheit finden konnten, die geliebten Weſen zu ſprechen, ſo fanden ſie ſich gezwungen, ihre Zuflucht zu Briefen zu nehmen.

Der Liebesboten giebt es in unſerer Stadt, wie ihr wißt, eine Menge. Die Verliebten fanden ſolche, und es ſchrieb nun jeder einen Brief, deſſen Hauptinhalt war, daß jeder ſich unendlich ſehne, mit ſeiner Geliebten zu einer geheimen Unterredung zuſammen zu kommen. Schon nach einigen Tagen ſendeten ſie die Briefe zu ihrer Beſtimmung.

Die liſtigen Frauen nahmen die Süßbriefchen an, und zeigten ſich der Verab-

redung gemäß, im Anfang ein wenig spröde und unzugänglich; dann verfaßten sie ihre Antworten so, daß sie eher Hoffnung als das Gegentheil einflößen konnten.

Sie hatten die Briefe einander gezeigt und sich sehr daran belustigt. Und da sie glauben zu dürfen schienen, ihr Anschlag werde gelingen, so bedurfte jede den Brief ihres Gatten; dann kamen sie überein, ihre Ehemänner auf eine sinnreiche Weise zu prellen. Hört, wie sie es anfingen.

Es ward beschlossen, jede von ihnen sollte, wenn sie sich genug habe bitten lassen, ihrem Geliebten kund thun, sie sei bereit, ihm zu Gefallen zu sein, so oft sich die Sache auf eine geheime Weise veranstalten lasse — auf daß es niemand erfahre — und der Geliebte sich in Abwesenheit des Gatten einfinden wolle; die Zeit ihrer Zusammenkünfte sollte aber stets die Nacht sein, damit sie von niemanden gesehen würden.

Auf der andern Seite hatten die schelmischen Frauen es durch Hülfe ihrer Kammermädchen so eingerichtet, — denn diese mußten mit der begonnenen Komödie bekannt gemacht werden — daß an der Gartenthüre der Paläste jede der Frauen in den Pallast der andern gehen und sich dort in dem bestimmten Gemache ohne Licht einschließen dürfe, um so auf den Gatten zu warten; keine sollte sich auf irgend eine Weise sehen lassen oder zu erkennen geben.

Wie nun alles so verabredet und angeordnet war, ließ Madonna Luzia zuerst ihrem Geliebten sagen, er möge die folgende Nacht gegen eilf Uhr an der äußern Thüre des Pallastes sich einfinden; er werde sie offen finden und von dem Kammermädchen in das Haus und in ihr Gemach geführt werden; ihr Gatte Pippo gehe in jener Nacht in einer Barke nach Padua; sollte derselbe aber seine Reise aufschieben, so werde sie ihn davon benachrichtigen.

Daſſelbe ließ Iſotta dem Herrn Pippo ſagen, nur beſtellte ſie ihn eine Stunde ſpäter, vorgebend, das ſei die ſchicklichſte Zeit, da ihr Gatte Valerio außerhalb des Hauſes zu Nacht eſſen und zu Murano ſchlafen werde.

Dieſe Nachrichten ſetzten unſere zwei Liebhaber in die heiterſte Laune; die Schadenfreude eines jeden, den andern zu hintergehen, miſchte ſich in die Wonne der bevorſtehenden Zuſammenkunft, und die ſüße Erwartung ſpielte ſo bezaubernd um ihre Sinne, daß ſie den Tag für eine Ewigkeit hielten, und der Nacht mit Ungeduld entgegen ſahen.

Endlich erſchien der von allen ſo ſehnlich erwartete Abend.

Die beglückten Liebhaber gaben ihren Frauen zu verſtehen, daß ſie dieſe Nacht wegen Sachen von großer Wichtigkeit nicht zu Hauſe ſein könnten.

Die Frauen ſahen, daß ein günſtiger

Wind ihre Segel ſchwelle, und ſtellten ſich, als glaubten ſie alles.

Jeder der jungen Männer beſtieg nun ſeine Gondel, um ſo, nachdem ſie in verſchiedenen Kaffeehäuſern zu Nacht gegeſſen, auf den Kanälen der Stadt umher zu fahren, bis die beſtimmte Stunde ſie zu der ſüßen Freundin geleite.

Die Frauen trafen ſich nach zehn Uhr in dem Garten, und nachdem ſie eine Weile mit einander geplaudert und gelacht, ging jede von ihnen in das Haus der Andern und ließ ſich von den Kammermädchen in das Gemach führen.

Sie begannen in den Gemächern bei hellem Kerzenſchein deren Lage und innere Einrichtung genau zu betrachten, und ſich ſorgfältig einzuprägen. Hierauf wurden die Kerzen ausgelöſcht und Beide erwarteten, nicht ohne leiſes Beben, die Ankunft ihrer Gatten.

Und ſo bemerkte das Mädchen der ſchö-

nen Luzia um eilf Uhr Valerio's Ankunft: ſie hatte ſeiner an der Thüre geharrt, und führte ihn fröhlich in das Haus, in das Gemach und bis an das Bett.

Da war es dunkel, wie in einer unterirdiſchen Höhle, damit die ſchöne Herrin nicht erkannt werden möchte. Dieſes war jedoch nicht leicht zu furchten, denn die Geſtalt und Sprache der beiden Frauen war ſich ſo ähnlich, daß die Täuſchung gelingen mußte.

Der gute Valerio wurde von der Donna liebreich empfangen; er hielt, in dem Wahne, Pippo's Gattin in den Armen zu halten, ſeine eigene Gemahlin innig umfaßt, drückte tauſend ſüße Küſſe auf die ſchwellende Lippe der Holden und fand des wollüſtigen Taumels kein Ende.

Auch Pippo erſchien um zwölf Uhr der Nacht, wurde von dem Kammermädchen in das Gemach geführt und war mit

ſeiner Bettgenoſſin zufriedener, als — ſie mit ihm.

Die zwei jungen Männer, in der Meinung, ihre Geliebten in dem Arme zu haben, wollten ſich als wackere Ritter zeigen, und liebkoſten ihre Frauen auf eine ſo herzliche und ungewöhnliche Weiſe, daß beiden Frauen aus den Umarmungen dieſer Nacht, wie die Folge zeigte, zwei ſehr ſchöne Kinder männlichen Geſchlechtes erblühten, worüber ſie denn, da ihre Ehe bisher kinderlos war, die größte Freude fühlten.

Es vergingen nur wenige Wochen, an denen ſich die zwei Paare nicht auf dieſe Art zuſammen fanden; die Männer gewahrten niemals, daß ſie zum Beſten gehalten wurden; ja, ſie hatten nicht einmal den geringſten Verdacht, und konnten nie auf einen ſolchen gerathen, da man nie eine Kerze in den Gemächern anzündete und die Frauen ſtets Entſchuldigungen fanden, wenn

ihre Liebhaber eine Zuſammenkunft bei Tag verſchlugen.

Als die ſchönen und treuen Freundinnen ſich nun auf dieſe Weiſe geſchwängert fühlten, dachten ſie darauf, den heimlichen Liebeshandel aufzuheben, fürchtend, es möchte ein Zufall ihr ſchönes Geheimniß enthüllen und die Feindſchaft ihrer Eheherrn auf einen noch höhern Grad treiben.

Als ſie eben über dieſen Gegenſtand nachſannen, begab ſich etwas, das ohne ihr Zuthun einen Weg zeigte, die Täuſchungen aufzuheben; doch geſchah es nicht auf eine von ihnen erwünſchte Art.

An derſelben Seite des Kanals, nicht weit von ihren Palläſten, wohnte eine kaum zwanzigjährige, reiche und wunderſchöne Wittwe, mit Namen Gismonda. In dieſe war Aloiſe Foskari, des Dogen Neffe, über die Maßen verliebt, und gab ſich alle Mühe, ſie zur Gattin zu erhalten.

Er war jeden Tag auf dem Kanal vor

den Fenſtern ihres Pallaſtes zu ſehen und wußte es endlich durch Bitten, Schmeicheln u. dergl. dahin zu bringen, daß ſie einwilligte, ihm in einer Nacht von einem Fenſter aus, das auf ein enges Gäßlein ging, Gehör zu geben.

Aloiſe frohlockte, als der Bothe, denn er ſelbſt hatte die ſchöne Gismonda noch nie geſprochen, dieſe fröhliche Nachricht brachte. Als die Nacht kam, ging er mit einer Strickleiter (das Fenſter war ſehr hoch) ganz allein an das bezeichnete Fenſter.

Da angekommen, gab er das verabredete Zeichen und harrte, bis ſeine Herrin, wie beſprochen, einen Faden herablaſſe, um die Leiter daran in die Höhe zu ziehen? das geſchah alsbald. Als die ſchöne Gismonda das Ende der Leiter in der Hand hatte, befeſtigte ſie daſſelbe an — ich weiß nicht, was — und gab dem Geliebten ein Zeichen, herauf zu ſteigen. Die Liebe machte ihn kühn und er ſtieg beherzt die

ſchwache Leiter hinan; ſchon war er beinahe am Fenſter; ſchon glaubte er, die Geliebte, welche dort ſeiner mit Angſt und Beben wartete, zu umarmen, als er, der nöthigen Sorgſamkeit um der ſchönen Gismonda willen vergeſſend, rücklings herunter ſtürzte, ohne im Stande zu ſein, ſich an der Leiter feſtzuhalten, welches er drei oder viermal verſuchte. Doch half dieſes ſo viel, daß er ſich den Kopf nicht an den Pflaſterſteinen zerſchmetterte: er hatte eine tiefe Wunde im Schädel, und blutete ſehr.

Wie groß aber auch ſein Schmerz war, ſo war ſeine Liebe noch viel größer; er richtete ſogleich ſein Haupt auf, um kein Blut auf dieſe Stelle träufeln zu laſſen und ſo den guten Ruf ſeiner geliebten Herrin zu ſchänden, und ſchleppte ſich unter unerhörten Qualen bis zu den Palläſten des Pippo und Valeris.

Er konnte jetzt nicht mehr weiter, ward ohnmächtig und ſank für todt nieder.

Die ſchöne Gismonda war anfangs bei dem Falle in der größten Angſt; als ſie ihn aber ſich entfernen ſah, erholte ſie ſich, zog die Leiter in das Gemach, und legte ſich zur Ruhe.

Als Aloiſe Foskari ſo in ſeinem Blute lag, kam ein Sbirrenhauptmann mit ſeinen Leuten dahin, erkannte ihn und glaubte ſicher, er ſei todt; er befahl, ihn in eine Kirche zu bringen, welches auch ſogleich geſchah. Weil er ihn aber an dieſer Stelle gefunden, hielt er Valerio oder Pippo für deſſen Mörder, theilte ſeine Leute und ließ ſie die beiden Häuſer durchſuchen. Das Schickſal wollte es, daß ſie wegen Nachläſſigkeit der Kammermädchen beide Häuſer offen fanden: die Eheherrn hatten eben heute wieder die Schlafgemächer vertauſcht.

Sobald die Frauen den Lärm in den Häuſern hörten, ſprangen ſie auf, hüllten ſich in ihre Mäntel, kamen ungeſehen durch die Gärten in ihre Paläſte, und

harrten zitternd der Dinge, die da kommen ſollten.

Valerio und Pippo, welche in der Dunkelheit umhertappten, wurden von den Sbirren einer in des andern Gemach ergriffen und feſtgehalten.

Der Hauptmann wunderte ſich über dieſen Umſtand nicht wenig, da er die Feindſchaft der jungen Männer kannte.

Dieſe wunderten ſich aber am meiſten, als ſie ſahen, daß einer aus des andern Hauſe beinahe nackt gebracht und gefangen war. Dem Erſtaunen folgte der höchſte Grad des Zornes, ſowohl gegen einander als gegen ihre unſchuldigen Frauen.

Man brachte ſie, des Mordes beſchuldigt, in ein dunkles Gefängniß. Anfangs ſprachen ſie kein Wort mit einander — endlich, denn gleiches Unglück verbindet die Herzen am leichteſten — begannen ſie, ſich zu beſprechen, ſchwuren ſich ſogar die heiligſten Eide, der Wahrheit gemäß zu ſa-

gen, auf welche Weiſe einer in des Andern Gemach gefangen worden, worauf ſie ſich freudig bekannten, wie einer von des Andern Gattin Beſitz genommen hatte.

Sie hielten jetzt ihre Frauen für die ehrloſeſten Geſchöpfe in ganz Venedig, vergaßen ihres alten Grolles und ſchwuren ſich ewige Freundſchaft. Da es ihnen nun ſchien, als dürften ſie ſich nie wieder öffentlich in Venedig zeigen, und dieſer groſſe Schimpf, welchen ſie von ihren Frauen erlitten zu haben glaubten, ſie in die gröſte Verzweiflung ſtürzte; ſo gedachten ſie auf einmal Scham, Schande und Leben zu endigen. Sie beſchloſſen daher, ein Märchen zu erdichten und ſich für Foskari's Mörder anzugeben, und warteten mit Ungeduld auf ihr Verhör.

Aloiſe Foskari war, wie geſagt, in eine Kirche gebracht und der Sorge des Kaplans übergeben worden. Dieſer ließ die Bahre mit dem Todtgeglaubten in der

Mitte der Kirche aufstellen, schickte die Leute fort, zündete mehrere Kerzen an und wollte eben auch hinweggehen, um noch ein wenig zu schlafen. Da sah er, daß der Körper sich bewegen und das Auge sich öffnen wolle. Anfangs gedachte er Fersengeld zu geben und zu schreien; faßte sich aber Muth, legte die Hand auf Foskari's Herz und fühlte das leise Klopfen desselben. Er rief eiligst einige Kirchendiener und ließ ihn in ein nahes Gemach bringen. Ein Wundarzt erschien, untersuchte die Wunde, gab Hoffnung, verband den Kopf und siehe, der Todtgeglaubte kam wieder völlig zu sich. Man unterrichtete ihn, wo er sei, und bat ihn, sich ruhig zu verhalten.

Am kommenden Morgen suchte der Kaplan den Sbirrenhauptmann auf, um ihm die erfreuliche Nachricht von Foskari's Leben zu bringen. Dieser war eben in den Palast von St. Markus gegangen, den Herren zu sprechen; der Kaplan eilte auch

dahin und erfreute den Alten ſehr durch ſeinen tröſtlichen Bericht. Der Fürſt ſchickte alsbald einen ſeiner erſten Beamten mit zweien der beſten Wundärzte zu dem Kranken. Er war eben aufgewacht aus einem ſtärkenden Schlummer. Man unterſuchte die Wunde und der Beamte fragte um den Vorfall, da es deutlich war, daß die Verletzung von keinem Hiebe oder Schlage kam. Aloiſe bedachte ſich gar nicht, ſondern ſagte die Höhe des Fenſters, von welchem er herabgefallen war. Aber er hatte kaum den Namen Gismonda ausgeſprochen, als er über alle Maßen erſchrak und gern tauſend Leben geopfert hätte, wenn es möglich geweſen wäre, den Namen zurückzunehmen. Der Beamte fragte nun, was er in der Nacht in dem Hauſe und an dem Fenſter der Wittwe geſucht habe. Das Anſehen des Fragenden heiſchte Antwort. Foskari war ſchnell gefaßt: hatte ſeine Zunge geſündigt, ſo ſollte ſein Körper da-

für büßen: er wollte lieber Leben und Ehre in die Hand der Gerechtigkeit überliefern, als die Ehre seiner Herrin, die ihm über Alles theuer war, im geringsten beflecken. Er sprach daher:

„Ich sagte schon, daß ich von dem Fenster der schönen Gismonda Mora herabfiel. Ich dachte, diese junge, reizende Wittwe, welche ohne männlichen Schutz in dem Pallaste wohnt, zu bestehlen, denn sie ist reich an Gold und Juwelen; ich wußte eine Leiter an dem Fenster zu befestigen und war entschlossen, jeden niederzustoßen, der sich mir in den Weg setzte. Zu meinem Unglück riß die Leiter, die nicht gut befestigt war, ich nahm die Stricke und wollte nach Hause, wärd aber auf dem Wege, ich weiß nicht wo? ohnmächtig."

Maripetro — des Beamten Name — erstaunte sehr über dieses Geständniß und bemerkte sich, denn es waren viele Leute in dem Zimmer, welche alles mit angehört

hatten. Er ſagte: „Deine Thorheit war ſehr groß, Aloiſe! Ich bin es dem Geſetze und meiner Ehre ſchuldig, dich bewachen zu laſſen!“ Er ließ ihn daher unter guter Aufſicht zurück und begab ſich in den Rath der Zehn; die Räthe waren eben verſammelt und er trug den Fall vor. Der Präſident lobte Maripetro's Verfahren und befahl, Foskari ſtreng zu bewachen. Man ſprach nun auch von Pippo und Valerio, die man faſt nackt einen in des Andern Gemach gefunden hatte, verſchob aber ihr Verhör auf ein andermal, da jetzt wichtigere Geſchäfte abzuthun waren. Der Fürſt war ſelbſt im Rathe und ſprach am ſtrengſten gegen ſeinen Neffen, obſchon ihm die Sache unglaublich ſchien, da ſein Neffe ein reicher und wohlerzogener junger Mann war. Er überlegte die Sache eifrig und erfuhr durch einen Freund des jungen Foskari, der ihn heimlich ſprach, den wahren Zuſammenhang der Dinge.

Als man andererseits Pippo und Valerio endlich verhörte, bekannten sie, sie hätten den Aloise Foskari oft in unziemlichen Stunden vor ihren Häusern vorbeigehen sehen, und ihn durch Zufall in einer und derselben Nacht, daselbst gefunden, worauf sie, in der sichern Meinung, er sei ihrer Frauen wegen gekommen, aus ihren Häusern gestellt, ihn in ihre Mitte genommen und ermordet hätten. Wegen der Verwechselung der Schlafgemächer hatten sie ein nicht sehr gut erfundenes Mährchen vorgebracht und sich in dem Verhöre widersprochen.

Der Fürst hörte alle diese Dinge und war vor Erstaunen fast außer sich; er wußte nicht, alles dieses zusammen zu reimen. Als sich nun der Rath der Zehn wieder versammelt und das Obengemeldete vorgetragen war, sagte der weise Fürst: „Meine Herrn, es ist da eine Sache zu verhandeln, von der es vielleicht nie ein Beispiel gab.

Es liegen zwei Klagen da vor uns, deren Entſcheidungspunkt ſchwer auszumitteln ſein möchte. Valerio Barbadico und Pippo Bembo, welche eine ewige Feindſchaft ſchied, die ſie von ihren Vätern gleichſam als Erbtheil erhielten, ſind von unſern Gerichtsdienern beinahe nackt einer in des Andern Gemach gefangen genommen worden, und haben ungezwungen auf die einfache Frage unſeres Gerichtes bekannt, ſie ſeien unſeres Neffen Mörder, indeß dieſer noch lebt, und weder von ihnen noch andern verwundet worden. Ferner: Unſer Neffe ſagt aus, er habe Madonna Sigmonda Mora beſtehlen und jeden niedermachen wollen, der ſich ihm in den Weg ſetzte, und ſei von der Leiter gefallen. Er hatte aber, als man ihn fand, weder eine Leiter noch die geringſte Waffe bei ſich, woraus zu ſchließen, daß ſich die Sache anders verhalte. Es dürfte in dieſen ſonderbaren Fällen die Mäßigung des Rechtes eher, als

deſſen Strenge eintreten. Und damit euch meine Worte nicht grundlos ſcheinen, ſo hört, was ich euch ſage: Jene zwei tödtlichen Feinde bekennen, was auf keine Weiſe wahr ſein kann, da Foskari lebt und nicht verwundet iſt. Wer weiß nun, ob nicht die Scham, ſo gefangen worden zu ſein und ſolche Gattinnen zu haben, ſie das Leben verachten und den Tod erſehnen läßt? Eine genaue Unterſuchung iſt daher um ſo nothwendiger, als ihre Ausſage nicht einmal wahrſcheinlich iſt. Auf der andern Seite bekennt ſich unſer Neffe ſelbſt als Dieb und geſteht darüber, er ſei mit dem Vorſatze des Mordes an das fremde Haus gegangen. Unter dieſen Kräutern liegt, meiner Meinung nach, eine andere Schlange, als man glaubt. Er beging nie dergleichen Streiche, und iſt ſo reich, daß er nicht nöthig hat, jemanden zu berauben. In der That ſind ſeine Räubereien anderer Art, als er ausſagt. Es würde uns daher

lieb ſein, wenn ihr, meine Herrn, das Erforſchen dieſer Verhältniſſe uns überlaſſen wolltet. Wir werden es nicht an Sorgfalt und rechtlicher Strenge fehlen laſſen und den Endausſpruch der Sache euch überlaſſen."

Dieſe Worte des weiſen Fürſten gefielen dem Rathe ſehr, man beſchloß, ihm nicht allein die Unterſuchung, ſondern auch das Endurtheil zu überlaſſen.

Der alte Foskari kannte die Geſchichte ſeines Neffen ſchon, und war daher auf nichts mehr bedacht, als den Grund zu erforſchen, warum Valerio und Pippo ſich ſo thöricht einer Sache anklagen konnten, welche ſie gar nicht begangen hatten.

Unter dieſen Unterſuchungen waren manche Tage verfloſſen und ſein Neffe war beinahe ganz hergeſtellt; er hätte umher wandeln können, wenn er frei geweſen wäre: er glaubte, die Sache der zwei gefangenen Edelleute hinlänglich unterſucht

zu haben, und theilte dem Rathe der Zehn alles mit. Nachdem er nun auf eine gute Weise in ganz Venedig hatte ausſprengen laſſen, wie Valerio und Pippo zwiſchen den zwei Säulen geköpft, Aloiſe aber gehangen werden ſollte, beobachtete er, was die Frauen beginnen würden.

Als man in Venedig davon unterrichtet war, ſprach man manchfach in der Stadt darüber, und es war der Stoff aller öffentlichen und Privat-Unterhaltungen. Die drei Verurtheilten waren aus angeſehenen Familien; daher Verwandte und Freunde Wege zu ihrer Befreiung zu ſuchen begannen. Als man aber von den Geſtändniſſen, die ſie abgelegt hatten, hörte, und das Gerücht, wie gewöhnlich, die Sache vermehrte, ſo daß man dem Foskari viele Diebſtahle zur Schuld legte; fand ſich kein Freund noch Verwandter, der für ſie zu ſprechen gewagt hätte.

Die ſchöne Gismonda, welche die Krank-

heit ihres Geliebten bitterlich beweint hatte, hörte nun sein Geständniß und sah deutlich ein, daß er, um ihre Ehre nicht zu beflecken, selbst Ehre und Leben hingeben wolle; ihr Herz entbrannte deshalb in einer so glühenden Liebe für ihn, daß sie beinahe ein Opfer des Todes geworden wäre.

Sie fand Gelegenheit, ihm sagen zu lassen, daß er gutes Muthes sein und sich trösten solle; denn sie sei entschlossen, den Hergang der Sache zu bekennen, und zu dessen Beglaubigung die Liebesbriefe von ihm, so wie die Strickleiter, welche sie aufbewahrte, dem Gerichte vorzuzeigen.

Als Aleise diese schönen Beweise der Liebe seiner Herrin hörte, fühlte er ein süßes Entzücken, dankte ihr sehr und versicherte sie seiner ewigen Liebe.

Als die Nachricht von dem strengen Urtheile zu Isotta und Luzia kam, und sie den Vorfall mit Gismonda hörten, glaubten sie fast, die Sache verhalte sich so,

denn Luzia wußte durch eine gewisse Frau, ich weiß nicht, was? von ihr. Sie beschlossen, alles zu thun, was ihre Eheherrn retten könnte; sie bestiegen eine Gondel und besuchten Madonna Gismonda; nachdem sie sich ihre Begebenheiten mitgetheilt hatten, kamen sie überein, gemeinschaftlich für die Ihrigen zu wirken.

Die zwei Vermählten waren nach der Gefangennehmung ihrer Gatten ihren Verwandten und Freunden verhaßt geworden, da diese sie für ehrlose Frauen hielten: keiner kam, sie zu besuchen und in ihrem Unglück zu trösten. Als es nun verlautete, die Gefangenen sollten hingerichtet werden, ließen sie ihren Verwandten sagen, sie möchten sich an nichts stoßen, und sich um nichts bekümmern, sondern gutes Muthes bleiben, ihre Ehre sei unverletzt und ihren Gatten sollte weder an Ehre noch Leben Schaden geschehen. Wohl baten sie dieselben, ihnen einen Sachwalter zu verschaffen,

der die Sache einleite, ihnen selbst aber alles Uebrige zu überlassen, da ihnen hernach weder Advokat noch Prokurator nöthig sei. Die Sache schien den Verwandten sonderbar und unerklärlich; doch gaben sie ihrer Bitte Gehör und wandten sich, vernehmend, der Rath der Zehn habe die ganze Sache dem Fürsten anheim gestellt, an denselben, eine Bittschrift im Namen der drei Frauen abgebend, worin sie für diese nur Gehör verlangten.

Der Fürst sah, daß die Sache gut ausfalle, und bezeichnete ihnen einen Tag, an welchem sie vor dem Rathe der Zehn erscheinen sollten.

Der Tag kam und die Räthe versammelten sich, begierig, welches Ende die Sache nehmen werde.

An demselben Morgen gingen die drei Frauen in ehrenvollem Geleite in den Pallast; als sie über den Markusplatz gingen, mußten sie sich viel Uebles nachsagen lassen.

Einige gemeine und unverschämte Leute aus dem Pöbel riefen: „Schaut da die edlen und züchtigen Frauen, bückt euch vor ihnen! Sie haben ihre Männer gekrönt und ziehen nun im Triumph einher, die H....!“ Andere schrieen ihnen häßliche Sprüchwörter nach; noch andere, welche Madonna Gismonda daselbst sahen, glaubten, sie klage gegen Aloise, so daß keiner da war, welcher das Wahre geahnt hätte.

Als die Frauen in den Pallast gekommen und jene hohen, marmornen Treppen hinaufgestiegen waren, wurden sie in den Versammlungssaal geführt, wo der Fürst, die Räthe u. s. w beisammen saßen. Der Fürst verbot jedem, zu sprechen, ehe auch die drei Gefangenen da wären. Mit diesen traten noch viele venetianische Edelleute ein, begierig auf den Ausgang dieser sonderbaren Geschichte.

Man gebot Stillschweigen und der Fürst sprach, zu den Frauen gewendet:

„Edle Frauen, ihr habt uns um öffentliches Gehör gebeten; sehr uns hier bereit, euren Worten in Geduld unser Ohr zu leihen!“

Die zwei gefangenen Eheherrn waren gegen ihre Gattinnen äußerst entrüstet und nun um so erzürnter, da sie es wagen konnten, sich vor diese ehrwürdige Versammlung zu stellen, als seien sie die rechtlichsten Gattinnen von der Welt. Die beiden treuen Genossinnen bemerkten den Zorn ihrer Gatten sehr gut, störten sich aber gar nicht daran, vielmehr lachten sie unter sich und schienen dieselben zum Besten zu haben. Das brachte Valerio'n über alle Maßen auf und er begann, in Gegenwart des ganzen Rathes, seiner Gemahlin die bittersten Vorwürfe zu machen.

Als Madonna Isotta dieses hörte, faßte sie sich und bat den Fürsten um Erlaubniß zu reden. Diese ward ihr zugestanden und sie begann:

Meine edeln Herrn, ihr habt meinen Gemahl sprechen und sich bitter über mich beklagen gehört; ich weiß, Pippo ist gegen seine Gemahlin eben so gesinnt: — würde ihnen keine Antwort, so könnte es scheinen, sie sagten die Wahrheit und wir hätten uns eines großen Verbrechens schuldig gemacht. Ich übernehme es daher, in meiner Freundin und meinem Namen, was mir nothwendig scheint, vorzutragen. Unsere Gatten beklagen sich ohne Grund und Recht über uns, wie bald klar sein soll. Ich bin überzeugt, daß all ihr Leiden aus zwei Quellen entspringt — aus dem Morde, dessen sie sich fälschlich anklagten — und aus der Eifersucht; denn es quält sie im innersten Herzen, daß sie uns für unverschämte Frauen halten, da der eine gleichsam in dem Bette des Andern gefangen genommen wurde. Hätten sie ihre Hände mit dem Blute eines Menschen befleckt, so könnte uns, bei Gott, nicht sehr anliegen, da

es ohne unſer Wiſſen geſchehen, und jeder von ihnen weiß, wie in dieſen Fällen die Kraft der Geſetze des allgemeinen Wohles und des Beiſpiels wegen eintreten müſſen. Doch Herr Aloiſe lebt ja und das tolle Bekenntniß dieſer liebloſen Ehemänner vernichtet ſich auf dieſe Weiſe ſelbſt, was uns gewiß äußerſt angenehm iſt, da jeder den Schmerz ermeſſen kann, der unſer Innerſtes zerriſſen hätte, wenn unſere Gatten uns ſo früh und auf eine ſo ſchreckliche Art wären entriſſen worden. Valerio und Pippo können alſo einzig darüber aufgebracht ſein, daß man ſie, um Mitternacht, einen in des Andern Gemach, gleichſam im Bette gefunden und gefangen genommen hat. Der Gedanke nagt ihnen am Herzen und verſchließt es jedem andern Gefühle. So haben ſie ſich unbedacht und unvorſichtig der Verzweiflung übergeben und einer Sache angeklagt, welche ſie nie thaten noch zu thun gedachten. Doch um die Zeit nicht

unnütz zu vergeuden — ſie ſollen uns nun ſagen, weshalb ſie ſich über uns zu beklagen haben!

Der Fürſt ließ ſie fragen und hörte, ſie hätten ihre Frauen, welche ſie für die treueſten hielten, als feile Dirnen gefunden; ihr Schmerz darob ſei ſo groß geweſen, und ihre Schande habe ihnen ſo unerträglich geſchienen, daß ſie es nimmer hätten wagen können, vor den Augen der Welt zu erſcheinen; der Tod habe ihnen die einzige Rettung aus ſo viel Leiden geſchienen, und daher das Bekenntniß eines Mordes, den ſie nimmer begangen.

Als Madonna Iſotta dieſes hörte, nahm ſie das Wort wieder und ſagte, zu Valerio und Pippo gewendet:

Dieſes erregte euern Zorn gegen uns? Ha, da ſollten wir uns über euch beklagen! Was habt ihr, mein Herr Gemahl, zu einer ſolchen Stunde in dem Gemache meiner Freundin zu ſuchen? Was war da mehr,

als in dem Eurigen? Und ihr, Herr Pippo, was bewog euch, das Bett eurer Gattin zu verlaſſen, und um Mitternacht in das meines Gemahls zu ſchleichen? Waren die Betttücher der einen nicht ſo weiß, ſo fein, ſo niedlich und ſo duftreich, als die der Andern? Ich beklage mich, erhabenſter Fürſt, unendlich über meinen Gatten, und werde mich ewig bitter über ihn beklagen, daß er, einer Andern Liebe zu genießen, von mir ſchied, da ich mich mit den jüngſten und ſchönſten Frauen unſerer Stadt gar wohl vergleichen kann. Daſſelbe thut meine Freundin hier, welche ſich, wie ihr ſeht, auch den ſchönſten Venezianerinnen gegenüber ſtellen darf. Es konnte ſich wahrlich jeder von euch mit ſeiner Gattin begnügen, ohne ſie zu verlaſſen, um an einer beſſern Tafel zu ſpeiſen. O ſchöne Sache, die liebenden, ſchönen und guten Gattinnen um Anderer willen zu verlaſſen! Ihr ſolltet euch über euch ſelbſt beklagen,

da ihr, indeß euch zu Hause die Freude lachte, euch gegenseitig mit euerm Liebeln zum Besten hattet! Dank dem Himmel und unserer Vorsicht, daß, wenn Schaden oder Schande zu tragen ist, diese auf eurer Schulter lasten. Warum sollen die Männer mit uns nach Gefallen verfahren können? Ihr seid weder Herrn, noch sind wir Sklavinnen; die Ehe fodert gleiche Rechte, sie heischt die Treue der Gattin gegen den Gatten und umgekehrt. Warum also klagen, wenn man List mit List vergilt? Doch zur Sache! Es ist unser Zweifel, daß unsere Gatten keine Mörder sind. Herr Aloise lebt und ein anderer Mord wurde in diesen Tagen nicht begangen. Es bleibt also nur das Einzige, daß meine Freundin, Madonna Luzia, und ich, diesen verehrten Rath ansehen, uns mit unsern Gatten auszusöhnen und Frieden zu verschaffen, wenn wir ihnen bewiesen haben, daß wir die Beleidigten, sie die

Beleidiger sind, und daß unser Fehler, wenn wir einen solchen begingen, so groß war, als sie selbst wollten. Madonna Luzia ward mit mir in den strengsten Grundsätzen der Ehre erzogen — uns beiden ward mit den frühsten Jahren eingeprägt, wie das Leben der Frauen einzig auf der Bewahrung der Tugend, des guten Namens beruhe, und die Treue die erste Bedingung eines glücklichen Verhältnisses im Ehestande sei. Darin übereinstimmend wollten wir es vermeiden, daß die lüsternen und ehrlosen Begierden unserer Gatten zu unser Aller Unheil um sich griffen; deswegen dachten wir auf einen gewiß löblichen Betrug, der uns das kleinere Uebel scheint. Wir lieben uns von frühester Jugend auf; die Feindschaft unserer Männer rührte uns nicht an; wenn sie nicht zu Hause waren, sprachen wir uns oft in unsern Gärtlein, welche nur ein einfacher Zaun von Meerschilf trennt; wir bemerkten bald, daß unsere

Gatten, einer in des Andern Weib, sich verliebten, oder es zu sein vorgaben; wir theilten uns diese neuen Liebesgeschichten mit und lasen immer die Süßbriefchen, welche ihr, mein Herr Gemahl und euer Schmerzensgenosse, uns schicktet, miteinander. Der Scherz, welchen wir euch bei dieser Gelegenheit zu spielen gedachten, war leicht ersonnen und ausgeführt. Jede Nacht, in welcher ihr vorgabt, da und dorthin gehen zu müssen, kamen wir, Luzia und ich, durch Hülfe unserer Mädchen, eine in der Andern Schlafgemach; ihr wurdet dann von denselben Mädchen in diese Gemächer, jeder zu seiner rechtmäßigen Gattin, geführt. Und weil eure Umarmungen nicht Frohn- sondern Liebes-Umarmungen waren, so fühlten wir beide uns bald schwanger, was euch um so angenehmer sein muß, da ihr euch so sehr nach Kindern gesehnt habt. Wenn euch daher kein anderes Verbrechen und kein anderer Schmerz auf der Seele

laſtet, ſo ſeid wohlgemuthet, und freut euch unſerer Liſt und des kleinen Trugs, den wir euch ſpielten: habt ihr euch bisher gehaßt, ſo laßt alle Feindſchaft ſchwinden, und werdet Brüder und Freunde nach dem Beiſpiele eurer Gattinnen.

Iſotta zeigte nun alle Briefe vor, welche ſie und Luzia erhalten; überhaupt bewieſen ſie ihre Ausſage ſo gut, daß die zwei Herrn ſich zufrieden gaben und der Fürſt, mit der Zuſtimmung des Rathes, die Gefangenen für frei erklärte.

Die Verwandten und Freunde von beiden Seiten hatten die lange Geſchichte mit der größten Verwunderung angehört und prieſen die Gerechtigkeit des Rathes und die Klugheit der beiden Frauen höchlich.

Valerio und Pippo umarmten und küßten ihre Frauen öffentlich mit vielem Entzücken, gaben ſich dann die Hände, ſchwuren Freund- und Brüderſchaft auf alle Zeit und blieben ſich ihr ganzes Leben

hindurch in treuer Liebe verbunden: die lüsterne Begierde nach ihren Frauen aber verwandelte sich in wahre, brüderliche Freundschaft. —

Der Fürst gebot von neuem Stillschweigen, und sprach, sich freundlich zu der schönen Gismonda wendend: „Und ihr, schöne Frau, was verlangt ihr? Sagt uns euer Begehren frei, wir werden euch gern anhören!“

Madonna Gismonda ward über und über roth, und die holde Scham erhöhte ihre Reize wunderbar; so süß quoll der weiche Purpur über das schöne Antlitz, daß niemand das liebliche Bild ohne Entzücken anschauen mochte. Sie hatte ihr himmlisches Auge zu Boden gesenkt; jetzt erhob sie es schüchtern, faßte ein wenig Muth und sagte:

Erhabenster Fürst, wenn ich vor Menschen, welche nie geliebt haben und die Liebe nicht kennen, reden müßte, so würde

ich kaum den Muth haben, die Lippen zu öffnen. Da ich mir aber von meinem Vater erzählen ließ, daß ihr, erhabenster Fürst, eure Gattin auf das glühendste geliebt und vieles in dieser Liebe erduldet habt, ehe euch das süße Band der Ehe an sie knüpfte, und es überhaupt wohl wenige gibt, welche nicht die Wonnen und Schmerzen der Liebe gekostet haben; so glaube ich Mitleid und Vergebung dessen zu finden, was ich in wenigen Worten vorbringen werde. Herr Aloise Foskari gab mir unzweifelhafte Beweise seiner Liebe; ich fühlte mein Herz zu ihm hingezogen, und bei Gott, wenn ein Mann verdient, geliebt zu werden, so ist es mein theurer Geliebter, den ich mehr als mein Leben schätze. Wer zeigte je eine edlere Liebe, als er? Ehe er den geringsten Flecken an meinem guten Namen duldete, oder nur den leisesten Schatten von Verdacht auf meine Ehre fallen ließ, klagte er sich frei-

willig des Diebstahls an und hielt meinen Ruf höher, als seine Ehre, sein Leben! Sollte ich ihm, der mir alles opferte, nicht meine Ehre zum Opfer bringen? Wie aber? O ich gäbe Ehre und tausend Leben für ihn hin! Auch entehrt mich dieses Geständniß meiner Liebe nicht, denn ich bin frei und kann über meine Hand und mein Herz nach Belieben schalten! Ich sage also ehrfurchtsvoll, daß Aloise nicht mit dem Vorsatze des Diebstahls, noch ohne meinen Willen in mein Haus kam. Er kam mit meinem Wissen dahin, als theurer und zärtlicher Liebhaber. Die Beweise sind klar: das Fenster ist sehr hoch, wie hätte er die Leiter oben befestigen können? Wer das Fenster öffnen? Ich hieß ihn heraufsteigen, und konnte ihm die Hand noch nicht reichen, als er unglücklicherweise stürzte. Hier seine Briefe! Hier die Strickleiter, welche ich bisher in meinem Gemache bewahrt habe; hier mein Mädchen, das mir in allem Hülfe leistete, von allem weiß.

Aloise war gezwungen, die Aussage der schönen Wittwe zu bestätigen. Er ward freigesprochen und verlangte die theure Geliebte zur rechtmäßigen Gattin. Der Doge gab seine Einwilligung mit Freuden. Aloise lebte lang in seligem Glück mit der reizenden Gismonda.

Luzia und Isotta gebaren zwei sehr schöne Söhnlein, welches die Freude ihrer Gatten unendlich erhöhte. Sie lachten in der Folge oft im traulichen Kreise über den Streich, welchen ihnen die listigen Frauen gespielt, und wünschten, jeder Mann möchte auf diese Weise von seinem Weibe hintergangen werden, wenn ihn unziemliche Lüste anwandeln.

Inhalt.

1. Don Diego . . . . Seite 3
2. Gattenliebe 73
3. Lucrezia. 81
4. Carlo. 97
5. Ein Liebes-Abentheuer . 131
6. Die Nacht im Grabe. . . 175
7. Die Liebes-Probe . . . 1[illegible]
8. Frauen-Tugend. 253
9. Die Getäuſchten 275

Bandello's

Novellen.

Von

Adrian.

Dritter Band.

Mit einem Anhang: die Geſchichte der ſchönen Lyo-
linda, nach Cervantes.

Frankfurt am Main, 1819.
Bei den Gebrüdern Sauerländer.

AD
BIBL. UNIV.
MONAC.

Universitäts-
München
Bibliothek

1.

Bindoccia.

Nachdem der König von Aragona, Alfonſo, durch die unſchätzbare Großmuth des Filippo Veskonte aus ſeiner Gefangenſchaft befreit war, bemächtigte er ſich der Stadt Neapel, und ein Edelmann, welcher viele Jahre unter ihm gedient hatte, und ſehr reich war, verliebte ſich daſelbſt in eine ſehr ſchöne junge Dame, die Bindoccia hieß. Sie war die Tochter des Herrn Marino Minutolo, und da ſie überaus reizend war, bewarben ſich viele der angeſehenſten Edelleute um ihre Gunſt; ſie aber ſchien ſich nicht um dieſe zu bekümmern, und erwiederte auf alle Anträge, die ihr gemacht

wurden, daß sie ihre Jungfrauschaft für den bewahren würde, welchen ihr Vater ihr zum Gemahle gäbe.

Angravalle — so hieß der oben erwähnte Edelmann — sah wohl, daß, wenn er sich nicht bald um ihre Hand bewerbe, ein anderer ihm zuvorkommen würde; er schickte also einen seiner Freunde zu ihrem Vater, und ließ um sie anhalten. Nachdem der Vater sich bei einigen Verwandten und Freunden Rathes erholt hatte, willigte er ein, sie ihm zu geben. Dieser, entzückt über sein Glück, veranstaltete eine feierliche Hochzeit, und ließ es dabei an nichts fehlen. Als er sie dann nach Hause geführt hatte, und sich im Besitze des so heiß ersehnten Kleinodes sah, that er alles, seine junge Gemahlin zu ehren; er beschenkte sie reichlich mit Kleidern, Ringen, Ketten, Hals- und Armbändern, Edelsteinen und andern Kostbarkeiten, und wußte sich auch die Nacht hindurch so gut zu unterhalten,

daß kein Mädchen beſſer als ſie verheurathet ſein konnte.

Zwei Jahre verſtrichen in ungetheilter Zärtlichkeit, Liebe und Zufriedenheit von beiden Seiten. Am Ende des zweiten Jahres aber begann des Ritters ſtarke Jugendkraft zu ermatten, mit ihr das Feuer ſeiner Liebe; er war oft kränklich und auſſer Stande, die immer wachſende Liebesglut des jungen Weibes zu befriedigen. Mehr als die Krankheit ſeines Körpers quälte ihn die Eiferſucht, denn er wußte wohl, daß ſeine junge, ſchöne Gattin von vielen verfolgt wurde; er ſetzte wirklich ſo viel Mißtrauen in ſie, als hätte er ſie ſchon das Schlimmſte begehen ſehen.

Er ſah ihre Reize und dachte wohl, daß jeder in ſie verliebt ſein müſſe, daß ſie auch ſonſt mit vielen der Liebe könne gepflogen haben, und, die Schwächlichkeit ſeines Körpers wohl kennend, fürchtete er, ſie möge bei Andern die Befriedigung der

Begierden ſuchen, welche er ſelbſt nicht leiſten konnte.

Deßwegen nahm er ihr alle Frauen, welche im Hauſe um ſie waren, und ſchickte ſie hinweg; eben ſo gab er allen Bedienten des Hauſes den Abſchied, nur einen einzigen behaltend, auf den er ſich verlaſſen konnte, einen gemeinen, rohen Burſchen, der das Maulthier beſorgte und die Küche beſtellte. Er gab ihr dann eine alte, taube und ſtumme Vettel zur Kammerfrau, welche zu nichts brauchbar war, der er aber ſcharf einprägte, niemals Anträge anzunehmen oder zu beſorgen. Er beobachtete alles, was Bindoccia that, auf das genaueſte, und indem er jede Gelegenheit, welche junge Edelleute in das Haus führen konnte, mit ſeiner Gattin zuſammen zu ſein, abſchnitt, vereitelte er alle Künſte dieſer Jünglinge, mit denen ſie früher umzugehen pflegte.

Er hatte bloß einen treuen Freund, einen jungen Mann von zwei und zwanzig Jahren, welcher Niccolo hieß, und mit welchem sie den größten Theil ihrer Zeit hinbrachte. Da dieser ein weitläuftiger Verwandter seiner Frau war, und er seine Treue lange Zeit und in vielen Sachen erprobt hatte, so war er ihm nicht im geringsten verdächtig, obgleich er bei Tag und Nacht in sein Haus kam.

Bindoccia glaubte im Anfange, ihr Gatte sei übelgelaunt und verdrüßlich wegen der Eingezogenheit und Beschränkung, welche sein Zustand nothwendig machte, und wunderte sich nicht über sein Betragen; als sie aber sah, daß ihre Frauen fortgeschickt, die Diener verabschiedet wurden, und ihres Mannes Schwächlichkeit und Eifersucht von Tag zu Tag zunahm, gereichte ihr dieses zum äußersten Verdrusse, und sie wußte nicht, was sie sagen und thun sollte. Sie fürchtete, ihr Gatte möch-

te in eine andere Dame verliebt ſein und dieſer die Zärtlichkeit und die Liebkoſungen ſpenden, deren ſie ſeit langer Zeit entbehrte. Doch konnte ſie deßhalb nie zur Gewißheit kommen

Als ſie endlich einſah, daß die Sache ſich mehr und mehr verſchlimmere, und Angravoll's Eiferſucht höher als jemals geſtiegen war, beſchloß ſie — es möge auch daraus werden, was da wolle — dieſelben Waffen gegen ihren Mann zu gebrauchen, mit denen er ſie verwundete, in der Hoffnung, entweder dadurch ſeine vorige Liebe wieder zu erlangen, oder ſich einen Liebhaber zu verſchaffen, welcher ihr den Verluſt des Gatten erſetze.

Sie begann alſo zum gröſten Verdruſſe ihres Mannes, welcher aus Eiferſucht vor ihrem Vater und ihren Brüdern es nicht wagte, ſie hart zu behandeln, ſich an den Fenſtern zu zeigen, und gegen alle, die ſie betrachteten, eine freundliche Miene zu

machen. Darüber verzweifelte nun der arme Eifersüchtige. In der Folge bedachte sie, daß der Wunsch, sich einen Liebhaber zu gewinnen, Ursache zu großem Aufsehen geben und sie selbst in Lebensgefahr versetzen könne, auch ihrer Ehre zu nachtheilig sei; sie warf daher ihr Auge auf Niceno, welcher immer noch das Haus besuchte. Da er ein schöner und kluger Jüngling war, den seine Sitten und ein sehr edles Betragen zierten, so begann sie nicht wenig für ihn zu entflammen. Weil sie aber wußte, wie theuer er ihrem Gatten sei, so wagte sie es nicht, ihm ihre glühenden Begierden zu entdecken.

Sie gab sich viele Mühe, mit den Augen und der freundlichen Miene ihm das kund zu thun, was die Zunge nicht zu eröffnen wagte; und je verschlossener ihr Herz für ihn brannte, desto höher flammten von Stunde zu Stunde die inneren Gluthen empor, und quälten sie unaussprechlich. Nachdem sie hin und her gedacht hatte, be-

schloß sie endlich, einer Verwandtin, Isabella Carracciuola mit Namen, ihren Zustand zu vertrauen, und diese um Trost und Hülfe für sich anzuflehen.

Mit Angravalle's Wissen und Willen begab sie sich daher eines Tages in das Haus dieser Dame; nach mancherlei Gesprächen begann sie, da niemand daselbst war, der ihre Unterhaltung hätte stören können, folgendermaßen:

„Meine theuerste Base! der Umstand, daß ich mit dir von frühester Jugend auf erzogen wurde, und nie vergessen habe, wie sehr du mich stets geliebt hast, giebt mir den Muth, mit dir frei über meine Noth zu sprechen und dir ohne Furcht die Qual zu vertrauen, in der ich lebe. Ich lasse alles andere unberührt, und sage dir, daß ich so unglücklich und verzweiflungsvoll bin, daß ich nicht begreife, wie ich noch am Leben sei. Du magst hören, ob ich Ursache habe, zu verzweifeln." —

„Wie du weißt, wurde ich diesem Ans gravalle zur Gemahlin gegeben, und ich nahm es gern so, obschon ich noch ein jun ges Mädchen, und er über vierzig war; ich hatte nie über dergleichen Dinge zuvor ge dacht, und keinen Mann gekannt, um den ich mich bekümmert hätte. Nachdem er mich in sein Haus geführt hatte, hielt er mich so lieb, und behandelte mich so gut — — daß am Morgen manche Frauen mit schönern und reicherem Schmuck in die Messe gehen konnten, als ich — glück licher gieng keine dahin; und so hat er mich zwei Jahre angesehen und behandelt. Dann aber hat er, ohne daß ich ihm den gering sten Anlaß gegeben hätte, plötzlich sein Be tragen geändert; er ward trocken, kalt, mürrisch; setzte Fest- und Ruhtage ein, von denen kein Wort im Kalender steht, und ich schwöre dir, es sind mehr als drei Monate, daß er mich nicht angerührt hat."

„Auf der andern Seite ward er, ohne

Ursache und gegen alle Gebühr, eifersüchtig und jetzt scheint er mir nicht mehr eifersüchtig, sondern mahnsinnig und mürrisch zu seyn. Ich glaube, du weißt, wie unsere Haushaltung beschaffen war, und wie wir bedient worden sind, so, daß, wenn der größte Mangel an Dienstbothen in Neapel geherrscht hätte, und sich um keinen Preiß mehr welche gefunden hätten, wir nicht schlechter hätten versorgt seyn können. Jetzt haben wir keinen Diener, keine Frau mehr, diese alte, häßliche, stumme, triefäugige Person, und einen Schlingel von Bedienten ausgenommen, der die traurigste Figur auf dieser Welt ist, aber mit der größten Treue an Angravalle hängt."

„Unser Haus, früher der Versammlungsort aller Edeln, besucht nun kein Mensch mehr, Niceno ausgenommen, welcher die Seele meines Mannes ist. Aber ich würde mich wenig kränken, daß uns niemand besucht, wenn er mich nur so behan-

delte, wie er mich als Gattin behandeln sollte. Was um des Himmels Willen verlangt er, daß ich mit den vielen Kleidern, die ich besitze, mit den Kleinodien und Ringen, die er mir anfangs schenkte, anfangen soll? Ich kann nicht, wie die andern Frauen, in die Kirchen gehen; wenn eines der großen Feste ist, will er, daß ich frühe in die erste Messe mit dieser tauben Begleiterin in unsere Pfarrkirche gehe, und plötzlich, wie sie geendigt ist, wieder nach Hause zurückkehre. Deswegen ist mein fester Entschluß: auch ich will meine gewöhnliche Lebensart ändern, und mir, was er mir zu Hause versagt, außerhalb suchen."

„Gott weiß es, daß ich nicht gern zu diesem Entschluß geschritten bin; aber das Bedürfniß zwingt mich und die Noth kennt keine Gesetze. Noch bin ich nicht drei und zwanzig Jahre alt, noch hält man mich für schön, und ich werde unter den übrigen Damen erscheinen dürfen, wenn mich mein

Spiegel nicht betrügt. Wenn ich jetzt des Lebens Luſt nicht genieße, wann ſoll ich ſie wohl genießen? Soll ich wohl warten, bis daß meine Reize von Zeit und Krankheit entblättert, bis meine blonden Haare ergraut, und die friſche, alabaſterne Haut zuſammengeſchrumpft iſt? Wo finde ich dann Jemanden, der mich lieben möchte? Ich wäre die größte Thörin, wenn ich es nicht machen wollte, wie es ſo viele machen! Und wie viele gibt es, welche von ihren Gatten gut behandelt werden, und dennoch geheime Liebeshändel haben! Gott verhüte alſo, daß ich ohne die Freuden meiner Jugend genoſſen zu haben, alt werde! Ich bin ein Weib, wie alle andere! Wenn Angravalle mich an Noth gewöhnen wollte, ſo hätte er mich nicht im Ueberfluſſe ſollen ſchwelgen laſſen. Der kennt das Schlimme nicht, welcher nie das Gute verſucht hat."

„Mag der ſchläfrige Herr Gemahl mir

nun Wachen ſetzen, ſo viel er will, und Künſte anwenden, ſo viel er weiß; denn ich bin entſchloſſen, ihn zu behandeln, wie er es verdient, und ihm geben, was er gerade ſucht. Weil er aber ſo unermeßliches Vertrauen auf dieſen Niceno ſetzt, ſo wünſchte ich, daß eben dieſer es wäre, der meine Zärtlichkeit theilte und die Pflichten erfüllte, welche ſein Freund vernachläſſigt. Ich habe ihn unter denen, welche ich geſehen und kennen gelernt, auserwählt, da er mir ein wackerer und gebildeter Jüngling ſcheint, der unſere Häuſer nicht entzweien und auf meine Ehre ſo viel Rückſicht haben wird, als es ſich geziemt. In der That möchte ich nicht in die Hände jener windigen Menſchen fallen, welche meiner ſpotten und mich zu einem gemeinen Weibe machen würden, ſo daß man allenthalben mit den Fingern auf mich deutete. Von Niceno darf ich, wie es mir ſcheint, alles Gute erwarten. Es iſt nur die einzige Schwierigkeit, daß

ich, ihn so vertraut sehend mit meinem Gemahle, es niemals wagen würde, ihm meine Wünsche zu eröffnen: auch würde ich vor Schaam vergehen, wenn er sich meinem Verlangen widersetzte. Diese Schwierigkeit glaube ich, könntest du, wenn du wolltest, am leichtesten heben, ihm, wenn du ihn wieder siehst, was ja so oft geschieht, auf eine Art, wie sie dir am besten scheint, mein Verlangen entdecken und ihn versichern, daß ich ihn glühend liebe; wahrhaft, mein Herz ist nur zu sehr für ihn in Liebe entflammt."

„Wenn ich sehe, daß er mich so liebt, wie ich ihn liebe, so werde ich sorgen, daß alles zu unserer größten Zufriedenheit sich füge und alle Mittel, die ich weiß, anwenden, um Angravalle und seine Hüter zu hintergehen."

„Darum also, meine sehr theuere Freundin, bitte ich dich inständig und flehe mit aller Kraft meiner Seele um deine Mithülfe!"

Als Iſabella dieſe Worte hörte, und, weil ſie das verliebteſte Frauenzimmer war, das man in Neapel fand, aus Erfahrung wußte, wie wonnereich der ſüße Kuß eines Liebhabers in Vergleich mit dem des Mannes ſei, ſich auch gar gern in ähnliche Angelegenheiten einließ, für den Freund oder die Freundin alles wagend, ſagte ſie:

„Wie ſchmerzt es mich, meine theuerſte Kuſine, daß du mir nicht ſchon längſt dieſe Geſchichte, die ich eben höre, erzählt haſt; ich fühle das herzlichſte Mitleiden mit deinem Zuſtande! Um nicht viele Worte zu verlieren, ſage ich dir, daß ich dich höchlich lobe, in deinem Entſchluß ſtärke, und dir rathe, in dem, was du begonnen haſt, muthig fortzufahren, indem du ſo, wie ich gewiß weiß, nicht mehr und nicht weniger thuſt, als was der größte Theil von uns thut. Die Wahrheit zu geſtehen, wir armen Weiber wären übel daran, wenn wir

uns allein mit den kalten Umarmungen unserer Männer begnügen müßten. Was diesen Niceno betrifft, welchen du, wie du sagst, so schön findest, und so sehr liebst, so überlasse die Sorge deßhalb mir allein Er kömmt sehr oft in mein Haus und spricht immer mit mir von Liebessachen; ja er hat mich sogar schon sehr, sehr oft ersucht, ihm eine Geliebte zu verschaffen. Sobald er zu mir kommt — und er kann nicht lange ausbleiben — so werde ich die Unterhaltung auf schöne Frauen und Liebe lenken, und, ihn an seine Bitten erinnernd, demselben sagen, daß ich für ihn eine so schöne und junge Edeldame aufgefunden, als es eine in Neapel geben könne. Ich weiß, daß er sogleich den Namen wird hören wollen. Ich werde ihm nach und nach das Ganze zu verstehen geben und seine Sinnesart erforschen, welche, wie ich mich überrede, derjenigen ähnlich ist, welche wir wünschen. Sobald ich das Nöthige mit ihm werde verhandelt haben,

will ich ſorgen, dich von dem Erfolge zu unterrichten." —

Bindoccio glaubte, ihrer Sache, wenn auch nicht ganz, doch größtentheils ſicher zu ſein, und kehrte froh und heiter nach Hauſe zurück.

Durch einen glücklichen Zufall kam deſſelben Tages noch Niceno, ſeine Kuſine Iſabella zu beſuchen; dieſe wußte das Geſpräch mit vieler Geſchicklichkeit auf die Liebe zu leiten, und ſetzte dem jungen Manne ſo gut und ſo klug Bindoccia's Liebe auseinander, und überredete ihn mit ſo wohlerſonnenen Gründen, daß er ſich alsbald entſchloß, derſelben zu Gefallen zu leiden, obſchon er ſich Anfangs ein wenig zurückhaltend zeigte und es ihm ſchien, als thue er Unrecht, die brüderliche Liebe Angavalle's auf ſolche Art zu entgelten. Als er aber der ſeltenen und herrlichen Reizen der Dame, die ihm ihr Herz antragen ließ, gedachte, und überlegte, daß ſie eine

der schönsten und edelsten Frauen Neapels sei, deren vertrauteren Umgang die Vornehmsten des Königreichs vergebens gesucht hatten, so entschloß er sich, dieses schöne Liebesglück mit allem Eifer zu verfolgen.

Madonna Bindoccia hatte alsbald das Ganze durch Isabella erfahren, bemerkte auch Niceno's Liebe aus den glühenden Blicken, und bestimmte sich, keine Zeit zu verlieren, um ihm ihre feurige Liebe selbst zu gestehen.

Es waren wenige Tage verstrichen, als einst Niceno in das Haus trat; Angravalle war kurz zuvor ausgegangen, und Bindoccia ließ sich mit ihm in verschiedene Gespräche ein; der Diener, welcher, sie zu hüten, in dem Hause zurück geblieben war, und die Freundschaft wohl kannte, mit welcher sein Herr diesem Niceno ergeben war, dachte nicht daran, zu hören, was diese miteinander sprächen. Die zwei neuen Verliebten hatten daher Zeit und Gelegenheit,

ſich über ihre Pläne zu beſprechen. Und da der Bediente manchmal von dem Saal in die Küche und ſonſt wohin ging, wie es die Geſchäfte des Hauſes forderten, ſo benutzten ſie dieſe Augenblicke, die zärtlichſten Küſſe zu geben und zu empfangen.

Während Madonna Vindoccia nun auf nichts ſann und dachte, als mit dem ſchönen Niceno zuſammen zu ſein, trug es ſich zu, daß nahe bei Somma, wo Agravalle ein Gut hatte, mehrere Häuſer abbrannten und großer Schaden für ihn erwuchs; er war deswegen genöthigt, hinaus zu gehen und das Nöthige zu beſorgen und anzuordnen.

Er ließ den Bedienten zu Hauſe mit dem ſtrengſten Befehle, alles auf das genaueſte zu beachten, was ſeine Frau anfange, auf jeden acht zu geben, der in das Haus komme, und ſeine Augen überall zu haben, da dieſes, wie er ihm ſchon ſo oft geſagt, eine ſehr nothwendige Sache ſei. „Du gibſt auf das ſorgfältigſte (ſagte er

zu ihm) acht, was sie bei Nacht und bei Tag mache, spähst allem ihren Thun nach, damit du mir bei meiner Rückkehr sagen kannst, wie es um meine Sachen stehe."

Nach diesen Worten reiste Angravalle ab, und ritt gegen Somma. Bindoccia war seiner nun los, und ließ, da der Bediente des Nachts in dem Stalle schlief, ihren Geliebten, sobald es zu dämmern begann, durch den Garten in das Haus, und brachte mit ihm die Nächte unter Freude und süßen Liebkosungen hin.

In der letzten Nacht, welche Agravalle noch entfernt war, und wo die beiden Liebenden wußten, daß er den Tag darauf kommen müsse, konnten sie sich gar nicht von einander trennen. Tausend Thränen! Tausend Küsse! Die junge Sonne fand sie noch in zärtlicher Umarmung.

Als dies Niceno sah, sagte er: Ach, mein süßes Leben, sieh, der Tag hat uns überrascht und ich fürchte, gesehen zu wer-

den, wenn ich hinausgehe!" — Er eilte hinaus, und ſah, als er eben den Garten verlaſſen wollte, daß der wüſte Burſche, der Bediente, ihn bemerkt und leicht erkannt haben könne. Das betrübte ihn über alle Maßen. Er ſah ein, daß es ganz unmöglich ſei, daß der Burſche ihn nicht habe ſehen ſollen, und ging noch deſſelben Tages nach dem Mittagseſſen, um Bindoccia zu ſehen, vorgebend, er wolle ſich erkundigen, wann Angravalle zurückkehren werde; und ſo theilte er dieſer alles mit, und eilte ſchnell wieder davon.

Angravalle langte am Abend deſſelben Tages in Neapel an, und Niceno, welcher nur darauf gewartet hatte, ging ſogleich zu ihm, ihn zu bewillkommnen, und blieb geraume Zeit bei ihm, ſich mit der gewöhnlichen Vertraulichkeit von verſchiedenen Dingen mit ihm unterhaltend.

Als Niceno weggegangen war, zog ſich Angravalle mit dem Bedienten in ein

anderes Zimmer zurück, und hörte daselbst von diesem, was er nie hören zu müssen erwartet hatte. Wie sehr ihm diese Nachricht zu Herzen ging, würde ich nie beschreiben können: jeder mag es sich selbst vorstellen. Er glaubte nun, da er über allen Glauben eifersüchtig war, alles Böse von ihr. Von Niceno aber einen solchen Frevel zu glauben, kostete ihm viel Mühe, und er hätte sehr gern gewünscht, daß der Diener einen andern für ihn angesehen hätte. Er fragte diesen deshalb oft und vielmal, ihm sagend, daß er sich doch getäuscht haben könne. Der Diener aber blieb fest dabei stehen, daß Niceno es gewesen sei, daß er ihn sehr gut erkannt habe, und daß es kein anderer, als Niceno gewesen sein könne und müsse.

Angravalle blieb dieses Freundes wegen in großem Zweifel, doch nicht deshalb, daß seine Frau mit einem Andern Umgang

habe; er beſchloß daher, ſich Gewißheit zu verſchaffen.

Auch die verliebte Frau blieb nicht müßig, ſondern gab ſich alle Mühe, zu ſehen und zu erfahren, ob man etwas ihretwegen verhandele, und ſo oft Angravalle mit ihrer Kammerfrau ſprach, öffnete ſie die Ohren und wandte alle Sinne an, ihre Worte und Winke aufzufangen.

Wenn Niceno, welcher das Haus nach wie vor beſuchte, in ihre Zimmer kam, ſo betrug ſie ſich, wie ſonſt gewöhnlich, und auch er zeigte ſich nicht im geringſten verändert. Darüber verwunderte ſich Angravalle, welcher auf Beide ein ſcharfes Augenmerk hatte, nicht wenig, und blieb hartnäckig dabei, es müſſe ein anderer als Niceno geweſen ſein, welchen der Bediente vorgab, geſehen zu haben; da er dieſe Ungewißheit nicht länger ertragen konnte, ſo beſchloß er, denſelben von neuem fleißig auszufragen, und dann den Plan ins Werk

zu ſetzen, welcher ihm der beſte zu ſein ſchien.

Er ſagte deshalb eines Tages dem Bedienten, er ſolle ihn in einem Zimmer des obern Stockes erwarten, die Frau hörte dieſes durch Zufall, ohne daß Angravalle es bemerkt hätte; und um zu erſpähen, was jener im Schilde führe, ſtellte ſie ſich, als thue ſie etwas anderes und wartete, bis Angravalle die Treppen hinaufgegangen war. Das war geſchehen und er hatte ſich in das beſtimmte Gemach begeben; als ſie das ſah, ſchlich ſie vorſichtig auf einem andern Wege in ein Zimmer, in welchem man die Ausſicht in den Garten hatte, und welches dem Gemache, wo Angravalle war, ganz nahe lag. Da angekommen, ſtellte ſie ſich, als wolle ſie ihre feine Wäſche in die Sonne hängen und that auch dieſes ſo leiſe und vorſichtig, daß weder Angravalle noch der Diener ſie hörten.

Da lauerte ſie nun offenen Ohres, um

alles zu hören, was jene ſagten. Angravalle fing das Geſpräch mit dem Burſchen an und beklagte ſich ſeufzend über ſein trauriges Loos. Hernach verlangte er, daß der Bediente ihm von neuem erzähle, wie er Niceno geſehen habe, was dieſer für Kleider angehabt, ob er bewaffnet, ob allein geweſen; zu welcher Stunde er hinweggegangen, und wie er ſich bei dieſem Rückzuge benommen. Nachdem dieſer Punkt für Punkt beantwortet hatte, und noch einmal die Verſicherung hinzufügte, daß er Niceno deutlich erkannt habe, begann Angravalle endlich folgendermaßen zu ſprechen:

„Ich werde einen der nächſten Tage vorgeben, außerhalb Neapels zu gehen, und mich in dem Hauſe eines meiner Freunde verſtecken, um zu erfahren, wer derjenige ſei, welcher mit meiner Frau zur Nachtzeit Zuſammenkünfte hält. Von dieſem ſchändlichen Weibe aber glaube ich alles, was du mir erzählt haſt, an jenem Morgen geſehen

zu haben. Was Niceno betrifft, von dem du so sicher behauptest, daß er der Schändliche sei, welcher meine Ehre kränke, weiß ich nicht, was ich sagen soll und gewiß, es wird mir zu schwer, zu glauben, daß ein so treuer Freund eine so schreckliche Unbill und eine so große Schande über mein Haus bringe. Es ist lange Zeit, daß ich mit ihm, wie mit einem Bruder gelebt habe; ich theilte jedes meiner Geheimnisse mit ihm, und setzte mehr Vertrauen auf seine Treue, als auf die irgend eines Menschen in dieser Welt. Nichts destoweniger will ich, da du so standhaft bei deiner Aussage verharrst, mir darüber Licht verschaffen. Sobald dieses geschehen ist, soll mein Schwiegervater und meine Verwandschaft den Schimpf erfahren, der mir angethan ward, und ich werde dann suchen, mir dieses Geschöpf aus den Augen zu schaffen." —

Alle diese Worte hörte Bindoccia; auch nicht eines ging ihr verloren; sie hob,

als sie merkte, daß Jene von andern Dingen sprachen, ihre Hände zum Himmel auf und dankte ihrem Gott inbrünstig, daß er sie die Anschläge ihres Gemahles hatte hören lassen; leise, ohne bemerkt zu werden, ging sie wieder hinab und begab sich in ihr Gemach.

Nicht lange darnach kam auch Angravalle mit dem Burschen herab, und als sie dieselben noch insgeheim mit einander sprechen sah, sagte sie bei sich: Gebraucht ihr nun immerhin so viele List, als ihr mögt, und legt euch, wie ihr wollt, auf die Lauer; ich werde meinen Geliebten zu mir kommen lassen, und mit ihm kosen, und ihr werdet ihn sehen, und doch der Ueberzeugung sein, daß ihr euch betrogen habt! Bei Gott, ich werde dieses thun und bin gewiß, daß dieser . . . . . sich seine Eifersucht aus dem Kopfe schlägt; und diesem Bengel von Bedienten werde ich auf eine Art mitspielen, daß er, so lang er lebt, daran gedenken soll.

Bald darauf kam der Tag, an welchem Angravalle auf das Land gehen, oder, um es beſſer zu ſagen, ſich ſtellen wollte, als ginge er hinaus. Er gab vor, abzureiſen, ſagte dieſes ſeiner Gattin, und fügte hinzu, daß er vier oder fünf Tage auf der Villa bleiben würde, wo ihn mehrere Geſchäfte hinzögen; darauf ging er in das Haus eines ſeiner Bekannten, ſtellte da ſein Maulthier ein, und begab ſich dann am Abend in die Ställe, wo der Diener, der Abrede gemäß, ſeiner wartete; dieſer führte ihn durch den Stall in den Garten, und von da an einen andern Platz, wo ſie ſich Beide niederließen; denn man konnte von da aus ſehr gut ſehen, ob ſich jemand den Zimmern der Frau nahe, um eingelaſſen zu werden.

Angravalle, der eiferſüchtige Thor, war noch keine Stunde mit ſeinem Geſellen auf der Lauer, als Ricevo, nach dem

Befehle der ſchönen und liſtigen Bindoccia, herzukam, auf eine Weiſe verkleidet, daß er leicht von jedem, der ihn einmal geſehen hatte, erkannt werden konnte. Angravalle erkannte ihn auch den Augenblick, und zweifelte nicht mehr im geringſten daran, daß es Niceno ſei. Der Liebende ging ganz gerade auf die Stelle, wo Bindoccia ihn erwartete, und freudig aufnahm.

Als Angravalle dies geſehen hatte, befahl er ſeinem Bedienten, nicht aus dieſem Hinterhalte hervorzutreten, bis er zurückgekommen ſei, und wohl Acht zu geben, ob Niceno nicht weggehe. Dann flog er, voll Unwillens und Bosheit gegen die zwei Liebenden, entſchloſſen, ihnen einen tollen Scherz zu ſpielen, und wohlbewaffnet, in das Haus ſeines Schwiegervaters mit beflügeltem Schritte. Da angekommen, begann er, ſo ſtark er konnte, an die Thüre zu ſchlagen; man machte ihm endlich auf, und weil ſchon die vierte Stunde der Nacht

verflossen war, so verwunderten sich der Vater und die Brüder von Angravalle's Gattin sehr, daß er zu dieser Stunde daher komme. Man zündete zwei Fackeln an, die Söhne kamen in das Gemach ihres Vaters, in welches auch Angravalle trat, glühend vor Zorn und so athemlos durch das Laufen, daß er kaum sprechen konnte. Als man ihn darauf fragte, warum er in so ungewöhnlicher Stunde und so außer Athem in das Haus käme, antwortete er folgendes:

„Mein Herr Schwiegervater, und ihr, meine lieben Brüder, wenn eure Tochter und Schwester, die ihr mir zur Gattin zu geben beliebtet, sich nicht von eurer Mutter und eurem Blute losgesagt, sondern ehrbar und auf die Art gelebt hätte, wie es euch und mir und ihrem Stande geziemt, so würde ich in dieser ungewöhnlichen Stunde nicht, wie ein Nachtvogel herumziehen, und ihr würdet in euerm

Bette, wie es ſich ſchickt, ruhen können; da ſie aber, gleich einer ſchlechten Dirne, keine Rückſicht auf ihre Ehre nimmt, welche ihr mehr als ihr Leben theuer ſein ſollte, und ſich um die unſrige, welche rein und unbefleckt daſtand, nicht bekümmert, ſondern euch mit unerhörter Schande, mich mit ewigem Schimpfe befleckt; ſo war ich gezwungen, in dieſer Stunde zu euch zu eilen, und euch meine Noth zu klagen, auf daß ihr, wenn es euch gefällt, zu mir kommen mögt, und mit euren Augen deutlich ſehen, mit wem eure Tochter und Schweſter in dieſer Nacht ſich unterhält. Ihr werdet es ſehen, meine Herrn, und es dann nicht ungerecht finden, wenn ich mir eine Rache nehme, die dem ſo großen Verbrechen angemeſſen iſt. Ich habe in den vergangenen Kriegen als ein ehrenvoller Ritter gedient, und kann es nicht ertragen, daß meine Ehre durch ein Weib befleckt werde.“ —

Dieſe Worte durchbohrten das Herz des Vaters der Dame; nicht weniger verwundeten ſie jene der Brüder, welche Bindoccia über alle Maßen liebten, und welchen es ſchwer ward, einen ſolchen Fehltritt ihrer Schweſter zu glauben. Als ſie Angravalle fragten, wer denn bei Bindoccia ſei, ſagte er ihnen Niceno's Namen. Sie wollten nun, ehe ſie aus dem Hauſe gingen, die ganze Sache noch einmal vom Anfange her erzählt haben, was er denn auch pünktlich that, ohne ſich und ſeiner erſten Erzählung darin im geringſten zu widerſprechen. Darauf bat er ſie von neuem, ihn zu begleiten, wodurch ſie alles deutlich ſehen und erkennen könnten, daß er ihnen keine Lügen erzählt habe.

Alsbald erwiederte der gute Alte, ſowohl um den Fehler ſeines Kindes zu mindern, als um die Wuth und den Zorn des aufgebrachten Schwiegerſohnes, von welchem er vielleicht fürchtete, daß er gegen ſeine

Gattin grausam verfahren würde, seine Hände mit ihrem Blute befleckend, einigermaßen wenigstens zu besänftigen, folgende Worte:

„Wenn sich die Sache durchaus so verhält, wie du sie erzähltest, mein Sohn, so ist Bindoccia nicht so schuldig, als du denkst, sondern größtentheils lastet die Schuld auf dir; denn du hast immer, Tag und Nacht diesen Niceno bei dir gehabt, welcher ein edler und schöner junger Mann ist. Du hättest wissen sollen, daß es nicht räthlich ist, das Holz an dem Feuer aufzusetzen. Wenn du die Schlange im Busen genährt hast, so magst du den Schaden tragen. Vielleicht hast du ihr auch die Liebkosungen, die Zärtlichkeit versagt, welche sie als eine junge, kräftige Frau fodert und fodern kann, und sie mußte bei einem andern suchen, was du ihr versagtest. Deswegen werden wir in deinem Hause

sehen und beschließen, was deine und meine Ehre zu thun fodert."

Nach diesen Worten begaben sich alle auf den Weg nach Angravalle's Haus.

Die Dame hatte indessen, nach mancher süßen Liebkosung ihren Geliebten gebeten, ein Hemd ihres stummen Kammerfräuleins anzuziehen, eine gewisse Art von Tuch um den Kopf zu hängen, so daß jeder, der sie unversehens erblickte, nicht Miceno, sondern die Stumme zu schauen denken mußte. Dann legte sie Miceno's Ueberkleider an einen Ort, welcher schon voraus dazu ausersehen war, und unterrichtete ihn in allem, was er zu thun hatte.

Und sieh, der Gatte kam mit den andern. Er hatte den Burschen auf seinem Posten gefunden und von diesem gehört, daß Miceno noch nicht herausgegangen sei; sie stiegen die Treppen hinauf und Angravalle begann mit dem Fuße wider die Thüre zu stoßen.

Auf dieſes Geräuſch rief die Frau, gleichſam als erwache ſie eben aus einem tiefen Schlafe: „Wer iſt da?“ — Dann ſtellte ſie ſich, als erkenne ſie ihren Mann, welcher rief: öffne, öffne! und ſagte: „Welche Stunde iſt das, um nach Hauſe zu kommen?“ — Als die Thüre geöffnet war und der Schein der Fackeln hereindrang, erhob ſich Niceno, welcher in einem Stuhle zuſammengekrümmt geſeſſen hatte, brummend, wie die Stumme zu thun pflegte, ſchnitt ein Geſicht, als erwache ſie eben aus dem tiefſten Schlafe, warf einen Pelz von der Alten um den Hals und bedeckte ſich ſo das halbe Geſicht; überhaupt machte er alle die Poſſen, welche jene zu machen gewohnt war und ſchritt gegen die Thüre des Zimmers.

Angravalle, in der ſicherſten Ueberzeugung, daß es die Stumme ſei, ſagte: „Laßt ſie nur hinaus gehen, denn dieſe konnte die Verrätherin wohl im Gemache

behalten, da sie stumm und taub, und niemanden zu sagen im Stande ist, was sie sieht." —

Dann wandte er sich mit einem grimmigen Gesichte zu seiner Frau nnd sagte: „Wo ist der Mann, Schändliche, welchen du in dieser Nacht zu dir hereingelassen hast? Was schaust du mich an, Verräthe-rin? Warum antwortest du nicht?"

„Sie, die ihren Geliebten in Sicherheit wußte und einsah, daß alles nach ihrem Wunsche gehe, antwortete: „Gott verzeihe dir, Mann, diese Worte, welche ich von dir höre; es wäre besser, du hättest deine Zunge im Zaume gehalten. Bin ich vielleicht eine von jenen geworden, welche in den Winkeln stehen und sich um Geld denen preisgeben, welche sie wollen? Ich glaube, du hast um einiger Grillen willen, welche du dir in den Kopf setzest, meinen Vater und meine Brüder hieher geführt, um ihnen eine solche Ehre zu erweisen!

Aber bei Gott, deine Träumereien ſind nicht an ihrem Platze, denn ich weiß nichts von dem, was du ſagſt! Vielleicht hat es dir auch nur im Traume ſo geſchienen; denn es iſt noch keinem Menſchen in der Welt, außer dir, vergönnt geweſen, meinen Leib zu berühren. Sehe in dem Zimmer umher, öffne die Fenſter, den Balkon, wende alles um, und überzeuge dich, daß du dich betrügſt. Du haſt das Schlafgemach mit dem Schlüſſel verſchloſſen gefunden, du haſt deutlich geſehen, daß niemand in dem Zimmer war, die Stumme ausgenommen, welche ich die Nacht hindurch bei mir behielt, um nicht allein zu ſein, und die in dem Seſſel eingeſchlafen war. Und ſo wollte ich es alle Nächte machen, in denen du entfernt bliebſt, da du mir ſagteſt, daß du einige Tage auf der Villa bleiben müßteſt.“ —

Bindoccia's Vater und Brüder hatten fleißig in der Kammer umgeſchaut, und da ſie nirgends die geringſte Spur fanden, daß

jemand in dem Gemache geweſen ſei, ſo konnten ſie ihr Erſtaunen nicht verbergen. Der Alte wandte ſich daher mit erzürntem Geſicht und drohender Miene zu Angravalle, ſagend:

„Du haſt mir in dieſer Nacht, als du in ſchleuniger Eile zu mir gelaufen kamſt, geſagt, du hätteſt Niceno in dieſes Haus treten und ihn zu Bindoccia und in ihr Gemach gehen ſehen, und nun, da ich mit meinen Söhnen hierher komme, iſt niemand da! Wir ſind nun hier, wo iſt Niceno? Wo iſt irgend ein Mann, der bei meiner Tochter geſchlafen hätte? Du kannſt uns niemanden zeigen! Auch iſt nirgends die geringſte Spur, daß jemand da geweſen wäre. Ihr Bett, ſiehſt du, iſt unberührt, kaum erblickt man die Stelle, wo ſie ſich hingelegt hat. Wenn jemand, wie du ſagteſt, bei ihr geweſen wäre, ſo wäre gewiß das Lager in einem ganz andern Zuſtande. Man weiß wohl, was ſich zuträgt, wenn

ein Verliebter und eine Verliebte in einem Bette zuſammenkommen, daß ſie nicht ſchlafen, ſondern munter Hände und Füße in Bewegung ſetzen und regen. Betrachte auch dieſen Seſſel und ſehe genau, ob jemand darauf geſeſſen oder gelegen habe, die alte Stumme ausgenommen. Was ſagſt du nun?" —

Der arme und gequälte Angravalle ſtand da, ganz außer ſich, und wußte nicht, ob er wache oder träume; das Wort erſtarb ihm auf der Lippe und er war unvermögend, eine Sylbe hervorzubringen.

Die Dame aber wandte ſich weinend zu ihrem Vater und zu ihren Brüdern und ſprach unter beſtändigen Thränen folgende Worte:

„Ihr, oder mein feindſeliges Geſchick, habt mir dieſen zum Gatten gegeben; doch wäre es viel beſſer für mich geweſen, hätte ich einen armen Kaufmann oder einen niedern Handwerker zum Manne bekommen;

denn jeder andere hätte mehr Rücksicht auf meine Ehre, auf meinen Stand und auf meinen Ruf genommen, als dieser Angravalle; von jenen wäre ich als ein anständiges Weib behandelt worden, und hätte eine fröhliche Gesellschaft um mich gehabt, ohne mich zu einer Magd oder Sklavin herabgewürdigt zu sehen. Aber dieser Elende sucht durch die niedrigsten Verläumdungen euch, mich und unsere ganze Familie zu kränken, und hält mich seit einiger Zeit in dem schändlichsten Verdacht, ohne daß ich ihm je den geringsten Grund dazu gegeben hätte, meiner Meinung nach blos deswegen, weil er nicht im Stande ist, diejenigen Pflichten zu erfüllen, die er der Natur gemäß erfüllen sollte, und die jede Gattin rechtmäßig von ihrem Manne verlangen kann. Man hat mich ihm gewiß nicht zur Frau gegeben, daß ich seine Magd sein soll, daß ich in niedrigerer Knechtschaft gehalten werden soll, als eine Sklavin, sondern um einen Gefährten

zu haben, den ich ehren, dem ich in allem, was recht und erlaubt iſt, gehorchen ſoll. Wenn der Mann etwas an ſeiner Gemahlin ſieht, das ihm mißfällt, ſo ſoll er ſie liebevoll ermahnen, wenn ſie allein ſind, und nicht in die Trompete blaſen und ſie beſchuldigen, weſſen er nicht ganz gewiß iſt. Sage mir, gemeiner Menſch, wann habe ich je etwas gethan, das du mir verwieſen hätteſt? Ich erinnere mich nicht, jemals von dir getadelt worden zu ſein! Du haſt mir befohlen, daß ich an den Feſttagen allein in die Frühmeſſe in unſere Pfarrkirche gehen ſoll! Haſt du je gefunden, daß ich dir ungehorſam war? — Aber es iſt nun daran, daß ich euch, meine Lieben, alles ſage, wie es ſich verhält. Dieſer hat mich mit Kleidern und Koſtbarkeiten verſehen, wie es ſich gebührt, und mich zwei Jahre hindurch als ſeine Gattin behandelt. Doch ſeit einigen Monaten hat ſich alles verändert, und mein Leben war ſo kummervoll, daß ein Stein

ſich meiner erbarmt hätte. Sage mir nur, Angravalle, (denn dich Gatten zu nennen, verdienen deine Handlungen nicht:) ſage mir, ſeit wie vielen Monaten haſt du mich allein ſchmachten und alles entbehren laſſen, was ich mit allem Rechte von meinem Gemahle fodern kann? Das iſt die einzige Urſache, warum du, kluger Mann, glaubſt, ich ſuche anderswo das, was du mir nicht gewähren kannſt! Wann haſt du je geſehen, daß ich einem Manne, wer er auch ſei, mein Ohr geliehen hätte? Wann habe ich Boten, Briefe oder Geſchenke erhalten? Sage, ſage, ob du etwas Tadelnswerthes an mir geſehen haſt? Wohl verdienteſt du, daß ich daſſelbe gethan, was ſo viele andere thun, und die mächtigſten Hörner auf deine ſchamloſe Stirne gepflanzt hätte! Aber meine Ehre, und die guten Sitten, welche mir in dem Hauſe meines Vaters eingeprägt wurden, haben mir nicht erlaubt, daß ich,

wie elend du auch seiest, eine Schmach über dieses Haus kommen ließ." —

Alsbald sagte einer ihrer Brüder: Sieh, Schwester, dieser hat uns gesagt, daß vor mehreren Tagen sein Diener Morgens, nach Aufgang der Sonne, einen Mann aus dem Hause habe gehen sehen, und welcher Niceno gewesen sei; in dieser Nacht hätten sie beide denselben in dein Gemach schreitend erblickt.

Sobald sie dieses hörte, fing sie, so sehr sie geweint hatte, auf einmal an zu lachen, und sagte: Also, mein Gemahl, diesem Schlingel hast du die Lüge geglaubt? Da er sich so sehr betrügen ließ, so will ich dir sagen, was ich des geringern Uebels wegen verschwiegen hätte: dieser Mensch hatte, da du mich ohne Diener und Frauen, und so trostlos ließest, Mitleiden mit mir, und wagte es, mich um meine Liebe zu bitten, um in jener Nacht, von der du sprichst,

wollte er mich gleichſam dazu nöthigen, ihm zu Gefallen zu ſein."

Kaum hatte die aufgebrachte und verſchlagene Frau dieſe Worte ausgeſprochen, als einer der Brüder mit ſeinem Dolche auf ihn eindrang, und ihn zu ermorden drohte, wenn er nicht ſogleich aus dem Hauſe und morgen aus Neapel fliehe; der Burſche verließ alsbald das Zimmer, in derſelben Nacht das Haus, und den Tag darauf Neapel.

Als Angravalle jene Worte gehört hatte und ſie für glaubwürdig hielt, ſprach er: „Was ſagſt du aber dazu, daß ich mit meinen eigenen Augen zwiſchen neun und zehn einen Mann herankommen ſah, der kein anderer als Niceno geweſen ſein kann? Ich ſah ihn und weiß, daß ich nicht geſchlafen habe; es mag ſein, daß ich mich täuſchte, indem ich ihn für Niceno hielt, denn es kann wohl auch ein anderer geweſen ſein; aber bei dem Leibe des h. Janua-

rius, ich habe einen Mann da herauf gehen ſehen."

Die Frau verſetzte: „Wenn du ſagſt, es geſehen zu haben, ſo will ich es glauben. Aber weißt du, was daran iſt? Der Diener wird, um ſeine Lügen zu bekräftigen, einen andern beſtochen haben, daß er heraufſteige, und als du weggegangen warſt, hat er ihn wieder fortgehen heißen. Das Haus iſt groß, und der Elende hatte die Schlüſſel zu allen Thüren."

Angravalle wußte nicht, was er darauf antworten ſollte, und wäre gern dem Burſchen nachgelaufen, wenn er noch im Hauſe zu finden geweſen wäre; aber er hatte ſchon den Reißaus genommen.

Nun erzählte Bindoccia, welche den glücklichen Erfolg ihrer Liſt bemerkte, ihrem Vater und ihren Brüdern, wie ſchlecht ſie Angravalle behandele, wie wenig Geſellſchaft er ihr leiſte, wie ſie nie die Heiligen und die Kirchen beſuchen dürfe, und brachte

alles ſo geſchickt vor, daß dieſe ſich faſt zur Rache gegen Angravalle anſchickten und mit den bloßen Schwerdtern über ihn herfallen wollten; Bindoccia warf ſich aber zwiſchen ſie und ſuchte ſie zu beruhigen. Sie verzieh dem Angravalle, daß er dem lügneriſchen Burſchen zu leicht Glauben beigemeſſen habe; dann warf ſie ſich ihrem Vater und ihren Brüdern zu Füßen und bat ſie inſtändig, ſie mit nach Hauſe zu nehmen.

„Laßt mich nicht, ſagte ſie, in den Händen dieſes Mannes, wenn euch mein Leben lieb iſt; er faßt, wie ihr ſehet, über jede Kleinigkeit Verdacht und ich muß fürchten, daß er mich noch aus Eiferſucht tödtet. Dann will ich nicht dieſe ſtumme Alte im Hauſe haben; wenn ich nicht ſelbſt in die Küche gehe, um das Eſſen zu bereiten, ſo iſt niemand da, der kocht; und wenn wir nicht jeden Tag in die Häuſer der Genueſer ſchicken wollen, um das Eſſen holen zu laſſen, ſo können wir hungern.

Der Vater war sogleich bereit, seine Tochter mit nach Hause zu nehmen, und befahl den Dienern, welche mitgekommen waren, die Sachen seiner Tochter aufzupacken.

Als Angravalle dieses hörte, warf er sich zu den Füßen seiner Frau und bat sie unter Thränen, daß sie ihm dieses Leid nicht anthun möge. Sie blieb hartnäckig bei ihrem Vorsatze, und je mehr er bat, desto mehr widersetzte sie sich. Endlich erklärte er in Gegenwart Aller, daß er das Heirathsgeschenk um 6000 Dukaten in Gold vermehren wolle; auch versprach er, er wolle so viel Gesinde in das Haus aufnehmen, als ihr gefiele, und nie wieder von der Eifersucht sich besiegen lassen.

Bindoccia erklärte nun, gebeten von den Ihrigen, sie wolle bleiben. „Ich werde bleiben, sagte sie, da es meinem Vater und meinen Brüdern so gefällt. Aber sieh, mein Gatte, ich wollte, daß

Niceno nie mehr unſer Haus beſuche. Du biſt gegen alle Gebühr ſo eiferſüchtig auf ihn, daß du, ſo oft ich mit ihm ſpräche, das Narrenroß beſteigen würdeſt."

„Das wird nicht der Fall ſein, meine Tochter, ſagte der Vater, und darf nimmer geſchehen, da die ganze Stadt weiß, in welcher Freundſchaft Niceno mit deinem Gatten lebt. Wenn er jetzt ſeinen Umgang mit ihm abbräche, ſo würde dies Veranlaſſung geben, zu denken, er thue ſolches deinetwillen. Er ſcheint mir ein beſcheidener und guter junger Mann, welcher deinen Gatten ſehr liebt; ſo daß es mir mißfallen würde, wenn er ihm ſein Haus verböte; vielmehr ſoll er wie vorher gehen und kommen, und von dieſem ganzen Vorfalle nichts erfahren.

Angravalle lobte den klugen Rath ſeines Schwiegervaters ſehr, verſichernd, daß es ihm immer ſehr hart angekommen ſei,

eine ſolche Schändlichkeit von ſeinem Freunde zu glauben.

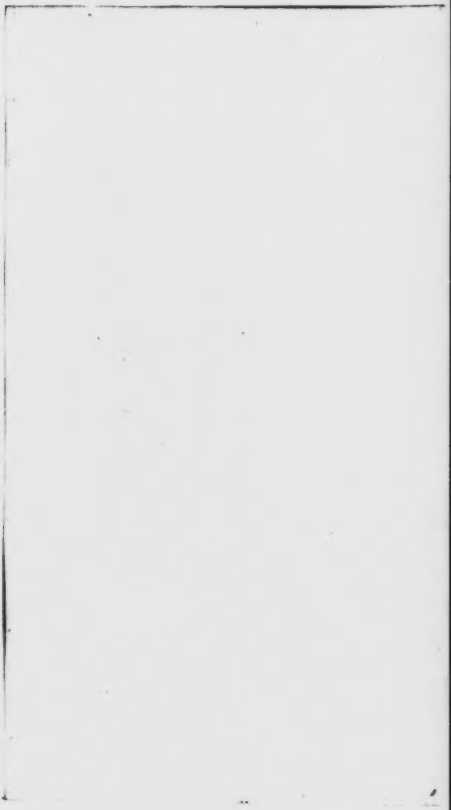
Bindoccia, welche ſich auf dem Gipfel ihrer Wünſche ſah, ſagte: da es euch Allen ſo gefällt, ſo muß ich mich zufrieden geben.

Da ſie nun in dieſer Art miteinander überein gekommen waren, ſo blieben ſie die übrige Zeit der Nacht beiſammen und feierten die Verſöhnung. Als der Tag kam, ließ Angravalle einen Notar rufen, welcher die Vermehrung des Heirathsgeſchenkes aufnahm; auch entſagte er noch einmal feierlich aller Eiferſucht. Sie ließ darauf Diener für ihren Mann und Frauen für ſich in das Haus kommen, wie ſie ihr am beſten ſchienen. Niceno ließ Angravalle'n niemals merken, daß er etwas von der Sache wiſſe; er beſuchte das Haus wie vorher, und hatte nie mehr nöthig, das Hemd der Stummen anzuziehen, denn er konnte ſo oft und ſo lange bei Bindoccia bleiben, als es ihm gefiel. Das Ganze beſchließt

ich, hinzufügend, wie es ſelten geſchieht, daß eine Frau, wenn ſie ſich entſchloſſen hat, etwas zu thun, nicht Mittel und Wege fände, es ins Werk zu ſetzen; darum möge jeder Ehemann ſorgfältig vermeiden, ſeiner Frau Gelegenheit zum Böſen zu geben.

2.

Balduin.



Es war uralte Gewohnheit der Könige von Frankreich, einen ihrer Vasallen, oder wer ihnen sonst tauglich und beliebig schien, nach Flandern zu schicken, und ihm die Herrschaft über dieses Land zu übertragen. Im Anfange war dasselbe mit dichten und sehr großen Wäldern bedeckt; nach und nach ward es, wie alle nördlichen Länder, ausgehauen, angebaut, bewohnt, besucht und überhaupt eine bedeutende Handelsprovinz.

Als Ludwig des Frommen Sohn, Karl der Kahle, auf dem Throne von Frankreich saß, befand sich an dessen Hofe ein gewisser Balduin, der Sohn eines angesehenen

Hofmannes, welcher lange Zeit der Regierung Flanderns vorgestanden war. Balduin war ein tapferer, schöner und kräftiger Mann, wie sich nur einer an dem königlichen Hofe befand, und von dem Könige und allen Hofleuten sehr geliebt. Er hatte noch nie den Hof verlassen, und sein gutes Glück begann ihn begünstigen und erheben zu wollen; er verliebte sich glühend in die Tochter des Königs; diese Liebe wuchs so sehr, daß er Tag und Nacht seinen Sinn auf nichts anders wenden konnte, als auf die Art, wie er ihre Gegenliebe sich gewinnen könne. Da es ihm unmöglich war, ohne den süßen und geliebten Anblick der Prinzessin, welche Judith hieß, zu leben, so benahm er sich auf eine kluge Weise, und betrug sich auf eine Art, daß ihn jene nicht übersehen konnte, sondern anfing, ihr Herz den Flammen der Liebe zu öffnen, und ihn trotz aller Hindernisse wieder zu lieben.

Balduin, der Auge und Ohr am rechten Orte hatte, mußte dieſe Erwiederung ſeiner Gefühle alsbald merken, und hielt ſich nun für den beglückteſten und freudigſten Liebhaber auf der Erde; er ergab ſich jetzt den Waffenſpielen, Wettrennen und andern ritterlichen Künſten, und that überhaupt alles mögliche, um ſich die Liebe der Prinzeſſin, die ihm ſo zugethan zu ſein ſchien, zu erhalten und zu vermehren.

So oft er das Glück hatte, mit ihr zu ſprechen, (was wegen der vertraulichen Sitten jenes Landes und jener Zeit ſich häufig zutrug) bot er alles auf, und wandte jede Kraft ſeines Geiſtes an, um ſie durch zuvorkommende Artigkeit und liebreiche Worte für ſich zu gewinnen, und ihr kund zu thun, wie ſehr er aus Liebe für ſie, für ihre ſeltnen Reize und ihr vortreffliches Herz glühe und wie viel er für dieſe herrliche Liebesgabe wagen wolle.

Auch ſie bewies, daß es ihr um dieſe

Liebe Ernſt ſei, und verſicherte ihn, daß ſie nicht weniger für ihn fühle und leide, und nichts anderes wünſche, als eine anſtändige Gelegenheit zu finden, mit ihm zuſammen zu kommen.

Als die Liebe der zwei jungen Leute ſo weit gediehen war, erhielt der König die traurige Nachricht, daß der Vater Balduins, welcher über Flandern geſetzt war, plötzlich geſtorben ſei. Balduin war deßwegen von dem größten Schmerze durchdrungen und über alle Maßen betrübt.

Der König ſah ſich gezwungen einen andern nach Flandern zu ſchicken, um über jene Gegenden zu regieren, und nachdem er die Sitten und Fähigkeiten verſchiedener ſeiner Hofleute und Baronen erwogen und geprüft hatte, kam es ihm in den Sinn, daß keiner tauglicher und beſſer ſei, um die Regentſchaft jenes Landes zu übernehmen, als Balduin, und er beſtärkte ſich um ſo mehr in dieſer ſeiner Meinung, da

er erfuhr und wußte, wie sehr dessen Vater von den Flamländern geliebt und verehrt worden war; so dachte er, das Andenken des Vaters müsse für den Sohn von dem größten Nutzen sein.

Diese seine Gedanken theilte er den Räthen mit, und da jeder mit dem Könige übereinstimmte, so ließ er Balduin rufen und sagte zu ihm:

„Mein Freund, ich kann dir nicht sagen und du könntest es nicht begreifen, wie sehr mich der Tod deines Vaters betrübt hat. Ich habe nicht allein einen sehr treuen Diener verloren, welches für sich allein schon ein sehr großer Verlust ist, sondern auch einen Statthalter in Flandern, welche Stelle von so vieler Bedeutung ist. Dein Vater hat auf eine Art geherrscht, und sich mit den Flamländern so gut vertragen, daß ihnen kein Richter und Statthalter gestorben zu sein scheint, sondern ein lieber und theurer Vater. Es scheint daher

meinen Räthen und mir am dienlichsten, dir deines Vaters Stelle zu übertragen, in der Ueberzeugung, du werdest, was die Wohlfahrt unserer Krone und das Glück jenes Volkes betrifft, deinen Vater am ersten nachzuahmen wissen, und dich in dieser Stelle so ehrenvoll benehmen, daß alle Flamländer und ich zufrieden mit dir sein müssen. Auf diese Art soll dich der Tod deines Vaters weniger schmerzen, da du mit seiner Würde auch seine Pflichten gegen die Menschheit übernimmst; und auch mein Schmerz wird sich mindern, da ich seine Stelle so gut besetzt sehe und mir, wenn möglich, einen noch treuern Diener gewonnen habe. Auch jenes Volk wird sich glücklich schätzen und zufrieden sein, glaubend, indessen du regierst, es herrsche dein von ihnen so sehr geliebter Vater. Bringe also deine Sachen in Ordnung, damit du, wenn ich dir den Befehl gebe, abreisen kannst. Was die Regierung selbst betrifft, will und kann ich

dir nichts beſſeres ſagen, als daß du in allem den Fußtapfen und Handlungen deines Vaters nachfolgeſt, denn dies befolgend, wirſt du der beſte und gerechteſte Statthalter ſein." —

Balduin war ſeiner Natur nach tapfer, edel, freigebig; er hatte vieles Geld an Livreen und andere Dinge gewendet, die dem Auge ſchmeicheln; auch hatte er ſeine Diener in die Farben gekleidet, welche ihm die ſchöne Judith gegeben hatte. Der König befahl einen ſeiner Schatzmeiſter, dem Balduin 10,000 Franken auszuzahlen, um ſeine Einrichtungen auf das beſte treffen zu können. Dieſer dankte nun dem König auf die höflichſte Weiſe für die gute Meinung, welche er von ihm habe, und für die große Ehrenbezeigungen, welche er ihm anthue, und bat ihn mit der ſchuldigen Ehrfurcht inigſt, er möge doch jene Stelle einem erfahreneren und geprüfteren Manne übergeben, anführend, wie jung und unbewandert

in solchen Geschäften er sei; auch entschuldigte er sich, daß er das Geld unmöglich annehmen könne, und daß Seine Majestät es zu ganz andern Zwecken verwenden möge.

Der König nahm die Entschuldigung, welche jener vorbrachte, nicht an, sondern wollte auf alle Weise, daß er die Statthalterschaft nehmen und sich das Geld auszahlen lassen solle.

Die Sache wurde alsbald am ganzen Hofe ausgebreitet, und kam auch zu Judiths Ohre; diese betrübte sich über alle Maßen, denkend, daß sie ihren Geliebten nun nicht mehr sehen würde, denn es war Gebrauch, daß die Statthalter von Flandern nur sehr selten, und blos von der größten Nothwendigkeit gezwungen, ihre Provinz verließen; sie konnte sich also, voll der tiefsten Betrübniß, gar nicht trösten. Ihr geheimer Schmerz war um so furchtbarer, je mehr sie ihn vor jedem Auge mußte verborgen halten, um

niemanden auf ihre glühende Liebe aufmerkſam zu machen.

Auf der andern Seite war der verliebte Balduin, dem das freundliche Geſicht und ein ſüßes Wort von ſeiner Geliebten mehr werth war, als ganz Flandern und alle Statthalterſchaften der Welt, ebenfalls in der größten Qual; denn je mehr die Pflicht und die Vernunft foderten, daß er ſich über die Liebe ſeines Königs und über eine ſolche ehrenvolle Erhöhung freue, deſto mehr ſchlug ihn das ſehnſüchtige Verlangen und der Gedanke nieder, daß er ſich nun aus dem Anblik derjenigen entfernen müſſe, welche er ſo unendlich liebte.

Er lebte daher in der größten Unzufriedenheit und ſuchte ſeine Abreiſe ſo lang als möglich zu hintertreiben; ſo, daß ſich der ganze Hof unendlich verwunderte, als er ihn ſo betrübt und niedergeſchlagen ſah; allen ſchien es, als habe er die größte Urſache, ſich zu freuen, da er, ſo jung noch,

eine Stelle erhalten hatte, welche alle Vornehmen und Edlen Frankreichs mit dem größten Vergnügen angenommen hätten; denn außer der Ehre, welche sehr groß war, ließ sich der Nutzen, welchen diese Statthalterschaft abwarf, kaum schätzen. Als ihn hernach einige fragten, warum er so schwermüthig herumgehe, sagte er, seine Unfähigkeit zu jener so bedeutenden Stelle sei die Ursache davon. Auch Judith war, wie gesagt, sehr traurig, durfte es aber nicht wagen, irgend einem Menschen zu vertrauen, welche Gefühle in ihrem tiefsten Herzen aufflammten. Wohl aber schüttete sie ihren Schmerz aus, wenn sie mit Balduin im geheimen sprach, und er sich entschuldigte, nicht anders handeln zu können, und dem Befehle ihres königlichen Vaters folgen zu müssen: er versprach, ihr ewig treu zu bleiben und nie eine andere Dame zu lieben.

Es waren einige am Hofe, welche

wohl einsahen, Balduins Herz möge nicht frei sein, doch konnten sie nie auf die Wahrheit kommen, denn die zwei Liebenden hatten sich in ihrem gegenseitigen Verhältnisse so geschickt benommen, daß niemand auf die Vermuthung kommen konnte, wie Balduin die schöne Judith liebe. Was dieser am schmerzlichsten war, bestand darin, daß sie oft ihren Geliebten selbst ermahnen mußte, dem Könige zu gehorchen.

Der Tag kam, an welchem er, nachdem er sich bei dem Könige verabschiedet hatte, abreisen sollte. Dieser Abschied berührte die arme Judith so schmerzlich, daß sie krank ward, und einige Tage schwer darnieder lag, ohne daß einer der vielen Aerzte, welche herbei gerufen worden waren, im Stande gewesen wäre, das Uebel, an welchem sie litt, zu erkennen.

Ich will mich nicht damit aufhalten, wieder zu erzählen, was die zwei Liebenden

bei dem letzten Abſchiede noch mit einander geſprochen, und wie viele Seufzer und Thränen ſie vergoſſen, wie furchtbar die Nacht geweſen, in welcher er zum letztenmal bei ihr am Fenſter war.

In Flandern angekommen, wurde er um ſeines Vaters willen von dem Volke mit großen Ehren empfangen. Er fing damit an, daß er in allem dem Beiſpiele ſeines Vaters nachfolgte, und mit ſtrenger Redlichkeit für die Anvertrauten ſorgte; auch wie es die Gelegenheit mit ſich brachte, mit dieſen oder jenen auf das freundſchaftlichſte verkehrte, ſo daß er ſich in kurzer Zeit die allgemeine Liebe gewonnen hatte.

Aber weder die Ehren, welche man ihm anthat, noch die Liebe, mit der man ihm entgegen kam, waren im Stande, ſeine glühenden Flammen, ich will nicht ſagen, zu löſchen, nur im geringſten zu vermindern.

Während die Sachen so standen, begab es sich, daß Ethelwolf, König von England, welcher in Rom gewesen war, durch Frankreich zog, und daselbst von König Karl das Versprechen erhielt, seine Tochter Judith als Gemahlin nach Hause führen zu dürfen. Sie ward, wie sehr sie sich widersetzte, wie groß ihr Herzeleid war, gezwungen, sich dem Willen ihres Vaters zu unterwerfen. Sie ward Ethelwolf's Gemahlin und von ihm nach England geführt. Hier mochte sie zwei Monate gewesen sein, als der König plötzlich erkrankte und starb. Sie ließ den Tod ihres Gemahles alsbald ihrem Vater zu wissen thun und bat ihn sehr, sie wieder nach Frankreich abholen zu lassen. Auch fertigte sie alsbald einen Eilboten an Balduin ab, und schrieb diesem, daß sie in kurzer Zeit nach Frankreich übersetzen werde, und daß sie sich dann überzeugen wolle, ob er sie noch so treu liebe, wie er gesagt habe,

ihm deutlich zu verstehen gebend, wie sehr sie wünsche, daß dieses der Fall sein möchte.

Als Balduin las, was sie ihm geschrieben, und hörte, was sie dem vertrauten Abgesandten noch mündlich auszurichten befohlen hatte, entflammte sich sein Herz wunderbar, sich ohne Furcht jeder noch so großen Gefahr auszusetzen, und er schrieb und ließ ihr mündlich sagen, daß er alles aufbieten würde, um ihr zu erkennen zu geben, wie sehr er sie liebe, und daß er sein Leben für sie hinzugeben entschlossen sei, wenn sie es von ihm verlange. Mit diesen Worten schickte er den Abgesandten nach England zurück, noch hinzufügend:

„Gehe und empfehle mich deiner und meiner Herrin, und sage ihr, daß ich bereit bin, alles zu thun, was sie mir auferlegen wird. Ich weiß wohl, daß die ganze Welt mich für treulos an meinem Könige halten wird, welcher mich so ehrte und er-

hob, und daß alle mich tadeln werden. Was kann ich aber thun, wenn meine Dame und meine Liebe, mächtiger in mir wirkend und mehr Gewalt über mich habend, als mein Gott und mein König, es so wollen und mir so zu thun befehlen? Ich muß meiner Dame und der Liebe gehorchen, und werde es thun, denn ich kann doch nie unglücklicher werden, als ich es nun bin."

Der Abgesandte reiste mit seinem Briefe und dieser Botschaft ab und kehrte zu Judith zurück, welche, da sie den Entschluß ihres Geliebten hörte, über alle Beschreibung entzückt war. Indessen war Balduin bedacht, einige Kähne zu bewaffnen und überhaupt alles anzuordnen, um seinen Plan ins Werk zu setzen; doch geschah alles in der größten Stille, damit niemand ahnen möchte, was er im Sinne habe: und da gerade einige Genuesische Galeeren an der Küste vor Anker lagen, so suchte Balduin sie für sich zu gewinnen, und mit den Schiffs-

hauptleuten bekannt zu werden; er gab ihnen reichliche Belohnung, daß er sich in dem Augenblicke, wo er ihrer bedürfte, derselben bedienen könne. Er wußte ferner heimliche Kundschafter in England zu unterhalten, damit er schnell von der Abreise seiner Dame unterrichtet würde, und konnte überhaupt seinen Sinn auf gar nichts anderes mehr wenden; jede Stunde dehnte sich ihm zu einer Ewigkeit aus; er hatte keine Rast, bis der gewünschte Augenblick käme und lebte in der sichersten Hoffnung, sich die Dame zu gewinnen, welche er so über die Maßen liebte.

So standen die Sachen und König Karl, welcher nicht ahndete, daß irgend etwas die glückliche Rückkehr seiner Tochter nach Frankreich stören könne, war nur darauf bedacht zu sorgen, daß seine Tochter ehrenvoll zurückkehren möchte, und in einer solchen Begleitung, wie es sich für seine Tochter und für die gewesene Gemahlin des

Königs von England gezieme. Er ſandte daher eine Geſellſchaft von Baronen und andern Vornehmen, nebſt vielen Edelfrauen und Hofdamen ab, um derſelben entgegen zu gehen. Das Schiff dieſer Franzoſen landete, vom Winde begünſtigt, glücklich in England, wo ſie die Königin fanden, welche zur Abfahrt bereit war, und mit der ſich noch viele engliſche Herrn und Damen eingeſchifft hatten, um ſie nach Frankreich zu begleiten.

Nicht lange darauf gaben dieſe zwei Schiffe das Zeichen zur Abfahrt und ſpannten fröhlich die Segel auf, um über den Kanal zu ſetzen.

Baldwin, welcher von allem pünktlich benachrichtigt war, ſtieß auch mit ſeinen Galeeren und andern Schiffen, mit allem Nöthigen auf das beſte verſehen, in die See, nachdem er viele tapfere Männer, welche in Seegefechten wohl geübt waren, an Bord genommen hatte und ſchiffte an

einen gewiſſen Ort, an welchen, wie er ausgekundſchaftet hatte, die Königin ſicher kommen mußte, wenn ſie der Wind nicht verſchlug, und erwartete daſelbſt ihre Ankunft.

Der Erfolg entſprach ſeiner Erwartung; er hatte gar nicht lange dagelegen, als er anfing, am fernen Horizonte die zwei Schiffe zu entdecken, welche, da der Wind ſeitwärts ſtrich, ſich nur langſam nähern konnten. Dieſes geſehen, fuhr er in einem Boote von Schiff zu Schiff und ermahnte die Seinigen, ſich tapfer zu halten, ſie verſichernd, daß ſie von den beiden Schiffen nicht den geringſten Widerſtand zu fürchten haben würden, da auf denſelben, welchen die Winde nur langſam weiter zu gehen erlaubten, ſich kein Kriegsvolk befände. Dann hatte er einige ſeiner vertrauteſten Leute auf den Galeeren und andern Booten vertheilt, welche, genau unterrichtet von Balduins Vorhaben, herumgehen und große Verſprechungen von Belohnung machen mußten, damit das Schiffs-

volk freudig kämpfen möchte, wenn es nöthig ſei, ſich zu vertheidigen.

Als nun alles auf dieſe Weiſe geordnet war, wandte ſich Balduin, der Befehlshaber der Flotte, den zwei Schiffen entgegen, welche, ohne Wind, faſt ganz ſtill ſtanden; in kurzer Zeit hatte er dieſelben ſo überflügelt und in die Mitte genommen, daß Franzoſen und Engländer ganz betroffen ſtanden, wie ſie ſo plötzlich ſich von einer Flotte umgeben ſahen, die, angefüllt mit bewaffneten Männern, kampfluſtig ſie umſchwebte, und deren Mannſchaft fröhlich zu den Waffen rief.

Als man ſie in dieſer Lage fragte, ob ſie die Segel ſtreichen und ſich ohne Gegenwehr zu Gefangenen geben oder grauſam ermordet und den Fiſchen des Meeres zur Speiſe vorgeworfen ſehen wollten, ſo verlangten die Franzoſen zu wiſſen, wer der Befehlshaber und Anführer der Flotte ſei, um zu erfahren, mit wem ſie zu thun hät-

ten. Da trat Balduin hervor, ſprang auf das Verdeck eines ſeiner Schiffe, welches den Gefangenen am nächſten war und ſprach mit lauter Stimme:

„Meine Herrn, ich bin Balduin, Statthalter von Flandern, und hierher gekommen, um euch anzugreifen und alle zu Gefangenen zu machen. Deswegen ergebt euch entweder, oder ſetzt euch zur Gegenwehr, denn auf eine andere Art werdet ihr mir nicht entkommen!“

Darauf erwiederten ihm die fränkiſchen Herrn, daß auf dieſen Schiffen ſich die Tochter ſeines und ihres Königs befinde, welche ſie nach Frankreich zurückführen wollten, da, wie er wiſſen müſſe, der König von England geſtorben und Judith Wittwe geworden ſei.

Balduin verſetzte darauf: „Meine Herrn, ihr irrt euch ſehr, wenn ihr glaubt, ich ſei nach Art der Corſaren hierher gekommen, euch zu überfallen, um Beute zu

machen und euch eure Kleider zu nehmen, oder, wie gemeine Mörder, meine Hände mit Menſchenblut zu beſudeln; ich will und verlange weder das eine noch das andere; dergleichen Dinge haben mich nicht bewegt, dieſe Flotte mit allen dieſen tapfern Männern auszurüſten, wie ihr ſie ſehet. Doch um euch nicht in Ungewißheit zu laſſen und alles aufzuklären, was mich zu dieſem Schritte verleitet hat, ſo mögt ihr wiſſen, daß allein die Liebe es iſt, welche mir die Waffen in die Hand gab; daß allein die Liebe es iſt, welche mich in dieſem Vorhaben leitet, mir rathet, und mich lehrt, was ich zu thun habe. Die Liebe iſt der Steuermann, der Führer und Befehlshaber; unter ihrem Schutze hoffe ich an das gewünſchte Ziel meines Vorhabens zu kommen. Dasjenige alſo, was ich mit ſo vieler Anſtrengung ſuche und von euch zu erhalten wünſche, iſt die Frau Königin Judith, welche ihr in England in eure Schiffe aufnahmt, und

nach Frankreich führt. Wenn ihr sie mir friedlich und ohne einigen Widerstand herausgebt, so soll euch nicht das geringste Leid angethan werden, und ihr könnt nach euerm Belieben hinschiffen, wohin es euch gefällt. Wenn ihr aber so thöricht sein würdet, euch zu widersetzen und sie mir nicht ohne Kampf herausgeben zu wollen, so bereitet euch zur Gegenwehr und kämpft so hartnäckig, als es in euern Kräften steht, denn ich versichere und verspreche euch bei allem, was mir theuer ist, daß ich, ohne eure Frau Königin in meiner Gewalt zu haben, auf keine Weise abziehen werde. Wählt nun das aus, was euch das Beste scheint; ihr könnt Krieg oder Frieden wählen — wie es euch am rathsamsten dünkt.

Es waren in der Begleitung der Königin einige französische Herrn, einst Vertraute und Freunde Balduins, welche, als sie ihn erkannt und gehört hatten, was sein

Begehren sei, in der größten Verwunderung daſtanden und zu ihm sagten:

„Was sind das für Worte, Herr Statthalter, die ihr da sprecht? Was denkt ihr? Seid ihr bei Sinnen? Ist das die Treue, welche ihr eurem Könige schuldig seid? Glaubt ihr, daß der König ein so großes Verbrechen ungeahndet lassen wird?"

Sie wollten noch weiter sprechen, aber Balduin fiel ihnen in die Rede und sprach mit vielem Stolze: Entweder gebt ihr mir die Königin, oder ihr nehmt die Waffen, euch zu vertheidigen. Jene sahen sich in schlechtem Vertheidigungszustande, pflogen Rathes, ließen die Dame auf das Verdeck laden, und sagten, was Balduin verlange, sie fragend, was sie zu thun gesonnen sei? Sie sagte fröhlich: „Wenn er mich zur Gattin will, so bin ich dessen sehr zufrieden und erkläre ihn zu meinem Gatten: und wenn ihr zu dem Könige, meinem Herrn Vater kommt, so sagt ihm, daß es grau-

ſam geweſen, mich ohne Rückſicht auf meine Jugend, denn ich bin erſt neunzehn Jahre alt, an einen Mann zu vermählen, welcher ſchon drei Kinder mit ſeiner vorigen Gemahlin hatte, wovon das jüngſte, welches ich bei mir habe, älter iſt, als ich ſelbſt. Da König Ethelwolf geſtorben iſt, ſo habe ich für mich ſelbſt geſorgt, und mir, da ich noch in England war, den Herrn Statthalter von Flandern zum Gemahle erkohren, deſſen Alter und Stand mir angemeſſen ſind, der mein Herz beſitzt und zu beſitzen verdient. Ich hatte ihm geſchrieben, mir entgegen zu kommen und mich in Empfang zu nehmen; er nehme mich nun als die Seinige an und ich werde Sorge tragen, immer die Seinige zu bleiben."

Wenn die Franken anfangs bei den Worten Balduins erſtaunten, ſo waren ſie nun, da ſie die Worte der Dame hörten, ganz beräubt. Sie vermählte ſich nun öffentlich in Gegenwart aller mit Balduin.

Dieſer war über dieſes Ereigniß voller Freude und führte ſeine Gemahlin mit allem was ſie hatte, Kleider, Koſtbarkeiten, Edelfräulein u. ſ. w. auf ſeine Galeeren. Balduin lud nun alle jene Herrn zu ſich nach Flandern ein, um mit ihm die Hochzeit zu feiern; dieſe ſetzten aber ihre Reiſe nach Frankreich fort, und Balduin kehrte ebenfalls nach Flandern zurück und feierte dort ſeine Vermählung mit königlicher Pracht.

König Karl aber ward, als ihm dieſe Neuigkeit zu Ohren kam, grimmig entrüſtet und wollte gegen Balduin zu Felde ziehen: er war aber gezwungen, ſeine Waffen gegen die Truppen Italiens zu wenden, und gegen Karl den Dicken, und den andern Bruder, ſeinen leiblichen Neffen, zu kämpfen, welche ſich, mit einem großen Heere Bewaffneter ihm entgegen warfen, um ihm das römiſche Kaiſerthum zu entreißen und den Krieg zu

verfolgen, den ihr Vater ſchon angefangen hatte. Er machte deswegen Frieden mit Balduin und ernannte ihn zu einem Grafen von Flandern; als Morgengabe der Dame Judith, ſeiner Tochter, ſchenkte er ihm und ſeinen Nachkommen beiden Geſchlechtes Flandern. Balduin ſammelte alsbald ſeine Flamländer, und ſchickte ſie ſeinem Schwiegervater; dieſer überſchritt die Alpen, ging nach Italien, wurde in der Schlacht bei Verona von ſeinen beiden Neffen beſiegt, und zog ſich nach Mantua zurück, wo er aus Gram über die verlorne Schlacht in eine ſchwere Krankheit verfiel.

König Karl hatte einen jüdiſchen Arzt, Namens Sedechia, welchen er immer bei ſich hatte, und welcher, beſtochen von den Neffen Karl's, in der Arznei ihn vergiftete, worauf er ſtarb.

Als Balduin die Nachricht von dem

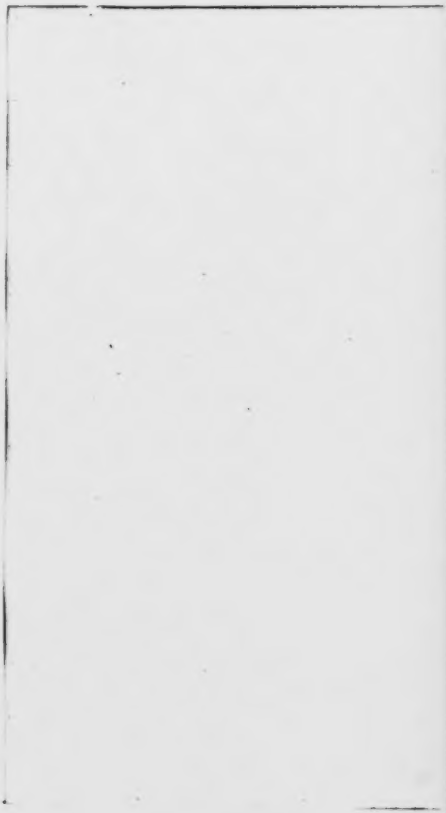
Tode seines Schwiegervaters erhielt, wendete er sich an Karl, den Stammler, welcher seinem Vater in der Regierung Frankreichs folgte, und unterhandelte so glücklich mit ihm, daß er im ruhigen Besitze Flanderns blieb, und mit seiner geliebten Judith lange Zeit in der größten Zufriedenheit und Glückseligkeit lebte. Seine Nachkommen herrschten noch viele, viele Jahre über dieses Land. Aus demselben Geschlechte entsproßte ein anderer Balduin, Graf von Flandern, welcher wegen seiner vortrefflichen Sitten und seiner kriegerischen Tapferkeit sich sehr auszeichnete und im Jahre des Heils 1102 von vielen christlichen Fürsten zum Kaiser von Konstantinopel erwählt wurde.

Das war also das Ende der Liebe Balduins und Judiths, welche vielleicht, wenn Karl nicht mit Krieg überzogen worden wäre, einen ganz andern Ausgang gehabt

hätte; den Verrath, welchen er an seinem Könige beging, kann freilich nur seine Jugend und seine heiße Liebe entschuldigen.

3.

Weiberlaune und Männerlist.



Es ſind nicht gar viele Jahre, daß in einer Stadt der Lombardei eine ſehr geſchätzte Edeldame lebte, welche äußerſt reich geheirathet, aber ſo launiſchen und verſchlagenen Sinnes war, wie es ſich für eine Dame von ſolchem Anſehen gar nicht ſchicken wollte. Es machte ſie ungemein erfreuen, die Männer zum Beſten zu haben, und öfters einem recht übel mitzuſpielen, dann aber in Geſellſchaft anderer Damen ſich über Den oder Jenen luſtig zu machen, ſo daß es keiner der vielen Herrn, welche in der Stadt waren, wagte, ihr mit Liebe zu nahen und mit ihr zu vertrauten Umgang

zu haben, denn da sie so spöttisch und spitzer Zunge war, so sagte sie auch alles heraus, wie es ihr in den Sinn kam; es mochte sein, wer es wollte, er erhielt seinen Theil und keiner ging ungeneckt davon.

Da es nun in der That jungen, zierlichen Männern nicht ansteht, mit Damen zu streiten, und sie durch Worte zu bedrängen, (denn wir müssen sie immer achten und in Ehren halten) so flohen es beinahe alle, mit ihr zusammen zu kommen, wohl wissend, wie zügellos und schneidend ihre Zunge sei und daß sie keines Menschen schone.

Bei allem war sie aber sehr schön und in allen Theilen, welche zu einem schönen Körper gehören, so wohl gebildet, ihr Betragen so einnehmend, ihr Thun so voll Reiz, Anmuth und Grazie, daß jeder Blick, jede Bewegung, jeder Wink ein gewisses Etwas an sich hatte, das unwiderstehlich hinriß; ihr Wesen war so wunderlieblich,

daß in der ganzen Lombardei ihres Gleichen nicht zu finden war.

Einige junge Herrn, welche die Eigenschaften der Dame nicht kannten, hatten es gewagt, ihr schön zu thun, und von Liebe zu sprechen; dieser entledigte sie sich, nachdem sie sich eine Zeitlang an ihren süßen Blicken geweidet hatte, bald mit dem, bald mit jenem Scherze, den sie ihnen spielte, so schön, daß die unvorsichtigen Liebhaber ganz verblüfft abzogen.

Obschon sie, wie ich eben gezeigt habe, an Liebessachen keine Freude hatte, so gefiel es ihr dennoch, wenn man ihr schmeichelte, und sie that, um die Liebhaber zu locken, gar oft, als begünstige sie den und jenen, oder als sei ihr Herz für einen entzündet; aber am Ende, wenn ihr die Grille wieder durch das schöne Köpfchen flog, that sie, als habe sie nie einen derselben gekannt.

Es begab sich, daß ein sehr reicher Jüngling, welcher aus einem der ältesten

Häuſer jener Stadt ſtammte, von den Scherzen hörte, welche die Dame ihren vielen Liebhabern geſpielt hatte; er erkundigte ſich genauer ihretwegen, und als er ſah, wie ſchön und reizend ſie ſei, und jeden Tag nur an ſie und ihre herrliche Schönheit, die ihm nicht menſchlich, ſondern engelgleich vorkam, dachte, und ſtets lebendiger vor Augen hatte, als es ſich geziemte, ſo fand er ſich endlich ſo glühend in ſie verliebt, daß er Sinn und Gedanken nicht mehr von ihr losmachen konnte, und einſah, daß er ſich mehr in der Gewalt eines andern Weſens, als in ſeiner eigenen befände.

Indem er ſo über verſchiedenen Gedanken ſeiner neuen Liebe wegen brütete, an die Eigenſchaften der Dame, wie man ſie ihm geſchildert hatte, dachte, und ſich bald von Freude, bald von Schmerz durchdrungen ſah, je nachdem er hoffte oder verzweifelte, beſchloß er endlich, auf jede Weiſe, die ihm möglich ſein würde, ihre

Liebe zu gewinnen. Er begann daher oft in der Gegend zu luſtwandeln, in welcher ſie wohnte, und da er ſie den ganzen Tag unter der Thüre oder an den Fenſtern erblickte, ſo bezeigte er ihr ſtets ſeine unbegrenzteſte Ehrerbietung, verweilte, ob zu Fuße oder zu Pferde, bei dem Hauſe, um ſich mit ihr zu unterhalten.

Obſchon er es nicht wagte, ihr durch Worte zu entdecken, was in ſeinem glühenden Herzen vorging, ſo ſprachen doch ſeine Augen und die brennenden Seufzer laut genug. Die Dame, liſtig und boshaft, wie ſie war, freute ſich nicht wenig dieſer Eroberung, und ihre Gewalt nur allzu gut kennend, beehrte ſie ihn manchmal mit einem Seitenblicke, und ſchickte ſich nach und nach an, ſich ihm gewogen zu zeigen.

Der junge Mann hatte eine Schweſter, welche in der Nähe ſeiner Geliebten ein Haus beſaß. (Da es mir aus guten Gründen nicht gut ſcheint, die wahren Na-

men dieſer Leute hierher zu ſetzen, weswegen ich ſogar den Namen der Stadt verſchwieg, ſo wollen wir die Schweſter des Jünglings Maria, die Dame ſelbſt aber Eleonora heißen.) Maria war Wittwe und ſehr reich; ſie hatte nur einen Sohn, welcher noch klein war. Wenn nun Pompejo, ſo hieß der junge Liebende, in das Haus ſeiner Schweſter wollte, ſo war er gezwungen, vor Eleonora's Wohnung vorbei zu gehen; dieſes ſchätzte Pompejo für ein großes Glück, um ſo mehr, als ſeine Schweſter ſehr vertraut mit Eleonoren war, und ſie oft einander beſuchten.

Eines Tages war ſeine Kühnheit ſo groß, daß er der geliebten Dame das Feuer ſeines Herzens eröffnete, und ſie inſtändig bat, mit ihm Mitleiden zu haben, und ihn als Diener anzunehmen; er fügte noch viele andere Redensarten hinzu, deren ſich Verliebte zu bedienen pflegen. Die Dame, welche ſich um keinen Mann in der Welt

bekümmerte, und welche Pompeja, weil er aus einer der angesehensten Familien der Stadt stammte, nicht zum besten haben wollte, sagte ihm, er möge sich eine andere Dame geneigt machen, und ihr nicht mehr von ähnlichen Dingen sprechen.

Dies schlug aber den Muth des Jünglings ganz und gar nicht nieder; er fuhr fort, sie zu verfolgen, und kam, so oft er eine schickliche Gelegenheit hatte, auf seinen Gegenstand zurück. Sie zeigte sich ihm aber immer härter und widerstrebender, worüber er denn in halbe Verzweiflung gerieth.

So standen die Sachen, als Pompejo einst durch Zufall erfuhr, daß Eleonora's Gemahl auf ein Landgut gegangen sei; es war gegen das Ende des Julius. Er brach daher auf, in der Absicht, zu der Geliebten zu gehen, mit ihr zu sprechen, und zu versuchen, ob er sie für die glühenden Begierden seines Herzens (ohne daß ihr euch zu

viel dabei denkt) geneigt machen könne; die Liebe hatte ihn kühn und sicher gemacht; er bestieg sein Maulthier, ritt mit seinen Dienern vor ihr Haus, schickte alle die Seinigen mit den Thieren in das Haus seiner Schwester, und befahl denselben, ihn dort zu erwarten; er trat hierauf gegen drei Uhr allein in das Haus. Das Glück war ihm in diesem Falle sehr günstig, denn die Dame, welche Nachmittags nicht zu schlafen pflegte, war in einem der untern Gemächer, und saß in einem Saale, der Thüre gegenüber, mit Sticken beschäftigt.

Als er in das Haus getreten war und niemanden fand, richtete er seine Schritte gerade gegen den Saal, und steckte den Kopf hinein, wo er denn alsbald die Dame erblickte, ohne daß er von ihr gesehen worden wäre; er trat ein und ging auf sie zu. Als sie ihr schönes Haupt in die Höhe hob, erblickte sie den Jüngling und erschrak sehr, denn sie war ganz allein und jedermann im

Hauſe ſchlief. Sie ſagte daher, ehe er ein Wort geſprochen hatte: „Ach, Pompejo, wer hat euch ſo allein hierher geführt?“

Er machte eine ehrfurchtsvolle Verbeugung und erwiederte: er habe gehört, ihr Gemahl ſei auf das Land gegangen, und darum gewünſcht, ſie zu beſuchen, und eine Weile bei ihr zuzubringen, um mit ihr zu reden; er ſei von niemanden geſehen worden, und habe, ehe er in das Haus getreten, ſeine Diener in das Haus ſeiner Schweſter geſchickt. Er wollte nun zu der Geſchichte ſeiner Liebe übergehen, ſie unterbrach ihn aber, ſagend:

„Ach, in welche Gefahr ſetzt ihr euer und mein Leben! Welchem Zufalle gebt ihr meine Ehre preiß? Mein Mann iſt nicht aus der Stadt gegangen und es kann nicht lange dauern, ſo kommt er wieder nach Hauſe; ſchon nach dem Mittagseſſen iſt er eines Geſchäftes wegen ausgegangen und muß auf dem Rückwege ſein. Ach, Pom-

[illegible], wenn ihr mich im geringsten achtet, wenn euch meine Ehre einigermaßen lieb ist, so geht von dannen! Das Herz zittert mir im Busen, ich glaube meinen Mann schon zu sehen."

Sie hatte kaum diese Worte gesprochen, als ihr Gemahl auf der Straße so laut redete, daß sie ihn an der Stimme erkannte; auch Pompejo erkannte ihn. Die Frau zitterte vor Angst und auch Pompejo wußte beinahe am ganzen Körper nicht, was er thun sollte. Der Gemahl blieb eine Zeitlang an der Thüre, um mit jemanden zu sprechen, ehe er vom Pferde stieg. Indessen kam ihr ein kluger Einfall plötzlich zu Hülfe; sie hieß Pompejo in demselben Zimmer, wo er sie getroffen hatte, in eine große Kiste kriechen, und bedeckte ihn mit einigen Kleidern, welche daselbst waren, so gut, daß ihn niemand sehen oder bemerken konnte; auch befahl sie ihm, sich auf keine Weise zu rühren oder zu bewegen; darauf weckte

ſie eine ihrer Frauen, welche in einem Nebengemache ſchlief.

Indeſſen war ihr Gatte die Treppe herauf gekommen und nahte dem Gemache. Eleonora ſammelte ſich und rief mit feſter Stimme: Wer iſt da? Wer kommt? — Der Gemahl antwortete und trat in das Gemach, ſich auf das Bette ſetzend, um auszuruhen. Darauf ſagte er zu ſeiner Gemahlin:

„Liebes Weib, ich habe von einem armen Teufel eine alte Schwerdtklinge gekauft, die beſte und feinſte, welche du in unſerer Stadt findeſt; ja vielleicht fande ſich eine ähnliche nicht, und wenn man viele Meilen in der Runde ſuchte. Ich habe gedacht, ſie ein wenig putzen und eine ſaubere Scheide von Sammt dazu machen zu laſſen, um ſie einem unſerer Freunde zu ſchenken, nemlich dem Hauptmann Brusko; denn wahrlich, einem ſo wackern Manne,

als er ist, ziemt keine andere Waffe, als diese.“

Nach diesen Worten ließ er sich dieselbe reichen, und, sie seiner Gemahlin zeigend, sagte er: „Sieh einmal und sage mir, ob du je eine solche gesehen hast!“

Darauf erwiederte die Dame, muthwillig lachend: Ich verstehe ja gar nichts von solchen Sachen, welche nicht zu dem Geschäfte der Frauen gehören; darum kann ich auch nichts von der Güte derselben sagen; wenn ein solcher Degen schön eingelegt und zierlich geschmückt ist, dann gefällt er mir. Aber ich weiß nicht, was ihr mit so vielen Waffen und dergleichen Geräthschaften anfangen wollt; es ist ja eine Menge davon in eurer Kammer; und doch könntet ihr mit all euern Degen und Schwerdtern nicht in drei Hieben einen Pappendeckel entzwei hauen. Ihr würdet besser thun, andere Dinge anzuschaffen, und euer Geld zu nützlicheren Sachen zu verwenden.“

„O ja — verſetzte jener — wenn ich vielleicht Kopfputz und dergleichen Tand anſchaffte, welche ihr jeden Tag haben müßt; denn ihr Weiber müßt immer nach der neueſten Mode gekleidet ſein, und wenn wir euch alles anſchaffen wollten, was ihr wünſcht, ſo müßte man Königreiche beſitzen."

„Ja, ja! — ſagte ſie: — ſchimpft nur immer auf die Frauen und widerſprecht ihnen! Dieſe Dinge gefallen uns und gehören zu unſerm Leben; wenn wir uns ſo obenhin kleiden, ohne unſern natürlichen Reizen durch die Kunſt zu Hülfe zu kommen, ſo ſpottet ihr unſerer, und ſagt, wir ſähen ſchlecht aus, ſeien wie die Landmädchen gekleidet und ſchickten uns in die Küche. Und wie ihr hernach eine andre, beſſer gekleidete ſeht, wenn ſie auch nicht ſo ſchön iſt, aber das Lärvchen recht hübſch angemahlt hat, ſo lauft ihr derſelben nach, wie die Geißen dem Salze. O ich kenne euch gar wohl! Und wann habt ihr je eine

eurer unzähligen Waffen gebraucht? Nach dem vielen Waffengeräthe, das ihr habt, sollte es scheinen, als wäret ihr ein Feldherr des Kaisers, und doch könnt ihr, wie gesagt, nicht einen Pappendeckel mit dieser eurer Klinge durchhauen."

„Da müßten ja — erwiederte der Gemahl — meine Arme von Wachs, oder erstarrt sein. Bei Gott, ich wollte mit dieser Klinge ja ein Pferd mit einem Hiebe in zwei Stücke hauen, so herrlich ist die Schneide!"

Da lächelte die Dame, erhob sich, ging an den Kasten, in welchem Pompejo lag; sie legte die Hand auf eines der beiden Kleider von karmesinfarbnem Sammet, von welchen der Liebhaber bedeckt war und sagte: „Ich wette mit euch, daß ihr dieses Kleid nicht in zwei Hieben durchhauet, hier, wo ich die Hand habe!" — Und sie hielt bei diesen Worten ihre Hand auf Pompejo's Bein.

Es war der Dame unwillkührlich der Gedanke gekommen, dem Liebenden eine große Furcht einzuflößen, darum lud sie ihren Gemahl ein, das Kleid durchzuhauen; doch hatte sie nicht den Wunsch, daß er es wirklich thun sollte. Ihr könnt euch denken, wie dem armen Pompejo zu Muthe war, welcher, als er die Worte der Frau hörte, eher todt als lebendig war, und im Begriffe stand, aufzuspringen und seine Anwesenheit kund zu thun. Da er aber bedachte, daß er allein und wehrlos, Eleonora's Gatte aber bewaffnet und von vielen Dienern umgeben sei, so mußte er ruhig bleiben, und geduldig erwarten, wie weit Eleonora ihren furchtbaren Scherz treiben würde. Er drückte sich zusammen, der Angstschweiß lief ihm von der Stirne in heißen Strömen herab und das Herz klopfte in ängstlicher Hast.

Es schien nun blos noch auf die Wette anzukommen, um das Kleid durchzuhauen.

Der Mann ſagte: Höret, Eleonore, ich weiß nicht, was ihr und was ich dabei gewinne, wenn ich dieſe zwei ſchönen Sammtkleider zerſchneide! Laßt uns mit etwas Anderm den Verſuch machen, und ihr ſollt ſehen, welch eine köſtliche Schneide dieſes Schwerdt habe; kein Raſiermeſſer kann ſchärfer ſchneiden!

„Nein, nein, rief die Frau: auf dieſes Kleid ſoll gewettet werden, und wenn ihr es durchhaut, ſo laſſe ich euch einen reichen, reichen Mantel von Goldbrocat machen; könnt ihr es aber nicht, ſo kauft ihr mir eine weiße Atlasrobe. Sie hatte einige Einkünfte für ſich, welche ihr eine Tante hinterlaſſen hatte, und die nicht unbedeutend waren; deswegen konnte ſie nach Gefallen mit ihrem Gatten eine Wette eingehen.

Als der Mann ſeine Frau ſo hartnäckig darauf beſtehen ſah, daß die Probe an dieſem Kleide gemacht werden ſolle, ſo er-

gab er ſich endlich darein und ſagte, ſeinen Arm erhebend: „Nun, wohin ſoll ich hauen?“ — Sie hatte die Hand grade auf das Bein gelegt gehabt und legte ſie nun auf Pompejo's Schenkel, rufend: Nun hauet zu, wenn ihr mit Ehren wegzukommen gedenkt. — „Iſt es euer Ernſt, oder ſcherzt ihr blos? Denn bei meiner Seele, ich erfülle nun euern Wunſch mit einem Zuge!“ — Es iſt mein völliger Ernſt, ſagte ſie; aber wartet noch, hier könntet ihr das Kleid leicht durchhauen, — aber hier gewiß nicht! — dabei legte ſie die Hand auf die Bruſt des verborgenen Liebenden, und von da mitten auf den Hals, rufend: Nun auf, hauet hier durch das gelbe Band! Und dabei hielt ſie immer die Hand darauf. Ihr Mann ſetzte ſich nun in die gehörige Lage und rief aus: „Geht auf die Seite, wenn ihr ſehen wollt, was dieſes Schwerdt vermag.“ —

Unter und über dem Pompejo lagen

noch viele andere Kleidungsſtücke; deswegen ſagte ſie lächelnd zu ihrem Gemahle: Wahrhaft, ich glaube, ihr wäret ſo gut, mir alle meine Kleider zu zerfetzen. Geht, gehet! denn wenn ihr mir ſie zu Schanden gemacht hättet, ſo wüßte ich nicht, wo andere herzunehmen. Ihr ſollt mir jetzt die Stärke eures Armes nicht an meinen Kleidern beweiſen.

Unter dieſen und andern Worten führte ſie ihren Gemahl aus dem Zimmer, welcher zu Pferd ſtieg und durch die Stadt ritt. Sie ſchickte darauf ihre Frauen in Geſchäften aus, ging wieder in das Zimmer und befreite nun den armen Liebenden, welcher mehr todt als lebendig war, und die Dame, ſich ſelbſt und die Liebe mehr als tauſendmal verwünſcht hatte, aus ſeiner martervollen Lage. Nachdem dieſes geſchehen war, ſagte ſie lächelnd zu ihm: Nun macht, daß ihr fort kommt, und beläſtigt mich nicht mehr mit eurer Liebe, denn ſo oft euch die Luſt

ankommt, auf dieſe Art zu mir in das Haus zu kommen, bezahle ich euch mit dieſer oder vielleicht mit einer noch ſchlechtern Münze.

Darauf erwiederte Pompeje, nachdem er ſich einigermaßen gefaßt hatte: Meine Dame, gebt nichts anderem, als meiner übergroßen Liebe die Schuld, daß ich ein ſolches Wagniß unternommen hatte. Er wollte noch weiter reden, ſie aber nichts mehr hören, weswegen er, niedergeſchlagen von Liebe und Unwillen, plötzlich hinwegging.

Indem er nun nachdachte, wie er die heißen Begierden der Liebe und der Rache befriedigen könnte, kam er auf einen ſeltſamen Gedanken, und wartete nur auf eine gute Gelegenheit, ihn auszuführen; wie vorher, verfolgte er die Dame und machte ihr den Hof; dieſe aber konnte ſich, ſo oft ſie ihn ſah, kaum des Lachens enthalten,

da ihr jedesmal einfiel, wie schön sie ihm mitgespielt habe.

Bald darauf mußte Eleonora's Gemahl eine Reise nach Rom machen, wo er, wie Pompejo wußte, einige Monate verweilen mußte. Pompejo stellte sich an dem Tag, wo jener abreiste, krank, und ließ das Gerücht in der Stadt verbreiten, als sei seine Krankheit von der größten Bedeutung: er blieb einige Tage in seinem Zimmer verschlossen, hielt sich einen Arzt, welcher ganz nach seinem Willen lebte, da er ihm große Versprechungen gemacht hatte. Auch unterrichtete er seine Schwester Maria von allem, was er vorhatte.

Diese lud eines Tages Madonna Eleonora zu sich ein, und bat sie, bei ihr zu Mittag zu essen; diese nahm wegen der großen Freundschaft zwischen ihnen, den Antrag gern an. Während sie an der Tafel saßen und von Pompejo's Krankheit sprachen, kam in Eile ein Diener, welcher

zu Frau Maria ſagte: Ach, Signora, euer Bruder hat eben einen heftigen Anfall gehabt und ſeine Sprache gänzlich verloren.

„Laßt ſogleich anſpannen!“ antwortete dieſe; Eleonora tröſtete ſie und erboth ſich, ſie zu begleiten. Sie ſtiegen nun in den Wagen, welcher mit ihnen die Straße entlang nach Pompejo's Wohnung rollte. Sie wurden in das dunkle Krankenzimmer geführt, gingen zu dem Bette, und die Schweſter ſagte: Bruder, ſei guten Muthes, ſiehe hier iſt Eleonora, welche dich zu beſuchen kommt. Er ſprach einige unverſtändliche Worte mit matter Stimme, als läge er in den letzten Zügen.

Die Diener hatten ſich, da ſie wohl unterrichtet waren, hinwegbegeben, und nicht lange darauf entfernte ſich auch Donna Maria unter einem Vorwande und ſchloß die Thüre ab. Als der ſchlaue Jüngling ſah, daß ſeine grauſame Geliebte in ſeiner Gewalt ſei, ſprang er aus dem Bette, ſchlang

ſeine Arme um ihren Hals und ſagte: „Ihr ſeid meine Gefangene!“

Sie wollte ſich loswinden, aber ihre Mühe war vergebens. Da ſie einſah, daß das Schreien nichts helfen würde, ſo weinte ſie, ſchmähte auf Maria und nannte dieſe eine ſchändliche Verrätherin. Der Jüngling ſuchte ſie mit liebevollen Worten ſo viel möglich zu tröſten; er ſagte ihr, ſie möge ſich zufrieden geben, denn ſie würde nicht eher ſeinen Händen entrinnen, als bis er ſein Vorhaben ausgeführt, und ſich wegen des grauſamen und fürchterlichen Streiches, welchen ſie ihm neulich wider alles Recht geſpielt, vollkommen gerächt habe.

Sie wollte ſich auf keine Weiſe zufrieden geben, ſondern ſtolz und eigenſinnig, wie ſie war, entbrannte ſie in Zorn und Wuth, weinte beſtändig, und ſchien, da ſie ſich ſo in der Gewalt des ungeſtümmen und aufgebrachten Liebhabers ſah, faſt verzweifeln. Nachdem ſie Pompejo eine Zeitlang

hatte weinen und klagen laſſen, hielt er ihr nun vor, wie unverantwortlich ſie ſich an ihm vergangen habe.

„Ihr wißt, — ſprach er — wie lang ich euch gedient habe, und wie nichts in der Welt geweſen wäre, das ich nicht aus Liebe zu euch vollbracht hätte. Eure freundlichen Blicke ſagten mir, daß ihr mich gern ſähet, und daß ich Gegenliebe hoffen könnte. Da ich nun keine ſchickliche Zeit und Gelegenheit fand, euch die glühenden Flammen meiner Seele zu eröffnen, und euretwegen mich Ruhe- und friedenslos ſah, ſo hatte ich mich entſchloſſen, die Abweſenheit eures Mannes zu benuhen, welcher, wie man allgemein ſagte, auf das Land gegangen war. So kam ich zitternd und wagend in euer Haus. Ihr werdet euch erinnern, auf welche Weiſe, und wie ungerecht ihr mich behandelt habt. Wenn euch vielleicht euer gefühlloſer Stolz der äußerſten Angſt ſollte vergeſſen haben laſſen, was ihr mir in jenem Augen-

blicke gethan habt, so wißt, daß ich dessen nicht vergessen habe, — daß ich es nie aus dem Gedächtniß bringen kann, wie ihr mich, ohne daß ich es verdiente, der Todesgefahr ausgesetzt habt. Ihr hättet dieses Verfahrens gegen mich euch nicht bedienen, sondern da ihr mich kanntet, und wußtet, wie ich euch liebe, mir auf eine glimpfliche Weise es zu verstehen geben sollen, wenn euch meine Liebe zuwider war; ich hätte dann meinen Sinn auf etwas Anderes gewendet. Jetzt will ich euch das in vollem Maaße vergelten, was ihr mir gethan habt; da ich wußte, daß ihr nicht von freien Stücken in mein Haus kommen würdet, so habe ich euch durch List hieher zu locken gewußt — und da ihr nun hier seid, so werdet ihr das gutwillig zu thun euch nicht weigern, wozu ich euch mit Gewalt zwingen kann.

Nach vielem Widersetzen zwang er sie endlich zu seinem Willen zu sein; er öffnete die Thür eines Nebenzimmers, in welchem

ein reich geſchmücktes Bette ſtand, und hieß die Dame hineintreten. Das Gemach war auf das prachtvollſte verziert, die Wände, mit reichgeſticktem, purpurrothen Sammt ausgeſchlagen; in der Mitte ſtand ein koſtbarer Tiſch, mit einem ſeidnen Teppig bedeckt; auf zierlichen Geſtellen prangten Blumenvaſen in der Runde, deren Wohlgeruch das weite Gemach erfüllten; Stühle von karmeſinrothen Sammt ſtanden da; herliche Gemälde von der Meiſterhand Leonardo da Vinci's zierten die Wände; dieſer Pracht angemeſſen war das Bette, mit den weichſten, Gold- und ſeidendurchwirkten Polſtern, mit atlaſſener goldbefranzter Decke, wunderſchön gearbeitet und mit ſeidenen Vorhängen von purpurrother Farbe geziert.

Unterdeſſen hatte Pompejo zwanzig der vornehmſten jungen Edelleute der Stadt zu ſich einladen laſſen. Als man ihm deren Ankunft meldete, ging er in das Gemach, zog die Gardine des Bettes weg, hieß die Da-

me sich entkleiden und bedeckte ihr Gesicht, nachdem sie sich niedergelegt hatte mit einem reichen Schleier, ließ das Gemach mit Aloeholz und andern Wohlgerüchen Arabiens räuchern und schärfte der Dame ein, bei allem was sie hören möchte, sich ruhig zu verhalten.

Hierauf begab er sich festlich geschmückt zu den Gästen, welche er auf das freundlichste empfing. Diese betrachteten ihn mit der größten Verwunderung, da jeder ihn für tödtlich krank gehalten hatte. Er konnte sich den Grund ihres Staunens leicht denken und sagte: „Meine Herren und Freunde, ich glaube wohl, daß ihr euch sehr über mich verwundert, da ihr mich, den ihr in schwerer Krankheit darnieder liegen zu finden vermuthet habt, gesund hier sehet. Es ist wahr, ich befand mich sehr übel und schwebte in Todesgefahr. Aber heute nahm ich eine heilsame Arznei, welche mich, wie ihr sehet, hergestellt hat. Da ich weiß,

welchen Antheil ihr an meiner Krankheit nahmt, ſo wollte ich nicht unterlaſſen, euch zu Zeugen meiner Geneſung zu machen. Ich will euch alſo dieſes köſtliche Mittel, welches mich hergeſtellt hat, ſehen laſſen, wenn ihr mir verſprecht, euch bei allem was ich thue, ruhig zu verhalten. Und da führte er ſie in das Gemach.

Alle, die hineintraten, glaubten ſich in ein Paradies verſetzt, ſo ſchön war die Art, und ein ſo ſüßer Duft quoll ihnen entgegen. Eleonora aber, welche dieſe kommen hörte, und vielleicht an den Stimmen einen Verwandten oder Bekannten erkennen mochte, wollte vor Angſt vergehen, da ſie nicht wußte was Pompejo thun würde. Alle bewunderten und prieſen einſtimmig die prachtvolle Anordnung, und als jeder begierig war zu ſehen, wer in dem Bette läge, ſagte Pompejo:

„In dieſem Bette, meine Herren, iſt die köſtliche heilbringende Arznei, welche mich heute geneſen machte, und welche ich euch nun Theil für Theil zeigen will.“

Nach dieſen Worten nahm er langſam die Decke des Bettes hinweg, ſo, daß die Dame nur von dem feinſten Leinwand bedeckt dalag, und kein Theil des reizenden, zarten Körpers ganz verhüllt war. Dann hob Pompejo die leichte Hülle ein wenig auf, und es zeigten ſich zwei kleine, längliche Füßchen von der blendendſten weiße; die Zehen glatt und zart, glichen dem Elfenbein, die Nägel den ſchönſten Perlen; er war nahe daran, die ganze Hüfte aufzudecken.

Pompejo fragte nun, nachdem er die Knie und die Hüften aufgedeckt hatte, wie ihnen ein ſolches Heilmittel gefalle; und alle

lobten und prieſen es über die Maaßen und wünſchten nichts mehr, als . . . . —

Hierauf zog er die Leinwand weiter zurück und zeigte den Buſen; dieſes war für die Zuſchauer ein überaus entzückender Anblick, denn wenn der übrige Körper auf das herrlichſte geſtaltet war, ſo war die Bruſt über allen Glauben wunderbar ſchön. Mit unendlicher Luſt betrachteten ſie den feſſelloſen blendendweiſen Buſen, zwei glänzende alabaſterne Halbkugeln, rund und friſch, ein leiſes zitterndes Wogen und Schwellen vermehrte den Reiz, und erfüllte jedes Auge mit trunkenem Entzücken.

Alle waren nun geſpannt das Antlitz dieſes Engels zu ſchauen, als Pompejo plötzlich die entblößten Glieder wieder bedeckte, und die Edelleute in den Saal zurückführte, wo Donna Maria Früchte, wie ſie die Jahreszeit mit ſich brachte, Confitu-

ren und die feinſten Weine hatte auftiſchen laſſen.

Während die Geſellſchaft nun zu Tiſche ſaß, ging Pompejo's Schweſter zu Eleonoren, welche noch im Bette lag und ſagte:

„Vergib, meine Freundin, daß mein Bruder dich ſo behandelte. Seiner Meinung nach . . .“

Eleonora unterbrach ſie weinend, und bat, ihr ihre Kleider zu geben; darauf kleidete ſie ſich an, und ſchmähte auf Maria, daß ſie ihre Freundin ſo habe verrathen können.

Unterdeſſen kam auch Pompejo herzu, grüßte ſie und ſagte:

„Meine Dame, ich glaube, wir dür-

ſen und nun verſöhnen, denn wir ſind ausgeglichen: es war ganz natürlich, daß ich jenen Streich nicht unvergolten laſſen durfte!"

Er fügte noch manches andere begütigende Wort hinzu, ſo daß ſich Eleonora endlich zufrieden gab. Und als ſich Donna Maria entfernte, warf er ſich ihr zu Füßen und bat ſie um Vergebung. Er umſchlang ihren Hals und küßte ſie zärtlich. Als Eleonora fühlte, daß Pompejo's Küſſe ſüßer und ſeine Umarmungen feuriger waren, als die ihres Gatten, ſo ließ ſie ihren Zorn ganz fahren; ſie bezeigte ſich, ohne ihrer Ehre etwas zu vergeben, gütiger gegen ihn, und liebte ihn in der Folge als einen Bruder.

Eleonora ward von nun an die Sanftmuth und Gefälligkeit ſelbſt, und ließ ſich nie wieder einfallen, einen Mann zum Beſten zu haben.

Darum, liebe Frauen, hütet euch, der Männer zu ſpotten, wenn ihr nicht euren Scherz vielleicht doppelt vergolten ſehen wollt.

4.

Die Wiedererſtandene.

Die Sizilianer hatten ſich während des Jahres 1283 entſchloſſen, die Herrſchaft der Franzoſen nicht länger zu ertragen, und tödteten eines Tages zur Zeit der Veſper — eine unerhörte Grauſamkeit — alle Franzoſen, welche auf der Inſel waren. Nicht nur alle Franzoſen — Männer und Frauen — wurden umgebracht; ſondern auch alle Frauen Siziliens, von denen man Vermuthung hatte, daß ſie mit Franzoſen umgegangen waren, an demſelben Tage vergiftet. Daher kam der unglückliche Name, die ſizilianiſche Veſper, wie allgemein bekannt iſt.

Der König Piedro von Aragonien landete plötzlich mit einer Flotte um Beſitz von der Inſel zu nehmen; dieſes zu thun zwang ihn der Pabſt Nikolaus III., ſagend, ihm als dem Gemahle Conſtantia's, Tochter König Manfred's, gehöre die Inſel. König Piedro hielt einige Tage ſtattlichen Hof in Palermo, und feierte die Beſitznahme der Inſel mit vielem Pompe. Darauf hörte er, daß König Karl II., Karls I. Sohn, der das Königreich Neapel beſaß, mit einer großen Flotte anrückte, um ihn von Sizilien zu vertreiben, er ging ihm daher mit vielen Schiffen und Galeeren entgegen, und ließ ſich in ein Treffen mit ihm ein, welches ſehr blutig war, und worin viele auf das grauſamſte umkamen. König Piedro blieb aber Sieger, zerſtörte Karls Flotte und nahm ihn gefangen; um den Geſchäften des Krieges deſto beſſer obliegen zu können, ſchickte er die Königin mit dem ganzen Hofſtaate nach Meſſina, welcher Ort ihm in der Ungewißheit ſeiner

hiv.-Bibl. München

Lage der bequemſte ſchien. Hier wurden nun groſſe Feſte wegen des erlangten Sieges angeſtellt und viele Waffenübungen gehalten. Während dieſer Luſtbarkeit ſah einer ſeiner Cavaliere, ein ſehr geſchätzter junger Baron, welchen König Piedro wegen ſeiner Tapferkeit und der in den letzten Kriegen bewieſenen Treue auſſerordentlich liebte, ein junges Fräulein, Tochter des Herrn Lionato da Lionati, eines Meſſiniſches Edelmannes, und verliebte ſich, da ſie das ſchönſte, edelſte und freundlichſte Mädchen jener Gegend war, glühend in ſie; in kurzer Zeit war er ſo entflammt und entzündet von ihren Reizen, daß er ohne ihren Anblick nicht mehr leben wollte und konnte.

Dieſer Baron nannte ſich Timbreo di Lardano; das Fräulein hieß Fenizia. Er hatte von Kindheit auf zu Land und zu Meer dem Könige Piedro gedient, hatte eine ſehr groſſe Beſoldung und erhielt in den letzten Tagen auſſer groſſen Geſchenken noch

die Grafſchaft von Colisano nebſt andern Beſitzungen, ſo daß er daraus allein jährlich bei 12000 Dukaten zog.

Herr Timbreo fing nun an, jeden Tag vor dem Hauſe des Fräuleins vorbeizugehen, und ſchätzte ſich unendlich glücklich, wenn er ſie einmal erblicken konnte. Fenizia, obſchon noch ein junges Mädchen, war klug und wußte ſich leicht die Urſache des Vorbeireitens Timbreo's zu deuten.

Es war allgemein bekannt, daß Herr Timbreo einer der Günſtlinge des Königs ſei, und daß ſich wenige bei Hofe befänden, welche mehr bei Piedro vermöchten, weswegen man ihn allgemein ſchätzte.

Fenizia hörte dieſes, ſah ihn immer ſehr reich gekleidet und mit ſehr anſtändigem Gefolge; überdieß hatte ſie wohl bemerkt, daß er ein ſehr ſchöner junger Mann ſei, und ſich ſehr fein und anſtändig betrage; deswegen begann auch ſie ihn mit Wohlwollen zu betrachten, und ihn freundlich zu

grüßen, wenn er, ſich verbeugend, vorbeiritt. Des Ritters Liebe wuchs mit jedem Tage; je öfter er ſie ſah, deſto heißer ward ſeine Glut, deſto höher loderten die Flammen ſeines Herzens empor. Und als nun dieſes Feuer in ſeinem Herzen ſo ſehr überhand genommen hatte, daß er aus Liebe für das reizende Kind vergehen zu müſſen glaubte, ſo beſchloß er, auf jede mögliche Weiſe zu ihrem Beſitze zu gelangen.

Doch alle Mühe war vergebens; denn auf alle ſeine Briefe, alle ſeine Anträgen antwortete ſie nichts weiteres, als daß ſie ihr junges Herz und ihre unbefleckte Unſchuld für den bewahren würde, welcher ihr zum Gatten gegeben werde. Der arme Liebende war darum ſehr betrübt, um ſo mehr, als ſie alle ferneren Briefe ſowohl als ſeine Geſchenke unbarmherzig zurückgewieſen hatte.

Doch entſchloſſen ſie auf alle Weiſe zu beſitzen, und ſehend daß ihre Standhaftigkeit ſo groß ſei, daß er, wenn ſie ſein wer-

den ſollte, ſie zur Gattin nehmen müßte, ſetzte er ſich nach vielem Nachdenken vor, ſie bei ihrem Vater zum Weibe zu verlangen. Obſchon es ihm ſchien als ſei ſie weit unter ſeinem Stande, ſo wußte er doch auch, daß ſie aus altem und ſehr edlem Blute ſtamme und entſchloß ſich, gar nicht lange zu zögern. Er ging zu einem Meſſeniſchen Edelmanne, mit welchem er ſehr vertraut war, ſagte dieſem ſeinen Entſchluß und unterrichtete ihn, was er bei Herrn Lionato ſprechen ſollte. Der Meſſener ging und beſorgte des Ritters Auftrag pünktlich.

Als Herr Lionato, welcher wußte wie angeſehen und mächtig Timbreo ſei, dieſe angenehme Nachricht hörte, gab er, ohne irgend einen Freund oder Verwandten um Rath gefragt zu haben, durch die freundlichſte Erwiederung zu verſtehen, wie glücklich er ſich ſchätze, daß der Kavalier ihn würdige ſein Verwandter zu werden; als er nach Hauſe kam, ſagte er ſeiner Gattin und

Tochter, was er Herrn Timbreo verſprochen hatte.

Die Sache gefiel dem Fräulein über die Maſſen, und ſie dankte dem Himmel inbrünſtig, daß er ihrer keuſchen Liebe ein ſo freudiges Ziel ſehe; auf ihrem Geſichte mahlte ſich die ſüßeſte Freude.

Aber das Schickſal, welches nie unterläßt, den Menſchen zu verfolgen, fand einen neuen Weg, einer von beiden Theilen ſo ſehr gewünſchten Verbindung Hinderniſſe in den Weg zu legen. Höret, wie dies geſchah!

Es verbreitete ſich in Meſſina das Gerücht, wie Herr Timbreo Cardona in wenigen Tagen Fenizia, die Tochter des Herrn Lionato heirathen würde; dieſe Neuigkeit gefiel allen Meſſenern; denn Lionato war ein Mann, welcher ſich bei jedem beliebt gemacht hatte, der niemand ſchadete, ja alle, ſoviel in ſeinen Kräften ſtand, unterſtützte; ſo daß jedermann ihm zu dieſer neuen Ver-

bindung Glück wünschte. Es lebte in Meſſina ein anderer Cavalier, jung, und von angeſehener Familie, mit Namen Gironde Olerio, welcher ſich in den letzten Kriegen ſehr tapfer gezeigt hatte, und überhaupt einer der glänzendſten und freigebigſten Ritter am Hofe war. Dieſer ward über allen Glauben betrübt, als er dieſe Neuigkeit hörte; denn er hatte ſich kurz vorher in die Reize der jungen Fenizia verliebt, und die flammenden Gluten der Liebe ſo tief in ſein Herz aufgenommen, daß er ſterben zu müſſen glaubte, wenn Fenizia nicht ſeine Gattin würde.

Er hatte ſich entſchloſſen ſie von ihrem Vater zur Gemahlin zu fordern, als er hörte, daß dieſer dem Timbreo ſchon das Verſprechen gegeben habe; er meinte, der Schmerz müſſe ſeine Bruſt zerdrücken; und da er für ſeinen großen Kummer nirgend einige Erleichterung fand, ſo ward er über dieſe Sache ſo wüthend, daß er, beſiegt von

der Leidenſchaft der Liebe, und ganz rückſichtslos, etwas unternahm, welches nicht allein einen Cavalier und Edelmann, der er war, ſondern jeden andern erniedrigen würde.

Er war in allen ſoldatiſchen Unternehmungen faſt immer Timbreo's Gefährte geweſen und es herrſchte zwiſchen ihnen eine brüderliche Freundſchaft; dieſe Liebe jedoch hatten ſie, was auch der Grund geweſen ſein mag, immer vor einander geheim gehalten. Girondo dachte daher zwiſchen Timbreo und deſſen Geliebte eine ſolche Zwietracht zu ſtreuen, daß das Eheverſprechen gebrochen werden müßte, er aber in dieſem Falle ſie von ihrem Vater zum Weibe fordern und erhalten könne.

Er zögerte nicht lange, dieſen raſenden Gedanken in das Werk zu ſetzen. Er hatte für ſeine blinde, zügelloſe Begierde einen ihm gleichgeſinnten Menſchen gefunden, und unterrichtete dieſen ſorgfältig von

ſeinem Vorhaben. Es war aber dieſer Menſch, welchen Gironda zum Vertrauten und Diener ſeines Laſters gemacht hatte, ein junger Höfling von geringem Werthe, dem Böſen mehr zugethan als dem Guten; von der Sache, welche er betreiben ſollte, hinlänglich unterrichtet, ging er am folgenden Morgen zu Timbreo, welcher noch nicht ausgegangen war, ſondern in dem Garten ſeines Hauſes luſtwandelte.

Der junge Menſch war in den Garten getreten; Timbreo, der ihn kommen ſah, ging ihm freundlich entgegen; nach den gewöhnlichen Begrüßungen begann er folgendermaßen zu Timbreo zu ſprechen:

„Mein Herr, ich bin in dieſer Stunde zu euch gekommen, um über Gegenſtände von großer Bedeutſamkeit mit euch zu ſprechen; ſie beziehen ſich auf euer Beſtes, auf eure Ehre; weil ich nun etwas ſagen könnte, das vielleicht euch nicht behagt, oder gar beleidigt, ſo bitte ich euch im

voraus, mir zu vergeben, und mich dadurch zu entſchuldigen, daß ich euch nur gefällig ſein wollte, und mich nur eines guten Zweckes wegen dazu bewogen fühle. Ich bin überzeugt, daß dasjenige, was ich euch jetzt ſagen will, wenn ihr anders noch der edle Kavalier ſeid, für den man euch immer hielt, von dem größten Nutzen ſein wird. Um zur Sache zu kommen, ſage ich euch, daß ich geſtern erfahren habe, wie ihr mit Lienato da Lionati übereingekommen ſeid, ſeine Tochter Fenizia zur Gattin zu nehmen. Nehmt euch in Acht, mein Herr, und bedenkt wohl eure Ehre. Ich ſage euch dieſes; denn ein Edelmann, mein Freund, geht jede Woche zwei oder dreimal zu ihr, und genießt ihrer Reize und ihrer Liebe; heute Abend noch muß er zu ihr gehen, und ich begleite ihn, wie ich gewöhnlich zu thun pflege. Wenn ihr mir bei eurer Ehre ſchwören wollt, weder mich, noch meinen Freund zu beleidigen, ſo will ich

euch ſelbſt den Ort und was da vorgeht, ſehen laſſen. Und damit ihr es nur wiſſt, mein Freund erfreut ſich des Mädchens ſeit vielen Monaten. Die vielen Dienſte, welche ihr mir ſchon erwieſen habt, und die Unterwürfigkeit, welche ich euch ſchuldig bin, haben mich bewogen, euch ſolches zu eröffnen, ſo daß ihr nun thun könnt, was euch am vortheilhafteſten ſcheint. Mir iſt es genug, meine Pflichten gegen euch erfüllt zu haben."

Timbres ſtand bei dieſen Worten, wie vom Blitze getroffen, und war ſo außer ſich, daß er kein Glied bewegen konnte. Er blieb lange Zeit in dieſem Zuſtande, tauſend Gedanken flogen durch ſeinen Sinn, und da der herbe und, ſeiner Meinung nach, gerechte Zorn mächtiger war, als die glühende, treue Liebe, welche er für die ſchöne Fenizia empfand, ſo erwiederte er ſeufzend dem Jünglinge folgendes:

„Mein Freund, ich bleibe dir ewig

verbunden, da ich ſehe, wie liebevoll du für mich und meine Ehre bedacht biſt, und ich werde einſt meinen Dank auf eine Art an den Tag legen, wie du es verdienſt. Da du mir aus freien Stücken anbieteſt, das ſehen zu laſſen, was ich nie gedacht hätte, ſo bitte ich dich bei der Liebe, die dich bewog, mir dieſe Nachricht mitzutheilen, daß du ja deinen Freund begleiten mögeſt, und ich gebe dir mein Wort, das Wort eines Kavaliers, daß ich weder dir, noch deinem Freunde das geringſte zu Leid thun, auch die ganze Sache ewig verborgen halten werde, damit dein Freund ſeiner Liebe in Frieden genießen könne; denn ich hätte im Anfange vorſichtiger ſein und alles ſorgfältig erforſchen ſollen." —

Darauf ſagte der junge Mann zu Timbreo: „Mein Herr, gehet in dieſer Nacht um neun Uhr gegen das Haus des Herrn Lionato, und ſtellt euch in den Trümmern

der Häuſer, welche den Garten Lionato's umgeben, auf die Lauer."

Dieſer Stelle gegenüber zog ſich ein Flügel des Pallaſtes von Lionato hin, in welchem ein alter Saal war, an deſſen Fenſtern ſich Fenizia zuweilen ſehen zu laſſen pflegte, weil man von dieſer Seite her des ſchönen Gartens und des friſchen Blumenduftes am beſten genießen konnte. Herr Lionato wohnte mit ſeiner Familie in der andern Seite des Pallaſtes, welcher ſehr alt und groß war und Raum hatte für den Hof eines Prinzen.

Nach jener Bezeichnung der Sache und des Ortes ging der ſchändliche Bube davon, ſuchte den treuloſen Girondo auf und ſagte dieſem alles, was er mit Timbreo verhandelt hatte. Darüber freute ſich denn Girondo erſtaunlich, denkend, der angelegte Plan könne nicht mehr fehlſchlagen. Als die feſtgeſetzte Stunde herankam, kleidete Girondo einen ſeiner Diener ſtattlich, überſchüttete

ihn mit wohlriechenden Oehlen und unterrichtete ihn in allem, was er zu thun hatte.

Der duftreiche Bediente ging nun in Gesellschaft des jungen Menschen durch die Straße, und in der Ferne folgte ein anderer mit einer Leiter auf dem Rücken.

Was Timbreo's Vorsätze, Gedanken und Gefühle waren, welches sein Schmerz, in dem er den qualvollen Tag hinbrachte, wage ich nicht zu beschreiben. Der allzu gläubige und unglückliche Liebhaber aß und trank den ganzen Tag nichts, und wer ihn ansah, der hielt ihn mehr für todt als lebendig. Eine halbe Stunde vor der bestimmten Zeit versteckte er sich in den genannten Trümmern, so daß er alles sehr genau übersehen konnte, was dort vorging, ohne bemerkt zu werden; es schien ihm durchaus unmöglich, daß Fenizia sich einem Andern solle preiß geben können. Doch dachte er bei sich: die Mädchen sind leichtsinnig, beweglich, unbeständig, ränkevoll

und lüſtern nach etwas neuem; jetzt beſchuldigte er ſie des Verrathes, jetzt entſchuldigte er ſie; er gab ſorgfältig auf jede Bewegung acht; die Nacht war nicht ſehr dunkel, aber äußerſt ſtille. Und horch, da klangen die Fußtritte der Kommenden, und leiſes Flüſtern ſchlug an ſein Ohr, doch konnte er noch nichts verſtehen. Nun ſah er die drei daherkommen und erkannte den Jüngling wohl, welcher am Morgen bei ihm geweſen war. Als ſie vorbeigingen, hörte er, daß der duftende, in das Gewand eines Liebhabers gekleidete, zu dem, welcher die Leiter trug, ſagte: Nimm dich in Acht, daß du die Leiter genau an das Fenſter ſtellſt und kein Geräuſch macheſt, denn Fenizia ſagte mir, du habeſt das letztemal, als wir da waren, ſie mit großem Geräuſche angeſtellt. Thue es alſo leiſe.

Timbreo hörte dieſe Worte deutlich; ach, ſie waren Dolchſtiche für ſein armes Herz! Obſchon er allein war, und keine

andere Waffen bei ſich hatte, als ſein Schwerdt, jene aber außer ihren Schwerdtern noch andere Waffen trugen, ſo war ſeine Eiferſucht doch ſo groß und wüthend, der Zorn, welcher ihn entflammte, ſo heftig, daß er nahe daran war, ſeinen Hinterhalt zu verlaſſen, und jenen, wildentbrannt anfallend zu tödten, welchen er für Fenizia's begünſtigten Liebhaber hielt, oder ſich ſelbſt in die Arme des Todes ſtürzend auf einmal allem Kummer und allen Leiden ein Ende zu machen. Da gedachte er aber des Wortes, ſo er gegeben hatte, und hielt es für eine große Gemeinheit und Laſterthat, die durch ſein Wort ſicher gemachten Männer anzufallen; er harrte alſo, erfüllt von Zorn, Rache, Wuth und Eiferſucht, in furchtbarer Qual der Dinge, die da kommen ſollten.

Jene drei ſetzten nun, als ſie auf der gedachten Seite des Pallaſtes angekommen waren, die Leiter leiſe an das Fenſter, der-

jenige, welcher den Liebhaber vorſtellte, ſtieg hinauf und ſprang in den Saal, ſich anſtellend, als werde ihm von innen Hülfe geleiſtet. Als Timbreo dies geſehen hatte, und ſich überzeugt glaubte, daß der, welcher hinaufgeſtiegen war, nun zu Fenizia gehe, und ihrer Liebe genieße, war er, ergriffen von dem wildeſten Schmerze, dem Wahnſinne nah. Der, wie er glaubte, gerechte Zorn war ſo mächtig in ihm, daß er alsbald jene Eiferſucht verbannend, die glühende und treue Liebe, welche er für Fenizia empfand, nicht allein zurückwies, ſondern in den grauſamſten Haß verwandelte. Er wollte gar nicht mehr erwarten, bis ſein Nebenbuhler zurückkomme, ſondern verließ den Ort, wo er ſich verborgen hatte, und ging in ſeine Wohnung zurück.

Der Jüngling ſah ihn hinweg gehen und erkannte ihn deutlich; er erklärte ſich, was in ihm vorgegangen ſein müſſe. Er gab daher dem verkleideten Bedienten ein

Zeichen; dieſer ſtieg herab, und die ſaubere Geſellſchaft begab ſich nach Hauſe. Als Girondo hörte, wie glücklich alles abgelaufen war, freute er ſich über die Maßen und glaubte ſchon Fenizia in ſeinen Armen zu halten.

Timbreo, welcher die ganze Nacht kein Auge geſchloſſen hatte, ſtand am frühen Morgen auf, ließ den Meſſener kommen, durch den er Fenizia von ihrem Vater zur Gattin verlangt hatte, und ſagte ihm, was er gethan wiſſen wollte. Dieſer, unterrichtet von dem Willen und dem Wunſche Timbreo's, ging zur Stunde des Mittagseſſens zu Herrn Lionato; dieſer ſpazierte in dem Speiſeſaale auf und ab, das Eſſen erwartend; auch die unſchuldige Fenizia befand ſich in Geſellſchaft zweier jüngerer Schweſtern und ihrer Mutter daſelbſt, beſchäftigt an dem Stickrahmen. Als der Meſſener hineintrat, ward er von Lionato ſehr freundlich empfangen. Der Abgeordnete ſagte:

Herr Lionato, ich habe für euch, eure Gattin und Tochter Fenizia einen Auftrag von Herrn Timbreo. — „Ihr seid willkommen! — versetzte jener. Was ist es? Kommt her, meine Gattin, und du, Fenizia, und höret mit mir, was uns Timbreo sagen läßt!“ —

Alsbald begann der Messener: „Herr Timbreo von Lardona schickt mich zu euch, und läßt euch sagen, daß ihr euch nach einem andern Schwiegersohne umsehen sollt, denn er sei nicht gesonnen, euch zum Schwiegervater zu haben. Nicht, als sei die Schuld an euch, denn er schätzt euch als einen edlen, guten Mann, sondern weil er mit eigenen Augen an Fenezia gesehen habe, was er sonst nie geglaubt hätte; darum sagt er sich von jeder Verbindung mit euch los. Dir, Fenizia, läßt er sagen, daß die Liebe, welche er für dich getragen habe, einen andern Lohn verdiente, als du ihm gegeben hast, und daß du dich um einen andern Mann

umthun möchteſt, ſo wie du dir einen andern Liebhaber zu verſchaffen wußteſt! Oder du möchteſt den nehmen, welchem du deine Jungfrauſchaft geſchenkt hätteſt!" —

Als Fenizia die bittere und ſchändliche Botſchaft hörte, war ſie dem Tode nahe; daſſelbe war bei Herrn Lionato und ſeiner Gattin der Fall. Aber die Beſinnung, welche ihm das Erſtaunen geraubt hatte, zurücknehmend, ſagte Lionato zu dem Boten: „Bruder, ich fürchtete vom Anfange her, als du mir dieſen Heirathsantrag machteſt, daß es Herrn Timbreo nicht Ernſt ſei mit ſeinem Begehren; denn ich wußte und weiß jetzt noch recht gut, daß ich ein armer Mann und nicht ſeines Gleichen bin. Doch hätte er mir, wenn es ihn reute, meine Tochter zur Gattin zu nehmen, nur ſagen dürfen, daß er ſie nicht wollte, ohne noch eine ſo ſchändliche Verläumdung hinzuzufügen. Ich weiß wohl, daß nichts in der Welt unmöglich iſt, aber ich weiß eben ſo gut, wie

meine Tochter erzogen worden, und welcher Art ihre Sitte ist. Der gerechte Gott wird, wie ich hoffe, einst die Wahrheit kund thun."

Mit diesen Worten entließ Lionato den Abgeordneten Timbreo's und blieb der festen Ueberzeugung, daß es dieser bereut habe, seine Tochter zur Gemahlin zu nehmen, in der Meinung, er erniedrige sich dadurch zu sehr und verunreinige das Blut seiner Ahnen. Lionato's Geschlecht war eines der ältesten und edelsten in Messina, und stand in der größten Achtung, aber sein Reichthum war der eines gemeinen Edelmannes, obschon es noch vielen bekannt war, daß seine Vorfahren weitläufige Besitzungen mit Schlössern und ausgedehnter Gerichtsbarkeit besaßen. Durch die verschiedenen Veränderungen, welche auf der Insel vorgegangen waren, und durch die bürgerlichen Kriege war er seiner vielen Rechte und Besitzungen beraubt worden, wie das der Fall bei vielen

andern Häuſern geweſen iſt. Da nun der gute Vater nie das geringſte von ſeiner Tochter geſehen hatte, das nicht mit der ſtrengſten Ehrbarkeit übereinſtimmte, dachte er, daß der Kavalier ſie wegen ihrer Armuth und der eingeſchränkten Lage nicht zum Weibe möge.

Fenizia, äußerſt erſtaunt und von dem größten Schmerze ergriffen, war außer ſich, als ſie hörte, welche Verläumdung man auf ſie häufe; ein zartes Kind, noch unbekannt mit den Schlägen des Schickſals, wäre ihr bei dieſer Schmach der Tod tauſendmal lieber geweſen, als das Leben; da ſtand ſie bewußtlos, eher einer Marmorſäule, als einem lebenden Weſen ähnlich; ſie war einer Ohnmacht nahe, und man brachte ſie auf das Bette. Hier wandte man alle Mittel an, ſie zu ſich zu bringen, aber es dauerte lange Zeit, bis ſie die Augen wieder aufſchlug. Da man ſogleich nach Aerzten ſchickte, ſo ward es in Meſſina

bekannt, daß Lionato's Tochter, Fenizia, krank sei und in Lebensgefahr schwebe. Auf dieses Gerücht kamen alsbald viele Edelfrauen, Verwandte und Freundinnen, die trostlose Fenizia zu besuchen, und als sie die Ursache ihrer Krankheit hörten, tröſteten sie das arme Kind so gut sie nur konnten. Man sprach viel und mancherlei über diese Sache, und überhäufte allgemein Timbreo mit den bittersten Vorwürfen. Der größte Theil derselben saß um das Bett der kranken Fenizia, deswegen diese sehr wohl verstanden hatten, was jene sagten; sie erhob sich und sah, daß fast alle aus Mitleiden mit ihr weinten; sie bat jene mit schwacher Stimme, sich zu beruhigen, und fuhr leise fort:

„Haltet doch, ihr Lieben, eure Thränen zurück; denn sie helfen euch nichts und mir sind sie neuer Schmerzen Ursache, ohne daß das Vorgefallene dadurch ungeschehen gemacht wird. Es hat dem Himmel so

gefallen und es iſt am beſten, das mit Geduld zu tragen. Der Grund der Schmerzen, die ich fühle, und die an der Wurzel meines Lebens tödtlich nagen, beſteht nicht darin, daß jener mich verſchmäht hat, obſchon auch das mich unendlich kränkt; ſondern daß er mich auf eine ſolche Art verſchmähte — das iſt es, was mich in das Grab bringen wird. Timbreo konnte ſagen, daß er mich nicht zum Weibe haben wollte — und alles war gut; aber auf dieſe Art mich zu verſchmähen — das muß mir ganz Meſſina's Tadel bringen, da es mich mit einem Verbrechen belaſtet, das ich nie, nie in meinem Leben gedacht, vielweniger gethan habe. Jedermann muß nun mit Fingern auf mich zeigen. Ich habe immer bekannt und bekenne von neuem, daß mein Stand dem ſeinigen nicht angemeſſen iſt; daß die Vermögensumſtände der Meinigen nicht zu einer ſo vornehmen Heirath paſſen. Was aber den Adel und das Alterthum des Blutes be-

trifft, ſo iſt es bekannt, daß die Familie der Lionati zu den älteſten und edelſten dieſer Inſel gehört, da wir von einer uralten römiſchen Familie abſtammen. Wenn ich aber wegen meiner Armuth keiner ſolchen Verbindung würdig war, ſo würde ich auf die unwürdigſte Weiſe verſchmäht; denn es iſt allbekannt, daß ich nie daran dachte, mein Herz einem andern, als meinem Gemahle zu ſchenken. Gott der Allmächtige weiß es, daß ich die Wahrheit ſpreche! O möchte er die Qual von mir nehmen, und mein Seelenheil ſchützen! Was ich weiter noch von ihm inbrünſtig erflehen möchte, iſt, daß er Timbreo's Augen öffne; nicht, um ſeine Gemahlin zu werden, flehe ich darum, denn ich fühle, daß ich bald ſterbe; ſondern damit er, dem meine Ehre ſo wenig gilt, und mit ihm die ganze Welt erkenne, daß ich nie ein ſo ſchändliches Laſter begangen habe, deſſen er mich ohne allen Grund beſchuldigt. Mag er ſich dann ein anderes

Weib nehmen, wie es ihm der Himmel beſtimmt hat und lange und glücklich mit ihr leben; für mich werden in wenigen Stunden vier Bretter genug ſein. Mein Vater, meine Mutter und alle unſere Freunde und Verwandte werden in dieſer Qual wenigſtens den Troſt haben, daß ich unſchuldig bin an dem Verbrechen, das man mir zur Laſt legt. Dieſes mein Wort in der Stunde des Todes geſprochen, iſt das einzige, aber gewiß ſichere Pfand der Wahrheit meiner Ausſage. Es iſt mir genug, vor dem Richterſtuhle des Allmächtigen unſchuldig und unbewußt eines ſolchen Frevels zu erſcheinen; ihm, der mir dieſe Seele eingehaucht, empfehle ich ſie, die voll Sehnſucht, dieſen irdiſchen Kerker zu verlaſſen, zu ihm den Weg nimmt." —

Nach dieſen Worten fühlte ſie einen ſolchen Schmerz ihre Bruſt durchſchneiden, daß ſie die Sprache verlor, und nur leiſe einzelne Worte ſtöhnen konnte, die niemand verſtand; kalter Schweiß floß über ihre Glie-

der; ſie faltete ihre Hände, und ſank als todt zurück.

Die Aerzte, welche noch zugegen waren, und an dieſem ſchrecklichen Zufalle alle ihre Kräfte vergebens verſchwendet hatten, gaben ihre Rettung auf und verließen ſie als todt, ſagend: der Schmerz ihrer Seele ſei von ſolcher Größe geweſen, daß er ihr Herz gebrochen habe; damit gingen ſie hinweg.

Fenizia lag kalt und ſtarr in den Armen ihrer Lieben; ihr Herz ſchlug nicht mehr und jedermann hielt ſie für todt; daſſelbe erklärte ein Arzt, den man noch einmal hatte rufen laſſen. Welche bittere Klagen ſich nun um ſie erhoben, welche Thränen, welche Seufzer — ihr erlaßt mir die Beſchreibung, theilnehmende Frauen! — der arme, weinende Vater, die troſtloſe Mutter in wahnſinnigem Schmerze — Steine hätten Thränen des Mitleides vergoſſen! Die Frauen und wer immer zugegen war, alles brach in Thränen aus! Schon waren beinahe ſechs

Stunden dahin; das Begräbniß ward auf den folgenden Tag angeordnet.

Die mehr todte als lebendige Mutter hatte, als alle andern Frauen weggegangen waren, eine Freundin bei ſich behalten, die Gattin des Bruders ihres Mannes. Dieſe beiden verſchloſſen ſich in das Todtengemach, und begannen, das geliebte Kind zu entkleiden und mit warmem Waſſer zu waſchen. Es mochten wohl ſieben Stunden verfloſſen ſein, daß Fenizia bewußtlos da gelegen hatte, als plötzlich während des Waſchens der entſchwundene Geiſt zurückkehrte, das Mädchen einige Zeichen des Lebens von ſich gab und die Augen zu öffnen begann.

Die Mutter und ihre Freundin waren außer ſich vor Freude; ſie legten ihr die Hand auf das Herz und fühlten die leiſen Schläge; das beſtätigte ihren freudigen Glauben, daß ſie lebe, noch mehr; ſie rieben ſie mit warmen Tüchern und wandten

noch andere dergleichen Mittel an; ohne das geringste davon laut werden zu laſſen, brachten ſie es ſo weit, daß Fenizia zu ſich kam, und die Augen öffnend mit einem ſchweren Seufzer ſagte: „Ach, wo bin ich?“

„Siehſt du denn nicht — ſagte die Mutter — daß du bei mir und deiner Tante biſt? Du lagſt in einer ſo tiefen Ohnmacht, daß wir dich alle für todt hielten. Aber gelobt ſei Gott, daß du noch lebſt!“

„Ach, wie viel beſſer wäre es — ſagte Fenizia — wenn ich todt und all dieſer Qual entflohen wäre.“

„Kind! — ſagte die Mutter und die Tante — du mußt leben, da es dem Himmel ſo gefällt; es wird auch alles gut werden!“

Die Mutter ſuchte ihre Freude zu verbergen, öffnete die Thüre des Gemaches ein wenig und ließ Herrn Lionato ſagen, er möge ſogleich heraufkommen. Seine

Freude, das geliebte Kind lebend zu finden, war unaussprechlich; er überlegte dann, und wünschte vor allem, daß kein Mensch in Messina etwas davon erfahren solle, was vorgegangen sei, entschlossen, seine Tochter aus Messina zu entfernen und auf das Landgut seines Bruders zu thun, dessen Gattin eben zugegen war. — Man gab der wiedererstandenen Fenizia kräftige Speisen, und die feinsten Weine, und nachdem sie ihre vorige Kraft und Schönheit wieder erlangt hatte, ging Lionato zu seinem Bruder und unterrichtete ihn genau von seinem Entschluß.

Die Verabredung, welche sie unter sich trafen, war folgende: Givolano — so hieß der Bruder des Herrn Lionato — sollte in der folgenden Nacht Fenizia in sein Haus führen und sie da in der Gesellschaft seiner Gattin, vor jedermann verborgen halten. Als dann die Villa mit allem Nöthigen bestellt war, ließ er eines Morgens vor Anbruch

des Tages Fenizia, eine ſeiner Töchter und eine der Schweſtern Fenizia's, welche dreizehn bis vierzehn Jahre alt war — Fenizia war eben ſechszehn — auf das Landgut fahren.

Am Tage nach Fenizia's vermeintem Tode, deſſen Gerücht ſich in ganz Meſſina verbreitet hatte, ließ Herr Lionato ein ſeinem Stande gemäßes Begräbniß veranſtalten, und einen Sarg machen, in welchen er, ohne daß es jemand bemerkt hätte, da Fenizia's Mutter niemand damit beläſtigen wollte, ich weiß nicht, was? legte, ihn verſchloß, vernageln und dann verpichen ließ, ſo daß jedermann glaubte, Fenizia's Leiche ſei darin. Am Abend ward der Sarg beigeſetzt, und die Verwandten bezeigten das größte Leidweſen. Es herrſchte eine allgemeine Rührung, und da die Urſache ihres Todes bekannt geworden war, ſo bewieß jedermann ſeine große Erbitterung gegen Timbreo, und glaubte, er hatte ge-

dachter Urſachen wegen jene Fabel nur erdichtet. Unter dem allgemeinen Leidweſen der ganzen Stadt ward alſo die Leiche beigeſetzt, und ein Grabmahl aus Marmor, mit dem Wappen der Lionati geziert, bezeichnete die Stelle, wo Fenizia ruhen ſollte. Auf dem Grabmal ſtand auch ein Epitaphium, wo die rührende Geſchichte ihres Leidens und ihres Todes aufgezeichnet war. Der Schluß hieß ſo:

„Und ſterbend bat ich Gott, einſt zu enthüllen,
Wie treu ich dem Geliebten ſtets gelebt,
Und todt nun lieg' um dieſer Treue willen.“

Als die Leichenfeier vorbei war, ſprach man überall nur von der Urſache des Todes dieſes armen Kindes; jede machte ſeine Bemerkung darüber und alle waren von dem tiefſten Mitleiden durchdrungen. Auch Timbreo, von dem man immer überzeugt war, daß er jeden Vorwand aus der Luft gegriffen habe, fing an, den bitterſten

Schmerz zu fühlen, und eine Beklemmung des Herzens zu leiden, die er nie zuvor gekannt hatte. Doch war er sich es bewußt, daß er nicht getadelt zu werden verdiene, da er einen Menschen die Leiter besteigen und in das Haus hatte springen sehen. Als er aber in der Folge mehr über das Gesehene nachdachte, als sein Zorn sich größtentheils gelegt hatte, und die Vernunft sein Auge wieder eröffnete, fiel ihm ein, daß derjenige, welcher in das Haus gestiegen war, eine andere habe besuchen können, oder daß er des Diebstahls wegen dort eingebrochen sein möchte; auch kam ihm in den Sinn, daß Herrn Lionato's Haus sehr groß, jener Flügel des Pallastes, wo der Fremde eingestiegen war, unbewohnt, es übrigens unmöglich sei, daß Fenizia, welche bei ihren Schwestern neben dem Gemache ihres Vaters und ihrer Mutter schlief, in jenen Flügel hätte kommen können, da sie dann durch das Gemach ihres Vaters gehen

mußte; weil er ſich in dieſe Gedanken immer mehr und mehr vertiefte, und ſich ſelbſt quälte, ſo war ſeine Ruhe für immerdar verloren.

Auch Girondo, welcher die Art von Fenizia's Tode gehört hatte, und wußte, daß er ihr Mörder ſei, fühlte ſein Herz dadurch und weil er ſie wirklich glühend liebte, von übergroßem Schmerze gefoltert, und war der Verzweiflung ſo nahe, daß er zwei- oder dreimal ſchon den Dolch auf ſeine Bruſt richtete, um ſich zu morden. Er konnte weder eſſen, noch trinken, noch ſchlafen, ging wie beſinnungslos umher, und fand nirgends weder Ruhe noch Raſt.

Sieben Tage nach dem Leichenbegängniſſe ſchien es ihm, als könne er nicht mehr leben, wenn er nicht Herrn Timbreo die Schandthat, welche er begangen hatte, entdeckte. Zur Mittagsſtunde begab er ſich in den Pallaſt des Königs, wo ihm Timbreo begegnete, welcher eben in ſeine Woh-

nung gehen wollte; Girondo ſagte zu ihm: „Mein Herr Timbreo, wenn es euch nicht läſtig iſt, ſo kommt mit mir!“ Timbreo liebte Girondo's Geſellſchaft; er ging daher mit ihm, von verſchiedenen Dingen ſich mit ihm unterhaltend. Bald darauf gelangten ſie zur Kirche, in welcher Fenizia's Grabmahl war. Hier angekommen, befahl Girondo ſeinen Dienern, daß keiner von ihnen in die Kirche kommen ſolle; auch bat er Timbreo, ſeinen Leuten daſſelbe zu befehlen, was dieſer auch ſogleich that.

Die beiden traten alſo allein in die Kirche; es war kein anderer Menſch darin zu ſehen: Girondo ging hin zu der Stelle, wo die ſcheinbare Leiche begraben lag, Timbreo mit ſich führend. Allda angekommen, kniete Girondo vor dem Grabmahle nieder, zog einen Dolch, den er an der Seite trug, heraus, und gab das Eiſen in Timbreo's Hand; dieſer erwartete erſtaunt, was das bedeuten ſolle, und wußte noch nicht,

weſſen Grab das ſei, vor dem ſein Gefährte ſich niedergekniet hatte.

Girondo wandte ſich ſchluchzend und weinend zu Timbreo: Edler, vortrefflicher Mann — ſagte er — ich habe dich unendlich beleidigt! Doch glaube nicht, daß ich dich hieher führte, um deine Verzeihung zu erbitten — nein, meine That iſt von der Art, daß ich keiner Vergebung würdig bin. Wenn du ein Werk deiner würdig vollenden, wenn du als Kavalier handeln, wenn du eine That vollbringen willſt, die Gott gefällig und den Menſchen angenehm iſt, ſo ſtoße dieſen Dolch, den du in der Hand haſt, in meine ruchloſe, verrätheriſche Bruſt, und bringe in meinem laſterhaften Blute den heiligen Gebeinen der unſchuldigen und unglücklichen Fenizia, welche in den letzten Tagen hier begraben wurde, ein ſchuldiges Opfer; denn ich, ich bin auf die boshafteſte Weiſe die einzige Urſache ihres frühen, ſchrecklichen Todes. Wenn du aber

mitleidiger gegen mich bist, als ich selbst, so werde ich mit meiner eignen Hand die Rache üben, welche ich an mir verübt zu wissen mich schuldig erkenne. Wenn du aber der edle Ritter bist, für den ich dich stets gehalten habe, und der nie den geringsten Flecken auf seiner Ehre erduldete, so darf ich überzeugt sein, daß du dich und die unglückliche Fenizia an mir rächen wirst."

Als Timbreo hörte, daß hier der schönen Fenizia Leiche eingesenkt sei, und Girondo's Worte vernahm; war er außer sich, wußte nicht, was er davon denken sollte, und begann, von bitteren Gefühlen überwältigt, schmerzlich zu weinen; dann bat er Girondo, aufzustehen, und ihm die Geschichte ausführlich zu erzählen; den Dolch schleuderte er weit von sich. Es dauerte lange, bis er Girondo bewegen konnte, sich zu erheben; dieser erzählte nun unter häufigen Thränen:

„Du sollst wissen, daß ich Fenizia

mehr, als mein Leben geliebt, so geliebt habe, daß eben diese rasende Liebe für das reizende Mädchen die Ursache ihres Todes ward. Ich sah, daß mir nie ein günstiger Blick von ihr werden konnte, daß nichts meine glühenden Begierden lindern würde; — ich hörte, daß sie dir zur Gattin versprochen war, und glaubte, geblendet durch meine zügellose Leidenschaft, Mittel finden zu müssen, sie dir zu entreißen, und dann von ihrem Vater zu meiner Gemahlin zu verlangen. Meinen Zweck zu erreichen, entwarf ich den schändlichsten Plan, der je ausgebreitet worden und ließ dich durch List einen andern zur Nachtzeit in Fenizia's Haus gehen sehen; dieses war einer meiner Bedienten. Derjenige, welcher zu dir kam und dich wissen ließ, daß Fenizia mit einem Andern der Liebe pflege, war von mir unterrichtet und bestochen, dir jene Nachricht zu bringen; darauf verschmähtest du Fenizia und die Unglückliche fand in dem ungeheuern

Schmerz ihren Tod; hier liegt sie begraben. Da ich ihr Mörder bin, so beschwöre ich dich bei dem Kreuze, (hier warf er sich von neuem auf seine Kniee) daß du für dieses furchtbare Laster gebührende Rache an mir nimmst; denn von dem Bewußtsein dieser That, wie von einer wüthenden Furie verfolgt, ist mir dieses Leben zur unerträglichsten Last geworden." —

Als Timbreo diese Worte hörte, weinte er bitterlich, und einsehend, daß der begangene Fehl nicht ungeschehen zu machen, Fenizia aber todt und nicht mehr in das Leben zurückzurufen sei, hatte er Mitleiden mit dem unglücklichen Girondo, und beschloß, ihm zu verzeihen, Fenizia's befleckten Ruf herzustellen und bekannt werden zu lassen, daß er ohne Grund jene Schande auf sie geworfen habe. Er bat Girondo aufzustehen und sagte nach bitterem Weinen, oft von den schwersten Seufzern unterbrochen:

„Es wäre besser für mich, mein Bru-

der, wenn ich nie geboren oder taub zur Welt gekommen wäre, um nie eine so furchtbare Sache anhören zu müssen. Ich werde nie mehr fröhlich sein, denn immer wird der Gedanke mich verfolgen, daß meine Leichtgläubigkeit die getödtet habe, deren Liebe, deren herrliche Tugend und überirdische Reize ein anderes Loos verdienten, als eine so große Verläumdung, einen so frühen Tod. Da es aber der Himmel so gefügt hat, gegen dessen Willen sich kein Laub auf dem Baume bewegt, und das Geschehene sich nicht mehr ändern läßt, so werde ich an keine weitere Rache denken, damit ich nicht, den Freund noch verlierend, Schmerz auf Schmerz häufe; auch würde dadurch nimmer Fenizia's seliger Geist in die keusche Hülle zurückkehren. Wegen einer Sache jedoch muß ich dich tadeln, damit du nie wieder in einen ähnlichen Fehl verfallest; du hättest mir deine Liebe entdecken sollen, da du wußtest, daß ich Fenizia

liebte, deine Liebe mir aber unbekannt war; ich wäre, ehe ich zum Vater ging, um sie mir zum Weibe zu erbitten, dir gewichen, und hätte, wie das dem edeln Geiste geziemt, meine Leidenschaft dadurch zu besiegen gewußt, und meinen Begierden unsere Freundschaft entgegen gestellt; oder du hättest, wenn du mich gehört, deine Lust gezähmt, und das Unglück, das nun entstand, hätte nie statt finden können. Doch die Sache ist nun geschehen und es ist nichts in der Welt, das sie im geringsten ändern könnte. Ich wünsche nun, daß du thun möchtest, was ich dir sagen werde."

Befehle, mein Gebieter, edler Mensch, ich werde alles ohne Ausnahme thun, was du willst! sagte Sirondo.

„Da Fenizia — sagte Timbreo — durch uns ihren guten Ruf verloren hat, so müssen wir, so viel wir es vermögen, denselben vor den Augen der Welt wieder herstellen, sowohl bei ihren Eltern, als

bei allen Meſſenern; denn nach dem Gerüchte, das meine Worte veranlaßten, kann leicht die ganze Stadt glauben, daß ſie eine Verbrecherin und gemeine Dirne geweſen ſei. Geſchieht dieſes nicht, ſo fürchte ich, ſtets ihren erzürnten Schatten vor mir zu ſehen, der nach blutiger Rache ruft."

Du, Herr — rief Girondo — haſt zu gebieten, und ich zu gehorchen! Erſt war ich dir in Freundſchaft verbunden, nun bin ich es durch die Unbill, die ich dir angethan habe; und die edle hochherzige Vergebung macht mich zu deinem ewigen Diener und Schuldner!

Bei dieſen Worten weinten beide Freunde bitterlich, warfen ſich vor dem Grabe nieder und die Hand auf das Kreuz gelegt, flehten ſie Gott und Fenizia an um Verzeihung, der eine ſeines Frevels, der andere ſeiner Leichtgläubigkeit wegen.

Als ſie ihre Thränen getrocknet hatten, wollte Timbreo, daß Girondo mit ihm in

das Haus des Herrn Lionato gehe. Sie gingen mit einander dahin und fanden denselben, wie er eben mit einigen Freunden, welche bei ihm gespeist hatten, von der Tafel aufstand; als er hörte, daß die zwei Edelleute mit ihm sprechen wollten, ging er ihnen erstaunt entgegen und hieß sie willkommen. Unendlicher Schmerz durchdrang die zwei Schuldigen, als sie Herrn Lionato, seine Gattin und alle schwarz gekleidet fanden; sie konnten kaum zur Sprache kommen. Nachdem man beiden Stühle gegeben und sich alle niedergelassen hatten, begann Timbreo in Gegenwart der ganzen Versammlung mit wehmüthiger, oft von Seufzern unterbrochener Stimme die ganze traurige Geschichte zu erzählen, wodurch Fenizia, wie er glaubte, so früh in das Grab gebracht worden war; dann warf er sich mit Girondo auf die Erde und bat den Vater und die Mutter um Vergebung.

Lionato, vor Zärtlichkeit und Freude

weinend, umarmte beide liebevoll, verzieh ihnen und dankte Gott, daß er die Unschuld seiner Tochter enthüllt habe. Darauf wandte sich Timbreo zu Lionato und sagte:

„Liebster Vater, da das Schicksal mir es verweigerte, euer Schwiegersohn zu heißen, wie dieses mein größtes Verlangen war, so bitte ich euch nun, mich als Sohn aufzunehmen, und über mich und alles, was ich besitze, als über euer Eigenthum zu schalten; ich werde euch stets die Ehrerbietung und den Gehorsam erzeigen, wie sie einem liebevollen Sohn gegen den Vater zu beweisen geziemt. Befehlt über mich, und ihr werdet sehen, daß meine Worte mit meinen Handlungen übereinstimmen! Ich kenne nichts so Schweres auf dieser Erde, das ich nicht für euch vollbringen könnte."

Der gute Alte dankte Herrn Timbreo liebevoll für dieses Anerbieten und fügte hinzu: da es mir nicht vergönnt war, in

eure Verwandschaft aufgenommen zu werden, so wage ich es, eine Bitte an euch zu thun, welche zu erfüllen euch leicht sein wird; diese ist, daß ihr bei der Liebe welche ihr für mich habt, bei der Liebe welche ihr zu meiner Tochter trugt, und bei dem Edelmuth den ihr stets bewieset, mir versprecht, keine Gattin zu nehmen, ohne daß ihr mir es zuvor kund gethan hättet, und daß ihr, wenn ich euch ein Mädchen zur Gattin gebe die euch gefällt, sie als solche annehmen wollt.

Timbreo glaubte, es sei dieses Versprechen nur eine kleine Vergeltung für den unendlichen Schmerz den er dem trostlosen Vater verursacht hatte; er reichte ihm daher die Hand, küßte seine Stirne und sagte:

„Mein liebster Vater, ihr legt mir eine zu leichte Sache auf; da ich euch so unendlich verbunden bin, und nur wünsche euch zu erkennen zu geben, wie sehr ich verlange euch gefällig zu sein, so werde ich

nicht nur nie ohne euer Wiſſen eine Gattin nehmen, ſondern ich werde die allein ehelichen, welche ihr mir rathen und geben werdet! Das verſpreche ich euch bei meiner Ehre in Gegenwart aller dieſer Herrn."

Nach dieſen Worten begaben ſich die zwei Edelleute hinweg und die Sache verbreitete ſich, wie ſie war, in ganz Meſſina, ſo daß es allgemein bekannt ward, daß Fenizia unſchuldig verläumdet worden war. Deſſelben Tages ward auch Fenizia durch einen Eilbothen benachrichtigt, daß ſich die Sache ſo gewendet habe. Sie war deshalb über alle Maaßen froh und dankte Gott inbrünſtig für die wieder erlangte Ehre.

Es war nun ungefähr ein Jahr, daß Fenizia auf dem Landgute lebte, und die Sache war ſo klug betrieben worden, daß niemand wußte wie Fenizia noch am Leben ſei. Unterdeſſen war Timbreo ſtets mit Herrn Lionato umgegangen, und dieſer ließ nun ſeine Tochter wiſſen, was er für gut

fand ſie wiſſen zu laſſen, und bereitete alles vor, was er für nöthig hielt ſeinen Plan auszuführen. Fenizia war in dieſer Zeit über allen Glauben ſchön geworden; ſie hatte eben ihr ſiebzehntes Jahr erreicht und ihre Reize hatten ſich auf das herrlichſte entfaltet; auch war ſie ſo groß geworden, daß jeder der ſie geſehen, ſie nicht mehr für Fenizia erkannt hätte.

Die Schweſter welche ſie bei ſich hatte, ein Mädchen von ungefähr fünfzehn Jahren, mit Namens Belfiore, glich wirklich der ſchönſten Blume, und ihre Reize erblühten faſt eben ſo wunderherrlich als die ihrer älteren Schweſter. Als Lionato, der ſehr oft hinausgekommen war ſeine Kinder zu beſuchen, dieſes ſah, gedachte er ſeinen Vorſatz nicht länger aufzuſchieben, und ſagte: eines Tages, als er mit den zwei jungen Edelleuten zuſammen war, lächelnd zu Timbreo:

„Es iſt endlich an der Zeit, mein Sohn,

daß ich euch eurer Verbindlichkeit gegen mich enthebe. Ich habe ein junges, sehr schönes und gebildetes Fräulein für euch gefunden, mit der ihr nach meiner Meinung zufrieden sein werdet, wenn ihr sie gesehen habt. Wenn ihr sie vielleicht nicht mit so viel Liebe aufnehmen könnt, als ihr für Fenizia gefühlt habt, so kann ich euch doch versichern, daß ihr nicht weniger Schönheit, Bildung und Adel der Seele in ihr finden werdet. Mit den Gaben der Häuslichkeit und eines angenehmen Betragens ist sie vollkommen ausgestattet. Ihr sollt sie sehen, und es steht dann euch frei zu thun, was euch das beste scheint. Sonntag früh werde ich an eure Wohnung kommen, von einer Gesellschaft auserwählter Freunde begleitet und hoffe euch mit Herrn Girondo bereit zu finden, wo wir dann ungefähr drei Meilen von Messina auf ein Landgut gehen und dort die Messe hören werden. Da sollt ihr auch das Mädchen sehen, von der

ich mit euch ſprach, und dann werden wir zuſammen zu Mittag eſſen.

Timbreo nahm die Einladung an, ordnete alles auf das beſte, und war Sonntags in der Frühe mit Girondo auf das Land zu reiten bereit. Und ſieh, Lionato, der ſchon alles auf das beſte in der Villa hatte ordnen und beſtellen laſſen, kam nun mit einer Geſellſchaft von Edelleuten vor Timbreo's Wohnung. Dieſer ſtieg mit Girondo und dem Gefolge zu Pferde, und nachdem man ſich gegenſeitig gegrüßt hatte, verließ der Zug die Stadt.

Man kam, wie es bei ſolchen Luſtritten zu gehen pflegt, unter verſchiedenen Geſprächen auf der Villa an, wo die Geſellſchaft ſehr ehrenvoll empfangen wurde. Als die Meſſe geendigt war, gingen alle in den ſehr ſchönen und geſchmackvoll ausgeſchmückten Saal. Und als nun alle in dem Saal verſammelt waren, ſieh, da ſprangen die Flügel eines anſtoßenden Gemaches auf

und viele Edelfräulein und Frauen traten heraus; unter dieſen befanden ſich auch Fenizia und Belfiore; Fenizia ganz ähnlich dem Monde, wenn er am reinen Himmel alle übrigen Sterne überſtrahlt. Die zwei Edelleute empfingen die Damen mit der größten Ehrerbietung, wie jeder Mann Frauen dieſe zu erzeigen verpflichtet iſt.

Alsbald nahm Lionato Timbreo's Hand und führte ihn zu Fenizia, (welche ſeitdem ſie auf der Villa war immer Luzilla genannt worden war) und ſagte: Sehet hier Herr Ritter, Fräulein Luzilla, welche ich, wenn es euch ſo gefällt, zu eurer Gattin erwählt habe; wenn ihr mir beiſtimmt ſo iſt ſie eure Gattin. Nichts deſtoweniger aber ſteht es euch frei, ſie zu laſſen oder zu nehmen.

Als Timbreo das Mädchen ſah, das in der That wunderſchön war und ihm beim erſten Anblick außerordentlich gefallen hatte, auch ſchon entſchloſſen war, Lionato's Verlangen Genüge zu leiſten, ſagte er, nach-

dem er ein wenig in ſich verſunken dageſtanden hatte: „Mein Vater, ich nehme nicht nur dieſes Fräulein, das mir ſehr wohlgefällt, gern an, ſondern ich würde bei jeder andern, die ihr mir gezeigt hättet, daſſelbe gethan haben; denn ich bin euer gehorſamer Sohn. Damit ihr ſehet, daß ich verlange euren Wunſch zu erfüllen, und euch kein eitles Verſprechen gegeben habe, ſo erkläre ich dieſes Fräulein für meine rechtmäßige Braut, wenn anders ihr Wille mit dem meinigen übereinſtimmt.“ —

Auf dieſe Worte ſagte das Mädchen: Ihr ſeht mich bereit alles zu thun, was Herr Lionato befiehlt!

„Und ich — fügte Lionato hinzu: — bitte dich, ſchönes Kind, daß du Herrn Timbreo zu deinem Gemahle nehmeſt.“

Man zögerte in der Sache nicht im geringſten. Das junge Paar ging in die Kapelle zurück, und ließ ſich von einem Prieſter nach chriſtlichem Gebrauche einſegnen.

So heirathete Timbreo in Gegenwart vieler Zeugen seine Fenizia, in der Meinung Luzilla zur Gattin zu nehmen. Als unser Timbreo das Mädchen aus dem Gemache hatte treten sehen, fühlte er ein gewisses Etwas sein Herz bewegen, das er sich nicht erklären konnte; er glaubte einige der reizenden Züge seiner Fenizia in ihrem Antlitz zu schauen, und konnte nicht satt werden, sie zu betrachten, so daß er die Liebe, welche er für Fenizia gefühlt hatte, auf dieses Mädchen übergetragen sah. Nach der Verbindung wurde alsbald Wasser zum Waschen der Hände gereicht und zu Tische gegangen. Den ersten Platz des Tisches nahm die Braut ein; zu ihrer Rechten saß Timbreo, ihm gegenüber Belfiora, und neben dieser der Ritter Girondo; dann folgten die übrigen aus der Gesellschaft, immer eine Dame zwischen zwei Herrn. Köstliche Speisen, herrliche und feine Weine — die schönste Ordnung — die fertigste

Bedienung. Geiſtreiche, witzige Geſpräche würzten das vortreffliche Mahl und die loſen Scherze gaukelten hin und wieder. Als endlich Früchte und Confituren aufgetragen wurden, und Fenizia's Tante, welche mit ihr den größten Theil des Jahres auf der Villa zugebracht hatte und neben Herrn Timbreo ſaß, bemerkte, daß das Mahl ſeinem Ende nahe, ſagte ſie ſcherzend zu Timbreo: Herr Bräutigam, ſeid ihr denn nie verliebt geweſen?

Als Timbreo dieſe Worte, von der ehrwürdigen Matrone ausgeſprochen, vernahm, füllte ſich ſein Auge mit Thränen und er konnte lange nicht reden. Endlich beſiegte er die Weichheit ſeines Herzens und verſetzte: „Frau Tante, eure Frage führt eine Sache in mein-n Sinn zurück, die ſtets auf meinem Herzen laſtet und Urſache iſt, daß ich bald meine Tage werde vollendet haben. Obwohl ich mit meiner neuen Gattin ſehr zufrieden bin, ſo fühle

ich doch wegen einer andern Dame, welche ich liebte und, obgleich ſie todt iſt, jetzt noch mehr liebe als mich ſelbſt, einen ſtets nagenden Wurm in meiner Seele, welcher mich mit dem wildeſten Schmerz erfüllt; denn ich war ihres bittern Todes einzige Urſache."

Sirondo wollte auf dieſe Worte antworten, aber er konnte vor übergroßem Kummer nicht zur Sprache kommen; endlich brachte er folgende von Seufzern gebrochene Worte hervor: „Ich, Herr, ich allein war der Mörder dieſes unglücklichen Mädchens, deren Tugenden das längſte Leben verdient hätten. Du hatteſt keine Schuld — auf mir allein laſtet das ganze Verbrechen."

Bei dieſem Geſpräche begannen ſich die ſchönen Augen der Braut mit Thränen zu füllen, denn ſie gedachte lebhaft der vergangenen Schmerzen, welche ſo herb auf ihrer Seele gelaſtet hatten. Die Tante

fuhr fort, den Neffen zu fragen: Erzähle mir doch dieſe Geſchichte, welche euch und euren Freund jetzt noch zu Thränen rührt!

„Ach, erwiederte Timbreo, ihr wünſcht, daß ich den wilden und verzweifelten Schmerz, den ich erduldet, der mich beinahe verzehrt hat, erneue — ein ſchwer zu erfüllendes Begehren —; aber ihr wollt es, und wie die Geſchichte auch den tiefſten Schmerz aufrühre und meine Ehre in ein gehäſſiges Licht ſtelle — ich erzähle euch alles!“

Er begann alſo die Sache vom Anfang bis zum Ende, nicht ohne die bitterſten Thränen von ſeiner, nicht ohne die tiefſte Rührung von der zuhörenden Seite zu erzählen. Dann fügte die Matrone hinzu: „Ihr habt mir eine wunderbare und grauſame Geſchichte erzählt, Herr Ritter — dergleichen ſich vielleicht keine mehr auf dieſer Welt begab. Aber ſagt mir, wenn ihr, ehe euch Luzilla zum Weibe gegeben ward,

eure Geliebte wieder hättet erwerben können, was würdet ihr gethan haben, sie zum Leben zurückzurufen?“

Timbreo sagte weinend: „Ich schwöre es bei Gott, daß ich mit meiner jungen Gattin sehr zufrieden bin, und die glücklichsten Tage hoffen kann; wenn ich aber vorher die liebe Todte wieder hätte erwecken können — ach, ich hätte Blut und Leben dafür hingegeben; denn ich liebte sie wahrhaft innig, und so zärtlich als nur ein Mensch zu lieben im Stande ist; und ich werde sie immer und ewig lieben wie jetzt!“ —

Fenizia's Vater konnte bei diesen Worten seine Freude nicht länger verbergen, wandte sich mit wonneglühendem Gesichte zu seinem Schwiegersohne, und sagte mit übergroßer Zärtlichkeit: Eure Handlungen, mein Herr Schwiegersohn, wenn ich euch so nennen darf, stimmen nicht mit euern Worten zusammen; schon seit diesem Morgen ist die so sehr geliebte Fenizia eure

Braut, und ihr ſaht ſie ſo viele Stunden hindurch wieder und erkennt ſie noch nicht? Warum iſt eure ſo ſehr glühende Liebe ſo plötzlich erloſchen? hat ſich Fenizia ſo geändert, hat ſie alle ihre Reize verloren, daß ſie euch ſo unkenntlich geworden iſt.

Bei dieſen Worten öffneten ſich alsbald des liebenden Kavaliers Augen, er warf ſich in die Arme ſeiner Fenizia, küßte ſie tauſendmal, und trunken von unendlicher Freude konnte er das Auge gar nicht von ihrem Antlitz abwenden; die Thränen der ſüßeſten Wonne floſſen über ſeine Wangen, und er war nicht im Stande ein Wort hervorzubringen. In der Folge erzählte Lionato die ganze Geſchichte der Rettung Fenizia's, und alle ſtanden erſtaunt und erfreut, Herrn Timbreo Glück wünſchend.

Girondo aber warf ſich vor Fenizia nieder und bat ſie demüthig um Vergebung. Sie hob ihn freundlich auf und vergab ihm in liebevollen Worten jene Beleidigung.

Dann wandte ſie ſich zu ihrem Gatten und bat ihn mit den ſüßeſten Worten der Vergangenheit zu vergeſſen, und nicht mehr davon zu ſprechen. Eine glühende Umarmung, Mund an Mund — eines trank des andern heiße Thränen der Wonne — ihr Glück war unendlich.

Während man nun auf verſchiedene Weiſe ſich unterhielt und ergötzte, näherte ſich Girondo dem alten Lionato, der ſo entzückt war, daß er die Sterne mit ſeinen Händen zu berühren glaubte, und bat ihn, ihm eine ſehr große Gunſt zu erzeigen. Herr Lionato erwiederte, er möge nur fordern, wenn die Erfüllung der Bitte in ſeiner Gewalt ſtände, ſo ſolle er verſichert ſein, daß er ſie von Herzen gern erfülle.

„So verlange ich euch denn zu meinem Vater, Herr Lionato — ſagte Girondo: — Timbreo und eure Tochter Fenizia zu Geſchwiſtern und Belfiore zu meiner geliebten und rechtmäßigen Gattin.“

Darüber fühlte der gute Vater neue Freude sein Herz durchdringen — er wußte kaum ob er träume oder ob es wahr sei, was er hier höre und sehe. Er erholte sich von seiner Freude, dankte Gott von Herzen, daß er ihn so sehr beglückte, und zu Girondo gewandt, erwiederte er freundlich, daß er mit diesem Antrage sehr zufrieden sei. Dann rief er seine Belfiore zu sich und sagte: du hast gehört, meine Tochter, daß der Herr Ritter dich zu seiner Gemahlin verlangt; wenn es dir so gefällt, bin ich sehr zufrieden. Sage uns deinen Entschluß.

Das schöne Kind erröthete und bebte am ganzen Körper; dann sagte sie leise und verschämt zu ihrem Vater, daß sie bereit sei, alles zu thun, was er verlange. Darauf gab Herr Girondo ohne Zögern mit Beistimmung aller Verwandten der schönen Belfiore den Hochzeitring. Herr Lionato und alle freuten sich unendlich. Da

Herr Timbreo ſeine Gattin unter dem Namen Luzilla geheirathet hatte, ſo vermählte er ſich noch einmal unter dem rechtmäßigen Namen mit ihr.

Der ganze Nachmittag ward unter Tanz, Muſik und Luſtbarkeiten hingebracht. Die Wonne war allgemein. Die ſchöne, liebenswürdige Fenizia war in den feinſten Damaſt gekleidet, weiß wie der Schnee und mit einem wunderſchönen Kopfputze geſchmückt. Sie war groß gewachſen und ihr Körper überaus friſch und ſchwellend. Die ſchöne Bruſt halb verborgen von den feinſten Spitzen, zeigte die Geſtalt zwei runder Granat-Aepfel. Wer den reizenden Schmelz ihrer Wangen ſah, der war entzückt von der zarten, gleichſam angehauchten Röthe, welche über die blendend weiße Haut floß wie jungfräuliche Schaam: die Bruſt mit dem ſchneeigen Hals glich dem weißeſten, lebendigſten Alabaſter, über alle Beſchreibung entzückend und ſchön gebildet.

Der liebliche Mund, aus dem die Worte wie Sfärenmuſik floſſen, enthüllte halb und bedeckte halb zwei Reihen der feinſten Perlen des Orients, umſchloſſen von den ſchönſten Rubinen. Wer aber dieſe himmliſchen Augen ſah, zwei glänzende Sterne, oder zwei glühende Sonnen, wie ſie leuchtend in dem Kreiſe der Freunde funkelten, und auf des Geliebten Blicken voll ſüßer Sehnſucht ruhte, der konnte ſchwören, daß in dieſen glühenden Lichtern die Liebe wohne, und in dieſem Strahlenfeuer ihre tödtenden Flammen bereite! Wie lieblich gaukelten die blonden Haare um den ſchneeigen Nacken, und um die blendende Stirne, den zarten Goldfäden gleich, wogten ſie leiſe und gaukelten auf und nieder, als flöße ein ſanftes Lüftchen durch das Seidenlock! Wie ſchön ihre Arme — wie fein, weiß und zart dieſe Händchen — wie zierlich dieſer kleine Fuß! Die Natur hatte alle ihre Kunſt aufgeboten, dieſes Meiſterſtück zu

vollenden; selbst der Neid hätte nicht den kleinsten Fehler oder Mangel an ihr gefunden. Jede ihrer Bewegungen war voll unendlicher Grazie; jeder Blick, jedes Herz war von dem wunderbaren Reize ihres Wesens befangen. Wer darum von Fenizia sagte, daß sie ein Fönix sei, der sprach nicht unwahr, denn sie besaß eine seltene, überirdische Schönheit.

Aber Belfiore gewährte einen nicht weniger entzückenden Anblick; nur daß sie ihrer Jugend wegen noch nicht den edeln Anstand ihrer älteren Schwester besaß. Man brachte den ganzen Tag in Lust und Freude zu; die zwei Ritter konnten nicht aufhören, ihre jungen Bräute anzuschauen und ihrer süßen Rede zu genießen. Timbreo war vor Freude ganz außer sich, er konnte sein Glück fast selbst nicht begreifen und fürchtete, einen schönen Traum zu träumen, oder von einem lieblichen Zauber befangen zu sein.

Am folgenden Tag schickte man sich an die Villa zu verlassen und nach Messina zu ziehen, um dort die Hochzeit auf eine Art zu feiern, wie es dem hohen Stande der Ritter angemessen war. Die beiden Edelleute hatten zuvor durch einen Boten einem ihrer Freunde Nachricht von dem ganzen Hergang der Sache gegeben; dieser war bei dem Könige sehr in Gunst, und sie übertrugen ihm alles, was sie am Hofe besorgt wissen wollten. Derselbe ging an dem nämlichen Tage zu dem Könige Piedro, um ihm seine Aufwartung zu machen, und ihm im Namen der beiden Ritter die ganze Geschichte zu erzählen, worüber der König eine große Freude empfand. Er ließ die Königin zu sich bitten, und jener mußte die Geschichte zum zweitenmal erzählen, welches er denn auch, zur großen Verwunderung und Freude dieser Dame, pünktlich that; sie ward durch das unglückliche Loos der schönen Fenizia bis zu Thränen gerührt.

König Piedro war einer der liebenswürdigſten Fürſten jener Zeit, und wußte das Verdienſt eines jeden zu ſchätzen und zu belohnen; er eröffnete daher der edlen Gemahlin ſeinen Entſchluß und ſagte ihr, was er zu thun geſonnen ſei. Die Königin freute ſich ſehr darüber und ſtimmte gern in den Willen ihres königlichen Gemahles ein. Es wurde demzufolge am ganzen Hofe alles auf das ſorgfältigſte geordnet, alle Edelleute und Edeldamen von Meſſina wurden eingeladen, und der König befahl ſodann, daß die angeſehenſten Kavaliere des Hofes in Geſellſchaft vieler andern Ritter und Edelleute, unter dem Infanten Don Giacomo Dongiavo, ſeinem Erſtgebornen, vor die Stadt ziehen, und den zwei Schweſtern, unſern jungen Bräuten, entgegen gehen ſollten. Als alles auf das beſte angeordnet war, zogen ſie vor die Stadt, und waren kaum eine Meile weit geritten, als ſie den zwei Bräuten begegneten, welche mit ihren Gat-

ten und vielen andern fröhlich gegen die Stadt heranzogen. Als sie sich begrüßt hatten, ließ der Infant die Ritter, welche dem Befehle gemäß abgestiegen waren, um jene zu empfangen, wieder aufsteigen. Dann ritt Don Giacomo zu den Bräuten, um ihnen Namens seines Vaters zu ihrer Verbindung Glück zu wünschen; dann kamen die übrigen Hofleute herbei, um die jungen Paare zu bewillkommen. Die beiden Ritter mit ihren Frauen dankten den Entgegenkommenden auf das verbindlichste für diese Beweise ihrer Liebe.

Die ganze Gesellschaft zog nun der Stadt zu, fröhlich und scherzend wie es bei ähnlichen Lustbarkeiten zu geschehen pflegt. Don Giacomo ritt neben dem Wagen der Bräute und unterhielt bald Fenizia, bald Belfiore mit freundlichen Worten. Der König, von der Annäherung des Zuges benachrichtigt, stieg, als es ihm Zeit schien, mit der Königin zu Pferde, und zog mit einem

großen Gefolge der schönen Schaar entgegen. Alles stieg ab, um den König und die Königin zu empfangen, welche diese Ehre mit freundlicher Huld aufnahmen. Der König ließ nun alle wieder aufsteigen und begab sich zwischen Lionato und Timbreo; die Königin aber nahm Fenizia zur Rechten und Belfiore zur Linken; der Infant Don Giacomo ritt neben Girondo. Dann folgten die übrigen Ritter und Damen Paar und Paar in der schönsten Ordnung; der Zug ging zu dem königlichen Pallaste, in welchen nun alle nach der Anordnung des Königs treten mußten. Ein reiches Mahl folgte darauf, dann Musik und ein glänzender Ball. Das Fest dauerte sieben Tage; ganz Messina nahm Theil an der großen Freude.

Als der siebente Tag vorbei war, ließ der König Herrn Lionato rufen und fragte ihn, was er seinen Töchtern als Morgengabe schenken werde? Lionato erwiederte,

daß nie davon die Rede gewesen sei und er ihnen so viel geben würde, als in seinen Kräften stände. Der König sagte, er wolle dieses Geschäft über sich nehmen; und als die Ritter mit den zwei schönen Schwestern kamen, um für die Güte des Königs zu danken, so beschenkte er sie reichlich. Die Königin machte die lieblichen Bräute zu ihren Hofdamen und warf ihnen einen grossen Gehalt aus.

Timbreo's Geschlecht breitete sich in Sizilien, Neapel und Spanien aus und blüht heute noch. Girondo genoß in den Armen der schönen Belfiore das Glück des Himmels und sah liebliche Kinder um sich erblühen.

5.

Liebe um Liebe.

Ich will euch eine wunderſame Geſchichte erzählen, welche ich von einem Freunde, als ich in Spanien war, gehört habe; ihr werdet daraus ſehen, wie gewaltig die Liebe iſt, und wie ſie, wenn einmal ein edles, tieffühlendes Herz von ihren Flammen berührt wurde, darin ohne Unterlaß fortglüht und ihre ſüßen Qualen ausdehnt. Höret alſo! Es herrſchte in Spanien furchtbare Feindſchaft und blutiger Kampf zwiſchen zweien der edelſten Familien, den Häuſern Mendoza und Toledo: Beide waren reich an Beſitzungen und mächtig durch ihre Vaſallen. Oft ſchon waren Kämpfe

unter ihnen ausgebrochen und viele brave Männer von beiden Seiten umgekommen. Als eben die Zwietracht unter ihnen am ſtärkſten war, und der Haß, der tief in ihren Gemüthern Wurzel gefaßt hatte, am wildeſten aufbrach, begab es ſich, daß Juan de Mendoza, ein reicher, kräftiger Jüngling, an der Spitze ſeiner Parthei ſtand, und daß beide Theile im Felde waren, ihre Kraft vielfach an einander verſuchend.

Die Schweſter Don Juan's, eine junge Wittwe, war bei ihrem Bruder, und bat Gott inbrünſtig, er möge doch den Haß der beiden Familien endigen und ſo vielem Unheile ein Ziel ſetzen. Da ſie hörte, daß man einen neuen Angriff beſchloſſen habe, und ſie ihren Bruder überaus lieb hatte, that ſie dem Himmel das Gelübde, daß ſie, wenn er ſiegreich aus dem Treffen komme, als Pilgerin zu Fuß nach Rom in die h. Peterskirche gehen wolle.

Ein blutiges Treffen wurde geliefert,

und die von Toledo wichen; Don Juan behielt das Feld und verlor nur wenig Leute. Donna Iſabella — ſo hieß die junge Wittwe — eröffnete nun dem Bruder das Gelübde, welches ſie gethan. Obſchon es dieſer ſehr ungern ſah, daß ſeine Schweſter eine ſo weite Reiſe zu Fuß machte, mußte er es zugeben; er ſorgte, daß ſie anſtändig geleitet werde, und mit möglichſter Bequemlichkeit in kurzen Tagreiſen den Weg antrete. Donna Iſabella verließ Spanien, kam nach Frankreich, überſtieg die Alpen und langte in Turin an.

Eine Schweſter des Königs von England war damals die Gemahlin des Herzogs von Savoyen, und ſtand in dem Rufe, die ſchönſte Frau im ganzen Abendlande zu ſein. Die ſpaniſche Pilgerin wünſchte die Herzogin zu ſehen, um zu erfahren, ob die Sage, welche ſie ſo ſehr erhob, gegründet ſei. Das Glück war ihren Wünſchen gewogen: denn, als ſie eben in Turin an-

kam, fand ſie eine Menge Wagen, welche jedem, der zu Pferde war, den Ein- und Ausgang verſperrten, und die weite Straße einnahmen. Die Herzogin, in einem äuſſerſt ſchönen Wagen, wollte gerade — es war nach dem Abendeſſen — eine Luſtfahrt außerhalb der Stadt machen, und war genöthigt, anzuhalten, bis die Daherziehenden vorbei waren. Die Pilgerin kam, da ſie zu Fuß war, mit ihrer Begleitung ohne Mühe durch das Gedränge; und als man ſie benachrichtigte, die Dame in dem Wagen ſei die ſo ſehr geprieſene Herzogin, ſtellte ſie ſich in ihre Nähe. Der Schlag des Wagens war geöffnet und die Herzogin ſtand, von ihrem Sitze erhoben da, und ließ ihre ſchönen Augen freundlich über die Menge der Verſammelten hingleiten.

Da begann die Pilgerin die reizende Herzogin aufmerkſamer und feſten Blickes zu betrachten, und mit richterlichem Auge ſie Theil für Theil zu ſchauen: und wirk-

lich ſchien ſie ihr ſo überaus reizend und ſchön, daß der Ruf nicht genug zu ſagen, und überhaupt ſo viel Schlauheit und Anmuth, als die Herzogin beſaß, wohl angeſchaut und angeſtaunt, aber nie einem Andern beſchrieben werden zu können ſchien. Die Pilgerin rief daher, ganz außer ſich vor Entzücken, ſehr laut in ſpaniſcher Sprache:

„O mein Gott! das iſt ja die ſchönſte und anmuthreichſte Frau, die man je ſehen kann! Welche Kinder würde ſie gebären, wenn ſie ſich mit meinem Bruder verbände! Gewiß, Engel würden ſie erzeugen!“

Don Juan war in jenen Zeiten einer der ſchönſten Ritter. Die Herzogin verſtand das Spaniſche ſehr gut, rief einen ihrer Laufer, und befahl ihm, unbemerkt zurückzukehren, zu bemerken, wo die ſpaniſche Pilgerin ihre Wohnung nehme, und ſie dann in das Schloß zu führen. Ihrem Befehl ward ſorgfältig nachgekommen.

Während die Herzogin an den lachenden Ufern des Po luſtwandelte, bemühte ſie ſich, die Worte der Pilgerin ſich aus dem Sinne zu ſchlagen, aber es war vergebliche Mühe. Ihr war, als ſei ſie gebannt in den Zauberkreis jener wenigen Worte.

Sie kehrte bald in ihr Schloß zurück, und fand die Pilgerin, welche nach dem Auftrage des Laufers mit ihrer Begleitung auf die Herzogin wartete.

Die Herzogin zog ſie auf die Seite und begann ſie zu fragen, aus welcher Provinz von Spanien ſie ſtamme, welches ihre Abkunft ſei und wohin ſie gehe. Die Pilgerin befriedigte die Wißbegierde der Dame, und entdeckte ihr die Urſache, warum ſie dieſe Pilgerſchaft nach Rom angetreten.

Als die Herzogin hörte, aus welchem edeln Geſchlechte die Spanierin ſtamme, entſchuldigte ſie ſich ſehr, daß ſie dieſelbe nicht ehrenvoller empfangen habe, und ſagte

ihr viel Verbindliches. Dann kam ſie ihrem Zwecke näher, und wollte wiſſen, warum die Pilgerin die bewußten Worte an ihrem Wagen geſprochen habe.

Donna Iſabella dachte nicht weiter darüber nach und ſagte:

„Frau Herzogin, mein Bruder, Don Juan de Mendoza, iſt einer der ſchönſten Jünglinge, die ich je geſehen; wer ihn geſehen, ſagt daſſelbe: denn ich würde mir es ſelbſt nicht glauben, daß ſeine Schönheit ſo groß ſei, wenn es nicht die Ausſage aller, die ihn ſahen, beſtätigte. Von ſeiner Tapferkeit und andern guten Eigenſchaften, die zu einem ächten Rittersmanne gehören, ziemt es mir nicht zu ſprechen, da ich ſeine Schweſter bin: wolltet ihr aber davon ſelbſt mit ſeinen Feinden ſprechen, ſo würdet ihr erfahren, welch ein tapferer und kühner Ritter er iſt.“

Die Herzogin hatte ſchon ein leiſes Beben ihres Herzens gefühlt, als ſie jene

Worte am Wagen vernahm; der junge Ritter war ihr nicht mehr gleichgültig und sie verlangte nun innigst, ihn zu sehen. Als sie nun hörte, wie des Jünglings Lob aus dem Munde der Schwester begeistert floß, öffnete sie weit den Flammen der Liebe ihr Herz, und umfaßte sie mit solcher Leidenschaft, daß sie ganz Feuer ward. Ihr Sinn war auf nichts mehr gewendet, als auf die Art und Weise, Don Juan zu sehen; sie vertiefte sich so sehr in diese Gedanken, daß sie oft ganz außer sich war. Sie entließ Isabella ungern.

Da sie dies wilde Anstürmen ihres jungen Herzens nicht durch sich selbst beschwichtigen konnte, und ihr Liebesverlangen um so glühender aufflammte, je weniger Hoffnung sie hatte; so beschloß sie, einem sehr treuen Kammerfräulein ihren Zustand zu entdecken.

Das Fräulein war Julia genannt — ein äußerst reizendes und kluges Mädchen;

dabei war sie so liebreich und gefällig, daß sie der ganze Hof auf den Händen trug.

Dieser entdeckte die Herzogin alle Geheimnisse ihres Herzens und bat sie um Rath und Unterstützung in ihrer Liebe. Als Julia alles wußte, fühlte sie herzliches Mitleiden mit ihrer Herrin, die sie überaus liebte, und bemühte sich nach allen ihren Kräften, sie zu trösten, ihr versprechend, wie sie alles aufbieten würde, ihre Wünsche zu erfüllen.

Der Trost des treuen Mägdleins und ihr Versprechen erleichterten das bekümmerte Herz des schönen Weibes, und füllten ihre Brust mit süßem Hoffen.

Julia dachte vielfach über die Sache, und nach tausend und tausend Gedanken ward es ihr klar, daß ohne Beihülfe eines verständigen und klugen Mannes das übergroße Weh ihrer Herrin nicht gehoben werden könne.

An dem Hofe der Herzogin war ein

gewisser Franzesko Appiano als Leibarzt angestellt, der sich gern mit Julia unterhielt und ihr den Hof machte. Es war klar, daß er das schöne Fräulein liebte: sie aber hatte sich bis jetzt nicht um des Mannes Liebe bekümmert, und ihm wenig Hoffnung gegeben: da sie aber einsah, daß er ein gutmüthiger, dienstfertiger und in jeder Hinsicht gewandter Mann sei, beschloß sie, sich zu ihrem Vorhaben seiner zu bedienen.

Sie theilte der Herzogin ihren Entschluß mit und fand Beifall. Die Herrin unterrichtete Julien, den Arzt durch süße Blicke zu kirren, welches das verschlagene Mädchen ohne Zögern ins Werk setzte. Der Arzt war in der That verliebt und hielt sich in seinem Entzücken für den Glücklichsten auf der Erde, da seiner Liebe ein so schönes Ziel erblühte. Julia glaubte bald, daß er hinlänglich im Netze sei und sagte eines Abends zu ihm:

„Die Frau Herzogin fühlt ſich nicht ganz wohl, und wünſcht, euch morgen früh, ehe ſie aufſteht, in ihrem Gemache zu ſehen, um euch ihr Weh zu entdecken.“

Der Arzt verſprach zu kommen. Am Morgen eilte er in das Schloß, trat in das Vorgemach und erwartete, eingelaſſen zu werden. Die Herzogin und Julia hatten ſchon Rathes gepflogen, was dem Arzte, der die Herzogin wirklich für krank hielt, zu ſagen ſein möchte.

Als Appiano in das Gemach getreten war, ſchickte man die andern Kammerfrauen hinweg und Julia war mit dem Arzt und der Herzogin allein. Dieſe wandte ſich nun zu Appiano und ſagte:

„Meiſter Franzesko, wenn ihr der artige und verſtändige Mann ſeid, wie man euch mir geſchildert hat, ſo bin ich gewiß, euch in zwei Dingen, die ich euch vorlege, bereit zu finden. Erſtens müßt ihr mir mit unverletzbarer Treue ergeben

ſein; zweitens euch meinen Zuſtand zu Herzen nehmen, und auf meine Herſtellung bedacht ſein: ich halte euch aber für einen eben ſo geſchickten Arzt in geiſtigen als körperlichen Uebeln. Ihr wißt ja recht wohl, wie es mit einer jungen, zärtlich erzogenen Frau iſt, die ſich an einen kraftloſen Mann vermählt ſieht, welcher, um frei mit euch zu ſprechen, zum ſüßen Frauendienſte nichts oder wenig taugt. Doch denke ich deswegen an nichts entehrendes und werde nichts thun, das dem Herzog, meinem Gemahle, miſsfallen könnte."

„Es ſind aber erſt wenige Tage, daß ich von dem Verlangen, einen Mann zu ſehen, den ich noch nie geſchaut habe, ſo hingeriſſen und entflammt ward, daß ich es klar einſehe, wie unmöglich es iſt, ohne die Befriedigung dieſes Wunſches länger am Leben zu bleiben. Ich gab mir ſchon alle erdenkliche Mühe, um dieſe Einbildung aus dem Herzen zu verbannen; aber alles

war vergebens. Je mehr ich mich bemühe, dieſes glühende Sehnen, ich will nicht ſagen, zu tödten, nur zu mäßigen, deſto mehr entzündet es ſich und wächſt von Stunde zu Stunde."

„Da ich nun überzeugt bin, daß mein Tod nahe iſt, wenn dieſe Sehnſucht unerfüllt bleibt, ſo werde ich alles anwenden, mein Leben zu erhalten; denn das äußerſte, was ich thun werde, iſt, mich dem Tode zur Beute zu geben."

Nun erzählte die Herzogin, was ſie durch die Pilgerin von deren Bruder gehört hatte, und wie ſie entſchloſſen ſei, alles anzuwenden, um den ſchönen Ritter zu ſehen; ſie bat den Arzt inſtändig, ein bequemes Mittel aufzufinden, ihrem Wunſche Genüge zu leiſten.

Nachdem ihr dieſer nun, wie man zu ſagen pflegt, Himmel und Hölle verſprochen hatte, gab ſie endlich ihr Wort, ihm Julia zur Gattin zu geben.

Appiano liebte Julien mehr als sein Leben und wünschte nur, sie zur Gemahlin zu haben; dem Ziele so nahe, versprach er, alles nach der Herzogin Willen einzurichten: um aber die Sache besser erwägen zu können und ein Mittel auszusinnen, den Verfolg vor Jederma n geheim zu halten, verlangte er zwei Tage Bedenkzeit.

Schon flog ihm eine List durch den Kopf, die Beifall verdiente, und er bat die Herzogin, im Bette zu bleiben und verbreitete das Gerücht, sie sei kränklich. Um seine Absicht noch mehr zu verdecken, mußte sie einige Arzneimittel nehmen.

Die Sache ward dem Arzt schwieriger, als er glaubte; tausend Pläne wurden entworfen, und keiner wollte zum Ziele führen. Aber die Liebe macht scharfsinnig. Eine Reise nach St. Jakob von Galizien, unter dem Vorwande einer gelobten Pilgerschaft zu den heil. Ueberbleibseln des Apostels — ein trefflicher Gedanke! —

Appiano beſuchte die Herzogin und theilte ihr in Julia's Gegenwart den Plan mit. Damit die Herzogin auch einen guten und rechtmäßigen Grund zu ſolch einem Gelübde habe, legte ihr Appiano auf, eine gefährliche Krankheit zu heucheln, damit es am Ende ſcheinen könne, als ſei ſie durch die Hülfe des heil Jakobs geſund geworden.

Die Sache gefiel der Herzogin um ſo mehr, als der artige Mediziner ſie eine ſchöne Art lehrte, ihre Kammerfrauen zu hintergehen, ſo daß alle glaubten, den h. Apoſtel ihrer Herrin leiblich erſcheinen geſehen zu haben.

Die Herzogin begann alſo ſich ganz erſchöpft zu ſtellen, und jede Speiſe, welche man ihr reichte, zu verſchmähen, über heftige Schmerzen im Unterleibe klagend. Sie hatte von Appiano gewiſſe Dinge, unter andern Kümmelrauch erhalten, ſo daß ſie ganz blaß ausſah. Man rief andere Aerzte an den Hof, welche, als ſie die Bläſſe der

Dame sahen, heftig erschraken: Appiano von dem Vorgange unterrichtet (dieser erzählte ihnen ein langes und breites nach seiner Art von der Krankheit und den verschiedenen Zufällen der Herzogin) überließen sie ihm, als dem mit dem Zustand der Leidenden am Bekanntesten, die Kur.

Als er sah, daß die Sache erwünscht ausfalle, berieth er sich mit den Doktoren über gewisse Arzneien, die er für anwendbar hielt, und welche von allen für die besten erachtet wurden.

Allein die Herzogin ward täglich schlimmer, und da sie nur ganz heimlich kräftige von Appiano verordnete Speisen genoß, so verbreitete sich in Turin das Gerücht, sie schwebe in Todesgefahr, und dieses bekräftigten die andern Aerzte, weil Appiano den Urin so verfälschte, daß er Anzeichen des Todes zu geben schien.

Der damalige Bischof in Turin war ein armer, alter, ganz einfältiger Mensch; die-

sem beichtete sie, und gab ihm zu verstehen, daß sie ohne Zweifel sterben müsse, und in sein Gebet Vertrauen setzte. Der gläubige Alte tröstete sie mit schaalen Worten, sie ermahnend, und auf die Barmherzigkeit des Himmels verweisend. Am folgenden Tag ließ der gute Mann eine allgemeine Prozession des ganzen Pfaffenthums der Stadt ausziehen, damit die Herzogin genesen möchte.

Appiano hatte selbst das Bild des h. Jakobs, wie man ihn abzumalen pflegt, auf eine kunstreiche Weise verfertigt; es war mit den schönsten Farben gemalt, denn er hatte, ungerechnet, daß er ein sehr geschickter Arzt war, noch Tausend andere Künste zur Hand. Er legte dieses Bild in ein Kistchen, in welches er auch einigen mit Aquavit getränkten Flachs that, und gab Julien das Kistchen, welche es alsbald in das Schloß bringen und hinter das Bett der Herzogin setzen ließ.

Die Herzogin hatte sich in ihrer erdich-

teten Krankheit zwei einfältige alte Kammerfrauen gewählt, welche Nachts mit Julia in ihrem Gemache schliefen. In der Nacht nach dem Prozessionstage sah Julia ungefähr um Mitternacht, die zwei Alten von langem Wachen ermüdet, endlich fest entschlafen, öffnete heimlich das Kistchen, nahm das Bild des h. Jakobus heraus, und heftete es mit der Herzogin Hülfe an die Wand hinter dem Bette; sie hob die Vorhänge weg und brannte an dem Bilde die zarten mit Aquavit getränkten Flachsfäden an.

Das Bild war so gearbeitet, daß wenn man an einem weißen Faden zog, der rechte Arm sich wie zum Segnen erhob. Julia erhob ihre Stimme und begann zu schreien, daß die beiden Alten ganz erschrocken auffuhren. Julia kniete zwischen der Wand und dem Bette und zog den Faden an, schreiend: Wunder! Wunder!

Die Herzogin erhob sich vom Bette, warf sich vor dem Bild auf die Knice, und

flehte, ſie der Geneſung zu würdigen, zugleich that ſie das Gelübde, zu Fuß nach Spanien zu gehen und die h. Ueberbleibſel des Apoſtels zu beſuchen: ſie widerholte dieſes Gelübde mehrmal.

Die zwei guten Alten, welche ſahen, wie das Bild die Herzogin ſegnete, und wie ein wunderbarer Heiligenſchein — vom brennenden Flachs — in vielen ſchönen Farben das Bild umfloß, glaubten feſt, das ſei der h. Jakob der ältere, Bruder des h. Evangeliſten Johannes, und ſanken anbetend und vor Zerknirſchung weinend auf der Stelle nieder.

Als die Herzogin ſah, daß der Flachs bald abgebrannt ſei, befahl ſie den Alten, das Gemach zu verlaſſen, um den Arzt hereinzurufen, welcher in einem nahen Gemache des Schloſſes ſchlief. Während die guten Frauen den Arzt riefen, nahmen die Herzogin und Julia das Bild und legten es

in das Kistchen, den Betrug schnell auf die Seite bringend.

Die beiden Alten machten einen solchen Lärm, daß nicht Appiano allein erwachte, sondern, da sie „Wunder! Wunder!“ riefen, alles, was im Schloß wohnte, zusammen lief. Auch der Herzog erhob sich bei dem Tumulte, und ging mit Vielen in das Gemach der Herzogin.

Die Herrin war schon angekleidet, und ihr Antlitz strahlte so heiter, daß jede Beschreibung hinter der Wahrheit bliebe. Als sie den Herzog sah, ging sie ihm entgegen und sagte ganz freudig und munter:

„Mein Herr und Gemahl! Ich bin das glücklichste Weib auf Erden, da es dem Himmel gefallen hat, durch Vermittelung seines glorreichen Apostels St. Jakob von Gallizia mich genesen zu lassen.“

Darauf erzählte sie das schöne Wunder.

Die beiden Alten und Julia stimmten

bei, den Apoſtel mit eigenen Augen geſehen zu haben.

Appiano, auf den der Herzog viel Vertrauen ſetzte, ſagte aus, er habe, als er in das Gemach trat, ein reiches Licht um den Heiligen geſehen, das aber in einem Nu, und grade dann verſchwunden ſei, als der Herzog die Thüre öffnete.

Es wäre zu ermüdend, die weitläuftigen Verhandlungen über dieſen Gegenſtand herzuzählen. Die Herzogin bat ihren Gemahl, er möge das Gelübde, das ſie gethan, beſtätigen, welches geſchah.

Am Morgen verbreitete ſich das Gerücht von dem geſchehenen Wunder, und man ſprach von nichts Anderm mehr. Der Biſchof kam in das Schloß, und fragte ſorgfältig nach Allem was vorgegangen, und als nicht allein die Herzogin, Julia, die beiden Alten und Appiano, ſondern noch viele andere, die ſich ſchämten, das nicht geſehen zu haben, was andere ſahen, aus-

ſagten, den Glanz um das Haupt des Apoſtels geſehen zu haben; ſo ließ der Biſchof noch denſelben Morgen dem Apoſtel ein hohes Amt halten, wozu das ganze Volk herbeiſtrömte: in der Mitte des Amtes hielt der Biſchof eine Predigt, worin er des Wunders und der Gnade der Heilung ihrer Herzogin in vielen Worten Erwähnung that und ſich überhaupt anſtellte, als habe er alles mit eignen Augen geſehen *).

Der ganze Hof und die Stadt ſchwammen in Wonne; es wurden Spiele und Wettkämpfe angeſtellt.

Unterdeſſen hatte Donna Iſabella Men-

*) B. hätte den Gegenſtand nicht ſo breit ausgeführt, wenn ſich das Ganze nicht auf einen wirklichen Vorfall bezogen hätte: auch hört man den Schalk vernehmlich. Wie mancher Heilige mag durch den Sohn von Kaspapa und Maia ſein Anſehen erhalten haben!!!

A.

doza ihre Pilgerſchaft vollendet, kehrte zurück und kam mit ihrer Begleitung nach Turin, wo ſie ihrem Verſprechen gemäß der Herzogin aufwartete, von der ſie mit größter Sehnſucht erwartet wurde.

Die Herzogin nahm die ſpaniſche Pilgerin ſehr wohl auf, küßte und umarmte ſie und ließ ſie im Schloſſe wohnen. Als ſich hernach Gelegenheit bot, ſagte ſie dem Herzog, daß eine edle Spanierin in anſtändiger Begleitung von Rom gekommen ſei, und nach Spanien zurückkehre; wenn es ihm nicht unangenehm ſei, wolle ſie mit derſelben gehen, um ihrem Gelübde Genüge zu leiſten.

Der Herzog dachte nichts weiteres und war zufrieden: er ſorgte für ein ehrenvolles Geleite und Geld, und ließ ſie ihres Weges ziehen. Unter der Begleitung der Herzogin waren auch Julia und Appiano.

Es war ein wunderherrlicher Anblick, die zwei ſchönen Pilgerinnen, von ſo vie-

ren Frauen und Herren umgeben, alle zu Fuß und in Pilgerkleidern daher ziehen zu ſehen. Auch folgten einige Wagen mit Betten und andern Bequemlichkeiten.

Man zog die Landſtraße hinauf, über die ſchneeig * Alpen, durch die Provence, den Pyrenäen zu, und gelangte glücklich nach Spanien. Die Herzogin hatte Iſabella und alle Andere, welche in ihrem Geleite waren, gebeten, niemanden zu entdecken, daß ſie die Herzogin von Savoyen ſei.

Wer die Unterhaltungen der Reisenden, beſonders die zwiſchen der Herzogin, Julien und Appiano alle aufzählen wollte, hätte viel zu thun. Die verliebte Herrin behauptete, die lange und beſchwerliche Pilgerſchaft ermüde ſie ganz und gar nicht; ſie fühle ſich vielmehr von Stunde zu Stunde heiterer, und jeder Schritt vermehre und entflamme die Sehnſucht ihres Herzens, den herrlichen Ritter zu ſehen. Man

konnte den ſchönen Vers unſeres liebenden Petrarcha's wohl auf ſie anwenden:

„Lebend'ges Lieben, das ſich nährt durch Leiden" —

Als ſie der Stadt nahe waren, in welcher ſich Don Juan gewöhnlich aufhielt, ſagte Donna Iſabella zu der Herzogin:

„Meine Herrin, wir ſind noch zwei kleine Tagreiſen von einer der Städte meines Bruders; ich werde, mit eurer Erlaubniß, vorauseilen, um für euch und euer Geleite die Wohnung zu bereiten; meinem Bruder ſage ich, wenn es euch gut dünkt, es habe eine lombardiſche Dame mir in ihrem Hauſe Gaſtfreundſchaft erwieſen, und werde nun bei mir wohnen, ohne ihn ſonſt wiſſen zu laſſen, wer ihr ſeid."

So ging Iſabella voraus und konnte ſich nicht enthalten, ihrem Bruder zu ſagen, ihre Gaſtfreundin ſei die Schweſter des Königs von England, und die Gemah-

lin des Herzogs von Savoyen; ſie erzählte ihm nun, was ſie am Wagen geſprochen, wie die Herzogin das Gelübde gethan und ſie gebeten habe, ihren Namen zu verſchweigen.

Don Juan erſuchte ſeine Schweſter, die edle Pilgerin auf alle mögliche Weiſe zu ehren. Der aufgeweckte Sinn des Jünglings ließ den Gedanken bald in ſich aufkommen, es möchte mit dieſer Pilgerſchaft eine andere Bewandniß haben, als ſeine Schweſter dachte; doch ließ er ſich nichts merken.

Als Donna Iſabella alles eingerichtet hatte, eilte ſie der Herzogin entgegen.

Don Juan ſtieg, als es ihm Zeit ſchien, mit vielen ſeiner Ritter zu Pferde und führte ſie, unter dem Vorwande einer Jagd, auf den Weg, welchen die Herzogin kam.

Die Herzogin gewahrte den Reuterſtrupp, und fragte, was für Leute das ſeien, worauf Iſabella verſetzte:

„Es iſt das Jagdgefolge meines Bruders Don Juan, und jener auf dem hermelinfarbnen Renner mit den weißen Federn am Hute iſt mein Bruder.“

Die Herzogin, welche den Ritter, ohne ihn je geſehen zu haben, ſchon wegen des Rufes ſeiner Schönheit liebte, und wie ſie ihn nun erblickte, einſah, daß er viel, viel ſchöner ſei, als ſie ſich gedacht hatte, war durch den Anblick ſeines wunderſchönen Antlitzes und ſeiner herrlichen Geſtalt ſo entflammt, daß ſie ganz entzückt und vor Wonne außer ſich war; ſie konnte ſich kaum weiter bewegen und war nur darauf bedacht, ihm in das liebreizende Geſicht zu ſchauen; ſie glaubte nie eine ſüßere Wolluſt empfunden zu haben, als ſie bei dieſem Anblick durchſtrömte, und ſie wäre gern ſtill geſtanden, um den Ritter deſto beſſer betrachten zu können.

Don Juan ſtieg, als er ihr nahe genug war, vom Pferde, ging ehrerbietig zu ihr

und dankte, ihr die Hand küssend, für die gütige Aufnahme seiner Schwester zu Turin: er hieß sie willkommen und erbot sich zu jedem ihrer Wünsche.

Und wie der junge Ritter ihr so dankte, schien es ihm, als sei diese das schönste und reizendste Weib, das er je gesehen habe. Während der wenigen Worte, welche diese beiden mit einander sprachen, begegneten sich ihre Augen auf eine Weise, daß, wenn es möglich war, die Gluth des Herzens unserer schönen Frau noch zu vermehren, dieser Blick es that; der Ritter war von dem Glanze dieser zwei herrlichflammenden Sonnen so entzündet, daß er sich von ihnen festgehalten und durchaus von Liebe für die so überschöne Pilgerin durchglüht fühlte.

Doch wagte keines von Beiden, die so erregten Flammen zu entdecken, sie strebten vielmehr nach Kräften, sie zu verbergen. Dieses war denn großer Qualen Ursache,

denn je heimlicher das Feuer der Liebe brennt, deſto verzehrender iſt es.

Die Herzogin blieb drei Tage in dem Hauſe Don Juan's und genoß die größten Ehrenbezeugungen. Sie wollte durch den Anblick des geliebten Gegenſtandes die wilde Gluth, welche furchtbar innen wühlte, mildern; aber dieſe ward von Stunde zu Stunde heftiger.

Mit dem Ritter war es derſelbe Fall; je mehr er die wunderſame, himmliſche Schönheit der Herrin ſchaute und in ſich ſog, deſto mehr trank ſein Auge das unſichtbare Gift der Liebe. Er wußte, ſo mitten in den Flammen ſtehend, nicht, was er beginnen ſollte.

Jetzt, am vierten Tage, was davon auch der Grund ſein mag, erhob ſich die Herzogin früh von ihrem Lager, und zog, von Donna Iſabella Abſchied nehmend, gegen St. Jakob.

Don Juan war in Verzweiflung, als

er hörte, daß die Herzogin plötzlich abgereist sei; er konnte sich auf keine Weise denken, was die Herrin habe bewegen können, auf diese Weise davon zu gehen. Schnell ließ er einige Pferde sattein, und folgte mit wenigen seiner Leute dem Wege der Herzogin, die er, da sie zu Fuß war, bald einholte.

Als er bei ihr war, stieg er vom Pferde, grüßte ehrerbietig und sagte:

„Edle Frau, die Ursache eurer plötzlichen Abreise ist mir unbekannt, und es schmerzt mich sehr, daß ich euch die meiner Schwester erzeigten Ehren nicht vergelten konnte. Solltet ihr, oder Jemand aus eurem Geleite durch irgend etwas beleidigt worden sein, so laßt mich es wissen, um es auszugleichen."

Die Herzogin dankte dem Ritter und sagte, sie habe in seinem Hause nur Freuden und Ehren genossen; wofür sie ihm verbunden sei, und wenn sie ohne sein Wissen ab-

reiſte, ſo wäre dieſes blos geſchehen, um ihn nicht im Schlafe zu ſtören.

So mit einander redend, begleitete ſie der Ritter zu Fuß, und kam zu ihrer Rechten, wo er, von niemand als der Herrin gehört, folgende Worte ſprach:

„Edle Frau, ich bin ſehr erſtaunt, daß es euch nicht beliebte, euch in meinem Hauſe Standesgemäß zu ehren. Ich hätte euch als Schweſter eines Königs, als Gemahlin eines Herzogs, nach euerm Verdienſt und meiner Pflicht bewirthen ſollen, dieſes nicht gethan zu haben, ſchmerzt mich ſehr. Was wird die Welt ſagen, wenn ſie erfährt, wen ich in meinem Hauſe gehalten, und wie wenig ich eine ſo edle Dame geehrt habe. Erlaubt mir wenigſtens, ſchöne Herrin, bei eurer Rückkunft euch ſo zu empfangen, wie es euerm Stamme und Stande gebührt. Ich würde euch ewig verbunden ſein, wenn ihr mir dieſe Gnade erzeigen wolltet."

Die Herzogin ließ ihn nicht weiter re-

den und beklagte ſich ſehr über Iſabella, daß ſie ihren Stand entdeckt habe.

Die beiden wußten am Ende, da Eines von dem Andern auf gleiche Weiſe bezaubert war, das innere Feuer ihrer Liebe nicht mehr ſo gut geheim zu halten — es mußte ſich kund thun und ſeine glühenden, lebendigen Flammen herausſprühen.

Die Gelegenheit dazu fand ſich bald. Sie geſtanden ſich ihre Liebe, zwei Feuerſeelen zerfloſſen in Eine. Die Szene iſt unbeſchreiblich. —

Don Juan erfuhr von der Herzogin, daß ſie die Reliquien des Heiligen beſuchen und dann die neuntägige Feier in der Kirche begehen werde, wie alle Pilgersleute zu thun pflegen, worauf ſie zu ihm kommen und einige Tage bei ihm zu verweilen gedenke.

Nach dieſer Verabredung nahm das ſchöne Paar Abſchied; die Herzogin ſchritt fort

gegen St. Jakob, und der Ritter zog ganz freudig nach Hauſe zurück.

Aber wir wollen die Liebenden ein wenig allein laſſen und ihnen Zeit geben, über ihre Liebe nachzudenken; wir ſehen uns indeſſen nach dem Herzog von Savoyen um, dem es, nach vielen Tagen, ſehr übel gethan ſchien, ſeine Gemahlin eine ſo weite Reiſe machen zu laſſen: ſich eines beſſern beſinnend, und begierig, den begangenen Fehler gut zu machen, rief er ſeinen Rath zuſammen und legte ihm die Sache vor.

Es ſchien allen wohlgethan, dieſe Vernachläſſigung ſobald als möglich zu verbeſſern, und das kürzeſte, wenn der Herzog ſelbſt zu Schiffe ginge: er ließ daher einige Fahrzeuge, welche er in der Nähe von Nizza hatte, in die See ſtechen, und begab ſich mit vielen Rittern und Edelfrauen an deren Bord.

Der Wind war ſehr günſtig; man landete glücklich in Spanien an und kam gra-

de am neunten Tage, an welchem die Herzogin ihre Andacht endigte, in St. Jakob an.

Die Freude der ganzen Gesellschaft war sehr groß, als sie ihren Herrn sahen; allein die Herzogin theilte diese Freude nicht, da sie sah, welche Hindernisse sich nun ihrer Liebe entgegenstellten: auch Julia und Appiano, welche die Gedanken ihrer Gebieterin kannten, betrübten sich; doch verbargen sie ihre Unzufriedenheit geschickt und zeigten sich freudevoll.

Der Herzog erzählte seiner Gemahlin die Ursache seines Kummers, besuchte noch desselben Tags die h. Gebeine des Apostels und ging am folgenden Morgen mit der Herzogin und der ganzen Begleitung an Bord; die Anker wurden gelichtet; der Wind schwellte die Segel und ein frischer Südost führte die Schiffe bald an die Küste von England: denn der Herzog wollte die günstige Gelegenheit benutzen, seinen Schwager zu besuchen. Man landete ungefährdet und ward

von dem König mit der größten Freude empfangen.

Die Herzogin war, äußerlich froh erscheinend, im Innern sehr betrübt, sie beklagte sich, so oft sie Gelegenheit hatte, bei Appiano und Julia über ihr Mißgeschick und weinte bitter in ihrem Unmuthe; es schien ihr zu viel zu sein, in dem ersten Erblühen der süßesten Herzensneigung, während des Keimens der ersehnten Frucht nach so vielen Mühen, alle Hoffnung auf einmal aufzugeben.

Julia und Appians gaben sich alle ersinnliche Mühe, sie zu trösten, ihr vorstellend, daß Don Juan gewiß nach Turin kommen und sie besuchen werde: jeder Trost war aber vergebens, so hatte der Unmuth ihr ganzes Gemüth durchdrungen.

Die Gesellschaft blieb einige Tage in England, wo der König alles that, wodurch er seine Schwester und deren Gemahl ehren und erfreuen konnte. Der Herzog be-

ſchloß nach Calais, und durch Frankreich nach Italien zu gehen. Der König ſchenkte ſeiner Schweſter beim Abſchied einen Diamanten von mehr als 100,000 Dukaten Werth.

Zu Calais ſtieg die Geſellſchaft zu Pferd und zog nach Paris, wo ſie von dem chriſtlichſten Könige auf das ehrenvollſte empfangen wurden. Dann ging man nach Savoyen, verweilte da einige Tage, überſtieg die Alpen und langte zu Turin wohlbehalten an.

Die Herzogin war äußerſt betrübt und ihr Schmerz wuchs von Tag zu Tag.

Was that aber wohl Don Juan, deſſen Herz von gleicher Liebe flammte?

Als er die Herzogin nicht zur verabredeten Zeit zurückkehren ſah, und nicht nur die Tage, ſondern die Stunden zählend, noch fünf oder ſechs Tage vergebens geharrt hatte, ſo wunderte er ſich daher und fürchtete, es mögte ein unerwartetes Ereigniß eingetreten ſein: er ſchickte daher einen ſei-

ner Getreuen nach Gallizien, um zu ſehen, was vorgefallen ſei. Der Bote kam dahin und hörte, der Herzog von Savoyen habe ſeine wallfahrende Gemahlin abgeholt und ſei mit ihr zu Schiff gegangen.

Der Abgeſchickte kehrte zurück und erzählte ſeinem Herrn, was er vernommen.

Don Juan glaubte, dieſe Zuſammenkunft ſei verabredet geweſen und die Herzogin habe ihn blos zum Beſten gehabt. Seine Qual war unbeſchreiblich, er fühlte, wie ſeine Liebe und Sehnſucht nach der ſchönen Herrin von Stunde zu Stunde wuchs und führte, ſo hoffend und verzweifelnd, ein trauriges Leben. —

Während er ſich auf dieſe Weiſe verzehrte und die Herzogin nicht weniger troſtlos und bekümmert war, begab es ſich, daß die Allemannen in Frankreich einfielen, ſengend und brennend, wohin ſie nur kamen.

Der Herzog von Savoyen, einer der erſten Offiziere des Königs von Frankreich

wurde von diesem Einfalle alsbald benachrichtigt und eilte mit einem bedeutenden Heerhaufen nach Frankreich: ehe er aber Turin verließ, übergab er dem Grafen von Pancalieri die Regierungsgeschäfte seines Herzogthums, vor allem empfahl er ihm die zärtlichste Sorgfalt für seine Gemahlin.

Der Graf begann, die Angelegenheiten des Herzogthums nach Kräften zu leiten, und berieth sich in allem mit der Herzogin, wie deren Gemahl es befohlen hatte; auf diese Weise war er jede Stunde in ihrer Nähe, und sich angelegentlich mit ihr unterhaltend, und ihre Schönheit so vor Augen habend, wurde aus dem neuen Statthalter ein eifriger Verehrer der Reize der Herzogin: er verliebte sich so feurig in die schöne Herrin, daß er nirgends mehr Ruhe fand. Er hatte weder Gattin noch Kinder, aber er hatte einen Neffen an Kindesstatt angenommen; dieser Jüngling war am Hofe der Herzogin, und erreichte eben sein siebzehntes

Jahr, ein äußerst schönes, gesittetes Jünglingsbild.

Der Graf, sein Oheim, hingerissen von dem Feuer der Leidenschaft, wagte es, der Herzogin seine Liebe zu entdecken, und ihr zu sagen, wie sehr sein Herz für sie entzündet sei. Die schöne Herrin, welche einen Andern in ihrer Seele trug und ihn nie auch nur Eines günstigen Blickes aus dem schönen Augenpaare würdigte, sagte ihm mit ernster Miene, er möge nie wieder mit solchen Anträgen sich nahen; aber der Unglückliche, von dem Liebesfeuer halb verzehrt, wiederholte sein Ansinnen zum zweitenmal, die Herrin noch inständiger um ihr Mitleiden anflehend.

Diese Verwegenheit empörte sie sehr und sie sagte mit drohender Stimme:

„Graf, ich habe euch das erstemal verziehen, und vergebe euch auch wider Verdienst das zweitemal dieses verwegene Ansinnen. Wagt es aber nicht, noch einmal mir

solchen Anforderungen vor mich zu treten, sonst werde ich euch einen Scherz spielen, der euch nicht sehr behagt. Besorget die Geschäfte, welche euch mein Herr und Gemahl übertragen hat, und verfallet nicht wieder in diesen Wahnsinn, so lieb euch euer Leben ist."

Der Graf erkannte das keusche und unüberwindliche Gemüth der Herzogin und sah, daß er sich vergebens bemühte.

Er fürchtete aber, die Herzogin möchte seine unsinnigen Anträge ihrem Gemahl entdecken, und faßte den Entschluß, die schöne Gebieterin zu verderben: seine glühende Liebe verwandelte sich in tödtlichen Haß: er gedachte ihr junges Leben dem Tode zu weihen, zeigte sich aber äußerlich fern von jedem bösen Gedanken und lag der Regierung ob, wie es seine Pflicht heischte. Er nahte nun seinem Neffen mit ungewöhnlicher Vertraulichkeit, gleichsam als seien sie Gesellen, und redete nur von

verliebten Dingen mit ihm; unter andern sagte er ihm eines Tages, daß es keine Freude auf der Welt gebe, welche der überseligen Lust gliche, die ein Jüngling fühle, wenn er ein schönes, edles Weib liebe, vorzüglich, wenn seine Liebe auch erwiedert würde. Nachdem er den jungen Menschen durch solche Gespräche angezogen hatte, sagte er ihm bald darauf insgeheim:

„Mein Neffe, den ich wie mein eigenes Kind liebe, nimm wohl zu Herzen, was ich dir jetzt sage; denn wenn du klug bist und meinem Rathe folgst, so wirst du die glücklichsten Tage verleben."

Der Neffe, welcher seinen Oheim liebte und als seinen Vater betrachtete, versetzte darauf, er sei bereit, ihm zu gehorchen, und alles zu thun, was er gebiete.

Auf dieses sagte der schurkische Graf:

„Ich bin überzeugt, mein sehr lieber Sohn, daß dir unsere Herzogin äußerst geneigt ist und dich über alle Maßen liebt.

Ich ſehe deutlich, daß ſie ſich verzehrt wie Wachs am Feuer, und nichts anderes verlangt, als — — *). Aber ſie macht es wie alle Frauen zu thun pflegen: je mehr ſie etwas verlangen, deſto mehr wollen ſie gebeten ſein: ſie fühlen das größte Vergnügen, von den Männern ein wenig überliſtet zu werden, damit es ſcheine, als hätten ſie ſich, durch Gewalt oder Liſt gezwungen, dem Geliebten zur Beute gegeben: wenn ſie einen Jüngling lieben und nach einigen Proben ſehen, daß er nicht kühn und verſchlagen zu Werke geht, wenden ſie ſich von ihm und ſchenken ihre Liebe einem Andern. Ich, mein Neffe, ſpreche aus Erfahrung

*) Trovarsi a le Strette loco. Die ital. Sprache iſt überreich an ſolchen Ausdrücken, und man möchte oft des — werden, daß ſie in einer deutſchen Ueberſetzung ſogleich zur plumpen Zote herabſinken. A.

mit dir und deswegen glaube mir und thue, was ich dir sage."

„Ich wünsche, du schlichest diese Nacht, wenn es zu thun ist, in das Schlafgemach der Herzogin und verstecktest dich unter ihr rem Bette: da bleibst du bis um Mitternacht, denn um diese Zeit liegt sie im ersten Schlummer, und ihre Frauen schlafen alle: dann stehst du sachte auf, nahest dich ihrem Bette, legst die Hand auf ihre Brust und sagst ihr leise, leise, wer du bist. Ich weiß, was ich dir sage und rede nicht in den Wind."

„Sobald sie dich erkennt, wird sie dich zu sich in das Bett nehmen, und du wirst dich mit der edeln Dame nach Herzenslust ergötzen. Ich für meinen Theil würde mich für überglücklich halten, wenn ich an deiner Stelle wäre." —

Der einfältige Knabe glaubte seinem Oheim, vielleicht denkend, derselbe habe aus Auftrag der Herzogin so mit ihm ge-

ſprochen. Wer hätte auch ſeinem leiblichen Oheim nicht geglaubt, wenn er ſo zuverſichtlich zu ihm geredet hätte?

Der Jüngling that alſo nach dem boshaften Rathe ſeines ſchändlichen und verrätherischen Oheims und verbarg ſich, da ihm die Gelegenheit günſtig war, unter dem Bette. Die Herzogin begab ſich gegen eilf Uhr zu Bett.

Der Schurke Oheim erwartete die Mitternacht nicht, ſondern nahm noch eine halbe Stunde zuvor, damit ſein Verrath nicht entdeckt würde, einige von der Schloßwache und drei Räthe und ging mit ihnen gegen das Gemach der Herzogin, ohne einem derſelben ſeine Abſicht kund zu thun.

Er klopfte heftig an der Thüre und trat, als ſie geöffnet war, mit vielen Lichtern und mit der bewaffneten Wache ein. Er trug einen bloßen Degen in der Hand.

Die erſchrockene Herzogin verwunderte ſich höchlich über dieſen Frevel des Statt-

halters und wußte nicht, was ſie ſagen ſollte; aber der ſcheusliche Menſch ließ ſeinen Neffen alsbald unter dem Bette hervorziehen, und ſagte zu ihm, ehe dieſer arme Betrogene ein Wort ſtammeln konnte:

„Verräther! du biſt des Todes!“

Bei dieſen Worten ſetzte er ihm den Degen auf die Bruſt und ſtieß ihn durch und durch.

Der arme Jüngling fiel alsbald todt zur Erde nieder.

Jetzt wandte ſich der verrätheriſche, ehrenloſe Graf zu den Räthen und ſprach zu ihnen:

„Meine Herrn, ſchon ſeit mehreren Tagen habe ich die entehrende Liebe meines Neffen bemerkt! Er verdiente nicht einen ſolchen Tod — man hätte ihn von Pferden ſollen zerreißen und ſeinen Leichnam durch die Stadt ſchleifen laſſen. An die Herzogin will ich keine Hand legen, da ihr wißt, wie in Piemont und Savoyen ein Geſetz

besteht, kraft dessen jede Frau, welche sich des Ehebruchs schuldig machte, verbrannt werden soll, wenn sich nicht binnen einem Jahre und einem Tage ein Ritter findet, welcher für sie kämpft. Ich werde dem König, ihrem Bruder, und dem Herzog den Vorfall schreiben, wie er sich zugetragen hat. Unterdessen bleibt die Frau Herzogin in guter Verwahrung mit ihren Zofen in diesen Gemächern.

Die Räthe und alle Anwesenden standen durchbebt von dem schauderhaften Auftritt und sprachlos da. Die Herzogin entschuldigte sich, so sehr sie konnte und rief Gott und alle Heiligen zu Zeugen auf, daß nie mit ihrer Zustimmung der arme Jüngling in ihr Gemach gekommen — es war vergeblich. Die Herzogin mußte also verlassen und trostlos in ihren Gemächern bleiben. Der Neffe des Grafen ward am Morgen still begraben.

Der verrätherische Graf schrieb dem

König von England und dem Herzog durch Eilboten den Vorfall, und ließ es durch die Räthe unterzeichnen.

Die Herzogin ward von ihrem Volke über die Maßen geliebt, denn sie betrübte niemals jemanden, sondern that allen Gutes, wo sie konnte: deswegen schmerzte auch jeden ihr Unglück unendlich. Und weil ihr die Wachen sehr ergeben waren, so ließen sie den Arzt ein- und ausgehen, ohne ihn zu beachten, so daß die Herzogin durch Appiano's Hülfe nach und nach alles Geld und alle Juwelen, welche sie besaß, aus dem Pallaste schaffen konnte. Alles das verbarg Appiano in seinem Hause.

Der König und der Herzog lasen die Briefe des Grafen und waren über diese entehrende Nachricht äußerst entrüstet. Die Thatsache sowohl als die Anklage des Grafen bekräftigte der Umstand am meisten, daß der Graf seinen eigenen Neffen ermor-

dete, den er so sehr geliebt und zu seinem Erben eingesetzt hatte.

Der Herzog schrieb an den Statthalter und seinen Rath, daß der alte Landesgebrauch beobachtet werden solle. Man schlug daher außerhalb Turins auf dem Felde zwischen der Brücke des Po und der Stadt an einer hohen Marmorsäule die Anklage des Grafen von Pancalibri gegen die Herzogin an.

Als letztere den Entschluß ihres Gemahles vernahm, war sie über alle Beschreibung niedergeschlagen; sie fühlte sich um so unglücklicher, je unschuldiger sie an dem Verbrechen war, das man ihr zur Last legte. Sie ordnete ihre Geschäfte, legte Trauerkleider an und führte ein äußerst trauriges Leben. Sie hatte, wie schon gesagt, ihre besten Sachen in das Haus ihres Arztes, des treuen Appians's bringen lassen, und von allen Kostbarkeiten, ich weiß nicht, aus welchem Grunde, nur den

reichen Diamant behalten, welchen ſie von ihrem Bruder in England bekommen hatte. Alle Frauen, welche ſie zu bedienen pflegten, hatte ihr der Graf genommen: die einzige Julia hatte es durch viele Mühe erlangt, daß ſie während des Tags ihrer Herrin Geſellſchaft leiſten konnte.

In dieſer Zeit hatte Don Juan, welcher mit der Herzogin ſehr unzufrieden war, und ſich von ihr getäuſcht und betrogen glaubte, ein anderes großes Unglück, denn er war nahe daran, ſeine Güter und ſein Leben zu verlieren. Die aus dem Hauſe von Toledo, welche, wie bemerkt, eine große Niederlage erlitten hatten, ſuchten nun auf alle Weiſe Gelegenheit, den Mendoza's auf gleiche Art zu ſchaden, und unſern Don Juan, wenn es möglich wäre, zu tödten. Der König von Spanien ſah wohl die Zwietracht, welche die zwei mächtigſten Häuſer ſeines Königreichs entzweite, bekümmerte ſich aber wenig darum, ſie in

die Schranken der Ordnung zu verweisen, ja er schien sich an ihren blutigen Kämpfen zu erfreuen, damit sie sich unter einander aufrieben und dann dem Throne weniger gefährlich wären. Die Sache war wieder so weit gekommen, daß beide Theile mit zahlreichen und mächtigen Heeren im Felde lagen und in Handgemeng kamen: in diesem Gefechte that zwar Don Juan sowohl als Feldherr wie als Soldat Wunder der Klugheit und Tapferkeit; allein er wurde vom Glücke nicht begünstigt, mußte fliehen und konnte sich kaum in eine Stadt retten. Diese Stadt war sehr fest, und auf ein Jahr mit Lebensmitteln hinlänglich versehen; die Besatzung war gut. In dieser Stadt sah sich Don Juan bald von seinen Feinden belagert, und ohne Hoffnung, entsetzt werden zu können.

Auf diese Weise sehen wir das schöne Liebespaar in gleich trostlosem Zustande.

Julia's Thränen flossen Strommeise,

wenn ſie die Herzogin beſuchte; dieſe aber trug ihr Unglück mit großem Muthe, und ſtatt ſich tröſten zu laſſen, ſprach ſie Julien Troſt ein und ermahnte ſie, ruhig zu ſein und ſich nicht zu betrüben. Eines Tages verabredeten ſie unter einander, daß es ſehr wohlgethan ſein möchte, wenn Appiano eine Reiſe nach Spanien machte, um Don Juan's Hülfe nachzuſuchen und ihn zu verſichern, wie fälſchlich die Herzogin angeklagt worden. Die Herzogin ſchrieb einen Beglaubigungsbrief mit eigner Hand an Don Juan. Appiano machte ſich reiſefertig, eilte nach Spanien und kam in die Nähe der belagerten Stadt: als er da vernahm, wie die Dinge ſtanden, ward er ſehr mismuthig, denn er hielt es für unmöglich, daß Don Juan unter dieſen Umſtänden ſeiner Gebieterin zu Hülfe eilen könnte.

Weil der Arzt aber ein treuer und liebevoller Diener ſeiner Herrin war, und unendlich wünſchte, ſeiner Herzogin helfen

zu können, ſo beſchloß er, nicht eher abzureiſen, als bis er Don Juan geſprochen hätte.

Es begab ſich, daß in dieſen Tagen ein blutiges Handgemenge zwiſchen denen in und außer der Stadt ausbrach. Der gute Appiano fand, ich weiß nicht wie, einen Helm und ein Schwerdt, und ſtellte ſich mit demſelben muthig unter die Kämpfenden, und darauf hauend ſchritt er vor und wurde von den Belagerten gefangen genommen.

Alsbald ſagte er zu dieſen:

„Führet mich ſchnell zu Don Juan, denn ich habe ihm Dinge von der größten Wichtigkeit mitzutheilen.“

Man brachte ihn alsbald vor Don Juan, der ihn ſogleich für einen aus dem Gefolge der Herzogin erkannte und ſehr freundlich empfing.

Er ſuchte mit ihm allein zu ſprechen und fragte, ob er gute Nachrichten von ſeiner Gebieterin bringe.

Die ſchlimmſten, ſagte Appiano, denn ſie ſchwebt in der größten Gefahr, auf ſchmähliche Weiſe verbrannt zu werden, wenn ihr keine Hülfe wird.

Er begann nun, von Anfang an alles zu erzählen, wie mismuthig ſeine Herrin geweſen ſei, als ihr Gemahl in Galizien mit den Schiffen landete, und ſie die Unmöglichkeit ſah, ihr Verſprechen zu halten. Hierauf ſagte er ihm, wie die ganze Hoffnung der Herzogin in ihrer gegenwärtigen Noth auf ihm beruhe, und ſie ihn verſichere, des ihr angeſchuldigten Verbrechens nie ſchuldig geweſen zu ſein. Er bat den Ritter inſtändig, das ſchöne Weib nicht der Schande und dem Tode preiß zu geben. Ueberhaupt wandte Appiano alle Künſte der Beredſamkeit auf, den jungen Mann zum Mitleiden gegen die ſchuldloſe Herzogin zu bewegen. Er erreichte ſeinen Zweck vollkommen; aber Don Juan's Schmerz um die Herrin war um ſo größer, da er

ſich von den Feinden belagert und in der Unmöglichkeit ſah, die Stadt zu verlaſſen.

Appiano ſah ein, daß der Ritter die Wahrheit ſpreche, er ſelbſt ſich hier vergebens bemühe und nur die koſtbare Zeit vergende. Er entſchloß ſich, ſchnell nach Turin zurückzukehren.

Don Juan machte einen neuen Ausfall und ließ den Arzt, von einigen Soldaten begleitet, an einen ſichern Ort bringen.

Dieſer kam glücklich nach Turin zurück und ließ die Herzogin durch Julia wiſſen, wie er Don Juan gefunden, und was er mit ihm geſprochen habe.

Darüber gerieth die Herzogin in Verzweiflung; jede Hoffnung, ihr Leben, und was mehr war, ihren unbeſcholtenen Namen zu retten, war entſchwunden.

Einige Tage nach Appiano's Abſchied von Don Juan, fiel dem Letztern das Schickſal der ſchönen Geliebten faſt zu laſtend auf das Herz. Er gedachte ihrer gro-

ſten Liebe, welche ſie bewegen konnte, eine Reiſe von Turin bis nach Galizien zu Fuße zu machen; er glaubte einen großen Fehler begangen zu haben, daß er nicht ſogleich nach Italien geeilt und ſich für ſein theures Leben jeder Gefahr muthig unterzogen habe. Dieſer Gedanke ließ ihm von nun an keinen Frieden mehr, und er entſchloß ſich, es möge daraus werden, was da wolle, ſeine Stelle einem Andern zu übergeben, nach Italien zu eilen, und alles aufzubieten, um die unglückliche Herzogin zu befreien.

Er ließ alsbald die Vornehmſten der Stadt zu ſich kommen, berief die Anführer der Soldaten, und ſagte ihnen, er werde die Stadt verlaſſen, um Hülfstruppen zum Entſatz der Stadt zu werben, und vor einer beſtimmten Zeit (er gab dieſe an) nicht zurückkehren; ſie möchten alſo die Sorge dafür ganz übernehmen und auf ſeine baldige Rückkehr mit Verſtärkung ſicher rechnen. Einer ſeiner Verwandten, ein ſehr

tapferer Ritter, ſollte ſein Stellvertreter ſein. Bei einem Ausfalle entwiſchte er hierauf, ohne von dem Feinde bemerkt worden zu ſein und wanderte nun allein gen Frankreich. Da angelangt, verſchaffte er ſich einen guten Renner, einen Diener und Waffen. Unbekannt zog er über die Alpen nach Turin hinab.

Obgleich der Arzt, wie ſchon geſagt, ohne Troſt zu der Herzogin zurückgekommen war, und dieſe alle Hoffnung, von Don Juan befreit zu werden, aufgeben zu müſſen glaubte: ſo regte ſich doch in ihrem Herzen die leiſe Ahnung, der Mann, für den ſie aus Liebe ſo viel gethan, könne nicht ſo undankbar ſein, ſie auf dieſe Weiſe verderben zu laſſen: in dieſer Hoffnung lebte ſie einige Zeit. Als ſie aber in der Folge ſah, daß weder Nachricht noch Botſchaft von ihm komme, ward ſie in ihrer Seele ſo unwillig gegen ihn, daß ihre glühende Liebe ſich in den wildeſten Haß ver-

wandelte und wenn ſie dachte, was ſie für ihn gethan, faßte ſie der größte Zorn und ſie ſagte bei ſich ſelbſt:

O ich, ich Unglückliche! Wie blind, wie ſinnlos, wie thöricht war ich, bei dieſem Treuloſen Treue zu ſuchen! — Ihr Unwille brach in die bitterſten Vorwürfe gegen Don Juan aus und ſie milderte ſo einigermaßen ihre wilden Qualen.

Julia zweifelte nicht, der König von England werde ſeiner Schweſter einen Kämpen ſchicken, und erkundigte ſich jeden Tag zwei oder dreimal, ob ſich nicht ein ſolcher in den Schranken gemeldet habe. Aber der König glaubte, ſeine Schweſter ſei wahrhaft eine Ehebrecherin, war ſehr gegen ſie aufgebracht und ſagte, ſie verdiene den Tod auf dem Scheiterhaufen.

Don Juan war Abends in Turin angekommen und bei einem Gaſtfreunde abgeſtiegen: von dieſem hörte er, während des Geſprächs, der Herzog ſei gegen die Alle-

mannen gezogen, die Herzogin aber eingekerkert; ihr Unglück gehe allen ſehr zu Herzen, da ſie von dem ganzen Lande wunderſam geliebt werde. Er erfuhr auch, wie in der Stadt ein ehrwürdiger ſpaniſcher Geiſtlicher wohne, welcher bei dem Rathe des Herzogs und dem ganzen Volke im größten Anſehen ſtehe. Am folgenden Morgen ließ ſich Don Juan in deſſen Wohnung führen. Er klopfte an dem Thore; der gute Alte kam, öffnete und Don Juan ſagte in ſeiner Landesſprache: Gott mit euch, mein Vater! Ich kam in ſonderbaren Angelegenheiten in dieſes Land, und hörend, daß ihr mein Landsmann ſeid, bitte ich euch für mich und meine Pferde um Obdach; jedes andere Bedürfniß beſorgt mein Diener hier.

Der gute Mann nahm ihn gern auf und während des Ritters Diener in die Stadt ging, um Lebensmittel einzukaufen, fragte dieſer, in welcher Gegend Spaniens er zu Hauſe ſei. Aus des Alten Antwort

ergab ſich, daß er ein Unterthan von dem Ritter und in eben der belagerten Stadt zu Hauſe war; Don Juan entdeckte ſich ihm. Der Geiſtliche freute ſich über alle Maßen, und erbot ſich, ihm auf jede Art zu dienen. Auf die Frage, warum er ſo ungekannt nach Italien gezogen, verſetzte Don Juan:

„Vater, ich bin ein Ritter und alſo unter andern verbunden, unterdrückte Frauen zu vertheidigen und ihre gekränkte Ehre wieder herzuſtellen. Ich weiß wohl, wie fälſchlich man die Herzogin anklagte; aber ich möchte mich auf das genaueſte von der Sache unterrichten, ſie ſelbſt ſprechen und die Wahrheit unter der Hülle eines Beichtvaters erforſchen. Ihr müßt mir die Kleidung eines Mönchs verſchaffen und die Erlaubniß auswirken, ſie beſuchen und tröſten und zu ihrem nahvermeinten Tode bereiten zu dürfen; ſind wir dann einmal ſo weit, ſorge ich ſchon ſelbſt für das Uebrige.“

Der Ritter ſprach noch vieles Andere

und überredete den gutmüthigen Alten leicht, ſeinen Plan zu unterſtützen.

Der Geiſtliche eilte zu dem Statthalter, und ſagte dieſem, die Todesſtunde der Herzogin nahe nun heran, er wolle, wenn auch ihr Leib verderbe, ihre Seele nicht zu Grunde gehen laſſen, ſondern ihr Worte des Heils in der letzten Stunde zuſprechen, damit ſie in Frieden hinüber gehe.

Der Statthalter war damit zufrieden und gab dem Kaſtellan Befehl, den Geiſtlichen mit ſeinem Kollegen in das Gemach der Herzogin zu laſſen. So kamen beide in das Schloß; und weil der Tag nahe war, an dem die Herzogin ſterben ſollte, ſo glaubte jeder, der Statthalter habe die zwei Geiſtlichen zu ihr geſendet, ſie zum Tode vorzubereiten.

Das Gemach der Herzogin war geräumig, aber die Fenſter ſo verhangen, daß wenig oder gar kein Lichtſtrahl herein dringen konnte.

Als die Beiden eingetreten waren, ſagte Don Juan, der das Italieniſche ſehr gut ſprach: der Friede ſei mit euch, edle Frau! — Die Herzogin, welche in Verzweiflung da ſaß, erwiederte: „Wer ſeid ihr, daß ihr nur von Frieden ſprecht, die alles Friedens, alles Heils beraubt iſt, und in wenigen Tagen eines ſchmählichen und ſchuldloſen Todes ſterben ſoll?“

Don Juan näherte ſich der Herzogin und ſagte:

„Edle Frau, ich bin ein armer Mönch; da ich in dieſer Stadt wohne, erfuhr ich euer großes Unglück und durch den ſchrecklichen Fall zum Mitleid bewegt, wollte ich euch beſuchen und tröſten.“

Der Ritter wußte ſeine Sache ſo gut vorzubringen, daß ſich die unglückliche Herzogin entſchloß, ihm zu beichten. Da ſie ihrem Tode nahe zu ſein glaubte, legte ſie auch wirklich eine Generalbeichte ab, worauf denn der verkappte Mönch leicht eine

ſah, daß die ſchöne Frau ganz unſchuldig ſei. Das ſchöne, bloſſe Frauenbild hatte in dieſem Bekenntniß auch ausgeſagt, daß die Reiſe nach St. Jakob erdichtet geweſen, und nur unternommen worden ſei, einen treuloſen ſpaniſchen Ritter zu ſehen. Don Juan ermahnte ſie, allen ihren Beleidigern von Herzen zu vergeben. Sie ſagte, ſie vergebe allen, wie Gott ihr vergeben wolle: aber ſie könnte jenem Undankbaren nie verzeihen, den ſie mehr, als ihr Leben geliebt habe. „Doch auch ihm ſei vergeben!“ ſagte ſie zuletzt mit einem Seufzer, der ſich aus dem kummerſchweren Herzen rang.

Die Herzogin hatte, wie geſagt, alle ihre Koſtbarkeiten Julien und Appiano gegeben und es war ihr nichts, als der bewußte Diamant übrig geblieben. Da ſie dem Mönche kein anderes Almoſen geben konnte, ſagte ſie: „Nehmt dieſen Diamanten, das Einzige, was ich noch habe, laßt Meſſen für meine arme Seele davor leſen.

ſtattet damit arme Mädchen aus und thut den Nothleidenden Gutes. Für euch und eure Bedürfniſſe behaltet, ſo viel ihr wollt, und flehet zu Gott für meine Seele.“ Nach manchen frommen Ermahnungen und Troſtſprüchen gingen die beiden Spanier nach Hauſe, in dem Innern der Herzogin Hoffnung glimmen laſſend, von der ſie ſich keines Grundes bewußt war.

Don Juan ließ nun Waffen und Renner bereit halten, bezog eine Wohnung außerhalb der Stadt, und erſchien am Morgen des Tages, welcher der Herzogin Leben endigen ſollte, in prachtvoller Waffenrüſtung zu Pferde vor den Thoren Turins: da rief er einem von der Wache zu und ſagte:

„Geſelle, geh' und ſage dem Grafen Pancalieri, daß er ſich bereit halte, die falſche Anklage gegen die Herzogin von Turin zu verfechten, denn es ſei ihr Kämpe gekommen, die Ehre der edlen Frau zu beweiſen und ihn Lügen zu ſtrafen.“

Die Wache richtete den Auftrag aus; der Ritter aber ritt an die Säule, an welche die Anklage geſchrieben war, lehnte ſeine Lanze daran, und erwartetete, auf ſein Schwerdt geſtützt, die Ankunft des Klägers.

Das Gerücht von dem Kämpen verbreitete ſich ſchnell in der ganzen Stadt. Julia lief herbei, ihn zu ſehen und näherte ſich, um der Sache gewiß zu ſein, dem Ritter, ihn fragend, ob er zur Vertheidigung ihrer Herzogin gekommen ſei? Der Ritter ſah, daß es der geliebten Herrin treue Zofe war, und antwortete, er ſei deshalb gekommen und hoffe zu Gott, die Unſchuld der Herzogin zu beweiſen.

Julia erkannte den Ritter nicht; ſie lief, wie von Sinnen, durch die Stadt, und rief, Gott habe einen Engel zur Vertheidigung der Herzogin geſendet.

Der falſche Graf wollte nicht eher in die Schranken, als bis er wüßte, wer der

Herzogin Kämpe ſei. Die ganze Stadt war in Aufruhr und verlangte die Befreiung ihrer Herrin. Der Rath ließ dem Grafen wiſſen, die Geſetze verbänden den Ankläger, ſich mit Jedem, der ſich als Kämpe der Angeklagten ſtelle und in den Waffen, welche der Vertheidiger trüge, zu ſchlagen; eben ſo müſſe die Angeklagte dem Kampfe unter ſicherer Bewachung beiwohnen.

Des Grafen Muth war dahin; denn er wußte wohl, daß er eine Schandthat zu verfechten hatte: doch nahm er ſich zuſammen, waffnete und begab ſich in die Schranken, wohin man ſchon die bebende Herzogin geführt hatte. Als dieſe ihren Vertheidiger erblickte, ſank ſie auf ihre Kniee und flehte zu Gott, ihrem Kämpen den Sieg zu verleihen und die Unſchuld nicht unterliegen zu laſſen.

Die zwei Kämpfer brachen nun freudig eine Lanze, darauf griffen ſie zu ihren Schwerdtern und begannen einen hartnäckig

gen Streit; es dauerte aber nicht lange, ſo hatte der Graf einen ſolchen Hieb über die rechte Hand, daß er das Schwerdt mußte fallen laſſen. In demſelben Augenblicke war des Ritters Waffe noch einmal geſchwungen, und ein kräftiger Hieb über des Grafen Antlitz zwang dieſen, den Kampf einzuſtellen. Er war zu Boden geſunken. Das Schwerdt ihn an die Kehle ſetzend, ſagte Don Juan: Verräther, bekenne, wer entdeckte dir, daß dein Neffe unter der Herzogin Bett verborgen?

Der Graf ſah ſich dem Tode nah und erwiederte ſtöhnend: Verhüte Gott, daß ich mit dieſer Sünde ſterbe! Und nun erzählte er die ganze ſchändliche That. Das Volk ſchrie: Nieder, nieder mit dem Verräther! — Don Juan aber beſtieg ſein Pferd und ſagte laut: Ich tauche mein Schwerdt nicht in das Blut eines todten Menſchen!

Jetzt prieß ſich jeder glücklich, der ſich der Herzogin nähern und ihr durch Worte

und Gebehrden beweiſen konnte, wie ſehr ihre Freiheit ihn entzückte. Andere aus dem Volke plünderten den Grafen und ſtießen ihm ihre Waffen durch die Bruſt, ſo daß er in wenigen Minuten todt war.

Während ſich dieſes begab, hatte Don Juan, des Sieges froh, ſeinem Diener einen Wink gegeben, war mit ihm über die Po-Brücke geeilt und kam glücklich über Cheri und Aſti nach Genua, wo er ſich einſchiffte und nach Spanien eilte. Es war ihm um ſo leichter geweſen, aus Turin zu entkommen, da jeder um die Herzogin ſein wollte und dieſe durch den ungeheuren Andrang gehindert wurde, nach ihrem Kämpen umzuſchauen. Wie groß war der ſchönen Herrin Mißmuth, als ſie hörte, der hochherzige Ritter ſey verſchwunden und niemand wiſſe ſeinen Namen!

Als Don Juan in Spanien angekommen war, verſetzte er den Diamanten bei Genueſiſchen Kaufherrn, verkaufte einige

seiner eignen kostbaren Steine und brachte so einen Haufen von mehreren tausend Soldaten zusammen: er zog mit diesen in die Nähe der belagerten Stadt, schickte Spione zu den Seinigen, die seine Ankunft und seinen Plan, die Stadt zu entsetzen, meldeten und überfiel dann in einer Nacht die Belagerer, welche größtentheils niedergehauen wurden.

Don Juan verfolgte sein gutes Glück und hatte bald sein Land wieder in Händen. Der König begünstigte ihn sehr.

In denselben Tagen war eine Schlacht zwischen den Franken und Allemannen vorgefallen; erstere hatten den Kürzern gezogen; der Herzog von Savoyen war geblieben.

Der König von England hatte Nachricht von der Befreiung seiner Schwester erhalten und freute sich unendlich, nicht sowohl über diese Befreiung, als über die Unschuld seiner Schwester. Er ließ ihr Glück wünschen. Als er den Tod des Her-

zogs erfuhr, ſendete er ihr ein ehrenvolles Geleite und ließ ſie nach England zurückbringen. Hier übergab er ihr ſeine einzige Tochter, welche bereits mit dem künftigen Thronerben Spaniens verſprochen war. Als er in der Folge die Befreiungsart ſeiner Schweſter vernahm, und hörte, daß ſie nicht wiſſe, wer ihr Kämpe geweſen, verſprach er, dieſen, wenn er ihn je fände, nach Verdienſt zu belohnen.

Die Herzogin dachte daſſelbe und brannte vor Begierde, ihren Befreier und Retter zu kennen, um ihn nach Kräften zu ehren und zu belohnen: Don Juan hingegen verwünſchte ſie als einen Ehr- und Treuloſen, der den Tod verdiene.

Die Vermählung der engliſchen Prinzeſſin mit dem Infanten war nahe. Der König von Spanien ſendete die vornehmſten Edelleute ſeines Reiches nach England, an ihrer Spitze Don Juan, die Heirath

durch Prokuration zu vollziehen. Der König nahm die Ritter sehr ehrenvoll auf.

Als die Herzogin Don Juan's ansichtig wurde, erwachte ihr ganzer Zorn gegen ihn aufs neue; sie blieb in ihren Gemächern, als die Spanier der Prinzessin ihre Aufwartung machten, und sagte bei sich: „Der Verräther! Er verließ mich in meiner großen Noth und nun wagt er es, vor meinem Angesicht zu erscheinen! Ich werde nicht ruhen, bis ich ihn todt zu meinen Füßen sehe.

Der König, welcher mit dem, was zwischen der Herzogin und Don Juan vorgefallen, gänzlich unbekannt war, ließ ihr sagen, sie müsse den spanischen Ritter, dem seine Tochter angetraut werde, begrüßen und empfangen. Sie verließ ihre Gemächer ungern und trat ganz verwirrt in den Saal.

Don Juan ging zu ihr und wollte ihr ehrerbietig die Hand küssen; allein sie zog

ihre Hand zurück und sprach mit einem an-dern Spanier.

Beim Festmahle, welches man den Fremden gab, saß Don Juan neben der Herzogin. Er hatte den reichen Diamanten wieder eingelöst, wie man denken kann, und trug ihn an dem Finger. Die Herzogin sah und erkannte ihn alsbald: sie wünschte zu wissen, wie dieser Edelstein, welchen sie dem armen Mönche gegeben, in des Ritters Hand gekommen sei, und ließ Appiano, welcher sie nach England begleitet hatte, nebst Julien ihren Wunsch wissen. Appiano ließ sich mit Don Juan in ein Gespräch ein und fragte, wie er zu dem kostbaren Ringe gekommen sei.

Er erwiederte lächelnd, wie gern er der Herzogin dieses sagen werde. Die Neugierde der schönen, jungen Witwe war größer, als ihr Zorn. Sie ließ den Ritter zu sich bitten, und erfuhr nun zu ihrem größten Staunen und Entzücken, was wir schon wissen.

Als sie hörte, daß Don Juan ihr Befreier gewesen, schwand jeder Unwille gegen ihn aus ihrer Brust und sie enthielt sich kaum, ihn zu umarmen und tausendmal zu küssen.

Sie sprach hernach mit dem König, nannte ihm Don Juan als ihren Befreier und sagte: „Mein Bruder, ihr verspracht mir, meinen Retter zu belohnen! Meine Hand sei der Preis seiner Tapferkeit, seines Edelmuthes!“

Der König willigte gern ein. Don Juan zog mit seiner schönen Braut, im Gefolge der Infantin, nach Spanien, wo sie ihre Vermählung auf das festlichste begingen. Julia und Appians verbanden sich gleichfalls ehelich. Die Genien der Liebe ergossen das reiche Füllhorn ihrer Huld über die drei glücklichen Paare.

6.

Die

Geſchichte der ſchönen Theolinda.

(Nach dem Spaniſchen des Cervantes. *)

*) S. Los Seis libros de Galatea. Escrita por M. de Cervantes. Madrid. 1784. Tomo I. p. 58 — 120.

Galathea und Florisa fanden sich auf der Flur und ließen nach liebevoller Begrüßung die weißen Heerden frei auf der Weide irren, um auf der hellen Aue Blumen zu pflücken und sie zu Kränzen für ihre Haare zu flechten, welche in reizender Unordnung um ihre Schultern flogen. Die zwei schönen Hirtinnen waren eben damit beschäftigt, als sie eine schlank und edel gebaute Hirtin am Bache herunter kommen sahen; darüber staunten sie nicht wenig, denn sie bemerkten, daß sie keine Hirtin aus ihrem oder einem umliegenden Dorfe sei; sie betrachteten die

Fremde mit mehr Aufmerksamkeit und sahen, daß sie ihnen immer näher kam: sie war schon ganz nahe, ging aber so in Gedanken verloren daher, daß sie die beiden Freundinnen gar nicht bemerkte. Sie blieb von Zeit zu Zeit stehen, hob ihr Auge gegen Himmel, und stieß so schmerzvolle Seufzer aus, daß sie aus dem Innersten ihres Herzens gewaltsam herauszubrechen schienen; dann rang sie die weißen Hände und ach, über ihre Wangen flossen Thränen, den schönsten Perlen vergleichbar.

Galathea und Florisa sahen, daß ein großer Schmerz in der Seele der fremden Hirtin wüthen müsse; um zu sehen, was sie beginnen werde, verbargen sie sich beide hinter einem erwachsenen Myrthenstrauche, und betrachteten so die Hirtin mit neugierigen Augen.

Diese blieb am Rande des Bächleins stehen, und blickte unverwandten Auges in die vorüberfließenden Wellen: dann warf sie

ſich an dem Ufer nieder, ſchöpfte mit einer ihrer ſchönen Hände klares Waſſer, wuſch ſich die feuchten Augen damit und ſagte mit ſchwacher, gebrochener Stimme:

„Ach ihr klaren und friſchen Waſſer! wie wenig kann eure Kühle das Feuer mildern, welches in meiner Seele flammt! Ach unglückliche Augen, Urſache meines Verderbens! Ach Schickſal, Feind meiner Freuden, wie ſchnell haſt du mich von dem Gipfel meines Glückes in den Abgrund des Elends geſtürzt, in welchem ich nun irre. Ach grauſame Schweſter, warum begegnetest du dem Einzigen nicht milder, warum wieſeſt du ihn ſo ſchnöde zurück!“

Die Fremde weinte, während ſie dieſes ſprach, ſo bitterlich, daß niemand ſie ohne Rührung angehört hätte. Nach einiger Zeit, in welcher ſie ihr troſtloſes Herz einigermaßen erleichterte, begann ſie nach dem Klange der Wellen, die ſanft dahinquollen, ein ſchwermüthiges Lied zu ſingen, konnte

es aber nicht endigen; ihre Thränen floſſen von neuem.

Galathea und Floriſa konnten ihre Rührung, ihre Theilnahme nicht länger verbergen: ſie verließen den Myrthenſtrauch, der ſie verborgen, grüßten die trauernde Hirtin mit liebevollen, freundlichen Worten, und ſagten unter andern: „Welches Schickſal führt dich in unſere Gegend, ſchöne Fremde, denn ſo viel wir wiſſen, haben wir dich noch nie an dieſen Ufern geſehen. Wir haben deine Klage gehört, dein Auge ſchwimmt noch in Thränen, du biſt unglücklich — o könnten wir dir den Troſt geben, deſſen dein Herz bedarf. Verſchmähe unſre Theilnahme nicht, und wenn dein Leiden der Art iſt, daß es keinen Troſt zuläßt, ſo ſiehſt du wenigſtens unſern guten Willen, dir zu dienen, in dieſer Bitte.“

Freundliche Mädchen, verſetzte die fremde Hirtin, ich weiß nicht, wie ich euch eure liebevolle Güte anders vergelten ſoll,

als daß ich euch den Hergang meines unglücklichen Geſchickes erzähle: zwar wäre es mir beſſer, ewig davon zu ſchweigen und manches mit Stillſchweigen zu übergehen, welches euch verleiten könnte, mich für leichtſinnig zu halten —

„Dein Antlitz, fiel ihr Galathea ein, und deine edeln Sitten ſind nicht der Art, daß du uns etwas zu ſagen haben könnteſt, wodurch du unſere Achtung verlöreſt.“

Wenn ihr es wollt, ſchöne Mädchen, ſagte die Fremde, ſo erzähle ich euch meine Geſchichte. Laßt uns einen ſtillen Ort ſuchen, wo wir ungeſehen und ungeſtört ſind.

Galathea und Floriſa wußten ein ſolches heimliches Plätzchen: die drei Mädchen gingen mit einander dahin, ſetzten ſich im lieblichen Schatten einer dichtbelaubten Myrthe, wo ſie von Niemanden geſehen werden konnten, nieder, und die fremde Hirtin begann mit wunderbarer Lieblichkeit und Anmuth ſo zu erzählen:

An den Ufern des berühmten Henares, der euerm goldnen Tajo seinen ewig frischen und freundlichen Tribut bringt, wurde ich geboren. Ich that, was meine Eltern gethan, führte meine Schaafe auf die öffentliche Weide unseres Dörfchens, und lebte gern dem Zustande, für welchen mich das Schicksal bestimmt hatte; nichts gefiel mir mehr, als zu sehen, wie meine Heerde wuchs und gedieh; meine einzige Sorge ging dahin, meinen Schäflein die reichsten und fruchtbarsten Weiden zu verschaffen, und sie zu den klarsten und frischesten Wassern zu führen, welche zu finden waren. Ich hatte und konnte nur für das Sinn haben, was sich auf das Hirtenleben bezog. Ich liebte die Wälder, in deren Einsamkeit ich oft eingeladen von den Harmonien lieblicher Vöglein, ihre Stimmen mit tausend unschuldigen Liedern begleitete, ohne daß sich ein Seufzer oder irgend etwas, das auf Liebe sich bezogen, eingemischt hätte. O wie

oft ging ich zu Luſt und Zeitvertreib von Bach zu Bach, von Thal zu Thal, da die weiße Lilie, dort das blaue Veilchen, hier die prachtvolle Roſe, drüben die duftreiche Nelke pflückend, alle Arten wohlriechender Blumen zu einem Kranze flechtend, mit welchem ich meine Haare ſchmückte: wenn ich mich dann in den klaren, ſtillen Waſſern einer Quelle betrachtete, o dann war ich ſo vergnügt, mich geſehen zu haben, daß ich mein Glück mit keinem andern vertauſcht hätte. Wie oft ſpottete ich einiger Mädchen, welche in meinem Herzen eine Art von Mitleid mit dem Weh, welches ſie fühlten, zu finden gedacht, und mir unter vielen Thränen und Seufzern die geheime Liebe ihrer Seele entdeckt hatten.

Höret nun, ſchöne Hirtinnen! Eines Tages kam ein Mädchen, meine Freundin, zu mir, ſchlang ihre Arme um meinen Hals, legte ihr Geſicht an das meinige, und ſagte unter vielen Thränen, von wel-

chen ihr Auge überfloß: „Ach, Schwester Theolinda, — denn das ist der Name der Unglücklichen, welche ihr vor euch seht — ich glaube, das Ende meiner Tage ist gekommen, da mir die Liebe jede Erfüllung meiner Wünsche versagt.“ — Ich war erstaunt über die Verzweiflung, in welche ich sie versetzt sah, und dachte, es müsse ihr ein großes Unglück begegnet sein, der Tod ihres Vaters oder Bruders, der Verlust ihrer Heerde betrübe sie so sehr: ich trocknete ihr die Thränen und bat sie, mir zu sagen, was sie so schwer niederdrücke. Sie fuhr fort zu weinen und unter steten Seufzern sagte sie mir: „Wie hätte mich, o Theolinda, ein größeres Unglück treffen können, als daß mich der Sohn des Oberhirten unseres Dorfes verließ, ohne mir ein Wort zu sagen! Er, den ich mehr liebe, als mein Auge! Und daß ich diesen Morgen in den Händen der schönen Leocadia, Lisalco's Tochter, einen fleischfarbnen

Gürtel sehen' mußte, welchen ich einst diesem treulosen Eugenio gab! Dadurch bestärkte sich der Verdacht, welchen ich wegen der Liebe, die der Verräther mit ihr unterhielt, schon so lange hegte." Als ich sie diese ihre Klagen hatte erzählen hören, konnte ich mich nicht enthalten, zu lachen und ihr zu sagen: Warlich, Lidia, die du ohne Noth jetzt klagst, denke nur, wie du erst klagen würdest, wenn du an einer herbern Wunde zu leiden hättest! Aber ich sehe nun, wie sinnlos ihr Verliebte handelt, indem ihr auf eitle Kleinigkeiten solchen Werth legt! Sage mir ums Leben, Lidia, was liegt an einem fleischfarbnen Gürtel, welcher dir, in den Händen der schönen Leocadia, so vielen Schmerz verursacht — oder daran, daß ihr Eugenio denselben gegeben hat? Es wäre dir besser, du sorgtest für deine Ehre und für die Weide deiner Lämmer, als daß du dich mit diesem Liebeln abgibst, bei dem ohne Nachtheil für

unſere Ehre und Ruhe nichts zu finden iſt. Als Lidia dieſe Antwort hörte, die derjenigen, welche ſie von meinem Munde und theilnehmenden Weſen zu erhalten hoffte, ganz entgegengeſetzt war, ließ ſie den Kopf ſinken; Thränen über Thränen vergießend, Seufzer über Seufzer ausſtoßend, ſchied ſie von mir: als ſie eine Strecke gegangen war, wendete ſie ſich um und ſagte zu mir: „Ich bitte Gott, Theolinda, dich bald in einen Zuſtand zu verſetzen, in welchem du den meinigen für glücklich halten mußt und dich von der Liebe ſo behandelt zu ſehen, wie du es verdienſt.“ — Mit dieſen und noch bitterern Worten ging ſie hinweg und ich lachte ihrer Schmerzen. Aber ich Unglückliche! Ich fühle nun immer mehr, daß ihr Fluch nicht folgenlos iſt, denn ich fürchte jetzt, daß ich ſtets meinen Schmerz an eine Bruſt lege, die es wenig kümmert, ihn zu kennen.

Galathea verſicherte die Weinende ihrer

herzlichen Theilnahme, und die schöne Thyrsinda erzählte ihre Geschichte weiter:

So frei und in der Beschäftigung, die ihr nun kennt, floß mein Leben sanft und fröhlich dahin: alle meine Wünsche schwiegen, und mein Herz umquoll eine entzückende Ruhe und Heiterkeit, bis die rächende Liebe sich nahte, das wenige, was sie an mich zu fodern hatte, auf die grausamste Weise nahm, und mein Herz dermassen erfaßte, daß ich glaube, sie sei, obgleich ich ganz ihre Sklavin geworden, keineswegs noch zufrieden gestellt.

Es trug sich zu, daß ich eines Tags — ich würde ihn den glücklichsten meines Lebens nennen, wenn nicht Zeit und Gelegenheit meine Freuden so unendlich geschmählert hätten — mit andern Hirtinnen unseres Dorfes ausgieng, Zweige zu schneiden, Cypergras, Blumen und grüne Schwertlilien zu pflücken, um damit den Tempel und die Straßen des Dörfchens zu schmü-

cken: denn am folgenden Tage war ein großes Fest, und die Einwohner unseres Dörfchens durch Versprechen und Gelübde verbunden, es zu feiern. Wir gingen miteinander hinaus in ein anmuthiges Gebüsch, wo wir einen Haufen zierlicher Hirten fanden, die im Schatten grüner Bäume den heißen Nachmittag hinbrachten. Sie hatten uns kaum gesehen und erkannt, als sie, denn der eine hatte eine Schwester, der andere eine Verwandte unter uns, uns entgegen sprangen und unsern Vorsatz hörend, uns mit freundlichen Worten überredeten und zwangen, nicht weiter zu gehen, da einige von ihnen die Zweige und Blumen, welche wir suchten, brechen wollten. Besiegt von ihren Bitten, bewilligten wir, was sie verlangten, und sechs von den Jünglingen giengen alsbald hinweg, die Blüthen und Blumen für uns zu holen.

Unserer waren sechs und wir giengen mit den übrigen Hirten, welche uns mit

zierlicher Freundlichkeit geleiteten, vorzüglich ein fremder Hirte, der da war, und welchen keine von uns kannte: er war so freundlich und liebreich anzuschauen, daß sich alle Mädchen verwunderten, als sie ihn erblickten; aber ich war verwundert und besiegt. Als mein Auge ihn erblickte, fühlte ich mein Herz erweicht, eine heiße Glut begann meine Pulse zu jagen und ohne zu wissen, wie? merkte ich, daß meine Seele sich erfreue, wenn ich das Auge auf das Antlitz des schönen Hirten wendete.

Plötzlich, ohne je gefühlt zu haben was Liebe sei, sah ich ein, daß sie mein ganzes Wesen ergriffen habe. Gern hätte ich mich über sie beklagt, wenn sich Zeit und Gelegenheit dazu dargeboten hätte. Ich war besiegt, mein Herz voll Liebe, wie jetzt noch, aber das Vertrauen, daß aus diesem glühenden Triebe mir noch Heil erblühen werde, lebte damals noch freudiger in meiner Seele, als jetzt.

Ach, wie oft habe ich in jener Zeit gewünscht, zu Lidia, welche unter uns war, gehen und ihr sagen zu können: Vergieb mir, Schwester Lidia, die harte Antwort, welche ich dir an jenem Tage gab: denn du sollst wissen, daß ich das Weh nun tiefer fühle, über welches du dich beklagtest.

Ein Umstand wunderte mich, daß nemlich so viele bei mir waren, und niemand an meinem Aeußeren die geheimen Wünsche und Regungen meines Herzens erkannte. Doch mochte das wohl daher kommen, weil alle Hirten sich zu dem Fremden wendeten, und ihn baten, ein Lied zu vollenden, das er, ehe wir kamen, angefangen hatte; er ließ sich nicht lange bitten, sondern vollendete das begonnene Lied mit einer so wunderschönen und klaren Stimme, daß alle, welche zugehört hatten, von seinem herrlichen Gesange entzückt waren.

Obgleich ich, wie die andern, an den lieblichen Tönen des Hirten hing, versäum-

te ich doch nicht, auf das, was er in seinen Versen sagte, die größte Aufmerksamkeit zu wenden; denn die Liebe hatte mich schon so weit gebracht, daß ich glauben zu können dachte, wenn er von Liebe sänge, müßten auch seine Gedanken schon damit beschäftigt sein: indessen war das, was er sang, nur ein Lob des Hirtenstandes, des stillen Lebens auf dem Lande, welches sich mit einigen nützlichen Lehren von der Erhaltung der Heerde endigte.

Darüber fühlte ich große Freude; denn es schien mir, der Hirte könne, wenn er schon liebte, von nichts anderm als seiner Liebe singen, weil es Liebenden eigen ist, zu glauben, ihre Zeit sei nicht gut angewendet, wenn sie nicht die Ursache ihrer Schwermuth oder ihres Entzückens erheben und vergrößern.

Sehet, in wie kurzer Zeit ich Meisterin in der Schule der Liebe ward!

Als der Hirte sein Lied geendigt, sa-

hen wir die andern mit den Blumen und Zweigen kommen. Wie man sie von weitem erblickte, schienen sie einen Blumenhügel zu bilden, der sich mit all seinem Gebüsche fortbewegte, und so kamen sie näher, langsam unter den frischen Zweigen einher schreitend; und als sie uns nahe gekommen waren, erhoben sie ihre Stimmen und begannen ein anmuthiges Villancico zu singen, wo der eine anhub und die andern antworteten. Fröhlich und heiter kamen sie nun zu uns, welches mir äußerst lieb war, denn sie verbargen mich vor den Augen des Hirten. Als sie die grüne Last abgelegt hatten, sahen wir, daß jeder einen schönen Kranz um den Arm gewunden trug, welcher aus mannichfachen duftigen Blumen bestand. Jeder both den seinigen einem Mädchen unter anmuthigen Worten dar; auch wollten sie die Zweige noch bis in das Dorf tragen: wir dankten für den freundlichen Antrag und schickten uns an, gegen unsere

Wohnungen zu schreiten, als Eleuco, ein alter Hirt, zu uns sagte: „Ihr würdet wohl thun, schöne Hirtinnen, wenn ihr das, was unsere Jünglinge für euch gethan haben, dadurch entgelten möchtet, daß ihr uns von den Blumen gebt, welche ihr im Ueberflusse habt; doch muß dieses unter der Bedingung geschehen, daß ihr sie mit eigenen Händen und nach Wohlgefallen austheilt." — Wenn ein so geringer Lohn euch genügen kann, antwortete eine von uns, so bin ich, was mich betrift, zufrieden. Und den Kranz mit beiden Händen nehmend, setzte sie ihn auf das Haupt eines wackern Jünglings, ihres Verwandten: die andern Mädchen folgten ihrem Beispiele und gaben ihre Blumen verschiedenen der anwesenden Jünglinge, welche alle Verwandte von ihnen waren.

Ich war die letzte und weil ich keinen Verwandten unter den Jünglingen hatte, faßte ich allen meinen Muth, ging zu dem

schönen Fremden, drückte ihm meinen Kranz in die vollen Locken und sagte: „Ich gebe dir, guter Jüngling, meine Blüthen aus zwei Gründen, einmal wegen der Freude, welche du uns allen durch deinen lieblichen Gesang machtest, und dann, weil es in unserm Dorfe gebräuchlich ist, die Fremden zu ehren.“

Alle Umstehenden waren mit dem, was ich gethan, zufrieden. Aber wie soll ich euch ausdrücken, was in meiner Seele vorging, als ich in die Nähe dessen kam, der sie mir geraubt hatte? Ach ich hätte mir in jenem Augenblicke kein schöneres Glück wünschen können, als ihn zu bitten, meine Arme um seinen Hals schlingen zu dürfen, wie ich mit meinem Kranze sein Haupt umschlungen hatte. — Der Hirte neigte sich und dankte mir mit bescheidenen Worten für das Geschenk, welches ich ihm gemacht, und indem er von mir Abschied nahm, sagte er mir mit leiser Stimme, wohl die Geiegen-

heit beachtend, wo die Augen der Andern von uns abgewendet waren: „Ich habe dir für den Kranz, welchen deine Hand mir gereicht, etwas beſſeres gegeben, als du denkſt. Du nimmſt ein Pfand mit dir, welches, wenn du es zu ſchätzen weißt, dir beweiſen muß, daß du meine Schuldnerin bleibſt."

Wohl wünſchte ich, ihm antworten zu können, aber die Eile, welche meine Gefährtinnen hatten, war ſo groß, daß mir keine Zeit blieb, ihm etwas zu erwiedern.

Auf dieſe Weiſe kehrte ich zum Dörfchen zurück, ach, wie ganz anders hatte ich es verlaſſen! Der Zuſtand meines Herzens war jetzt ſo verſchieden von allem, was ich je gefühlt hatte, daß ich vor mir ſelbſt erſchrak.

Jede Geſellſchaft war mir läſtig, und aus meinem Gedächtniß ſuchte ich jeden Gedanken, der ſich nicht auf meinen Hirten bezog, in aller Eile, als unwürdig, eine

Stelle da einzunehmen, wo nur Liebe und banges Entzücken wohnte, zu verbannen. Und ich weiß nicht, wie es möglich war, in so kurzem Zeitraume mich in ein so ganz anderes Wesen zu verwandeln; denn ich lebte nun nicht mehr in mir, sondern ganz in Artidoro — ach, so heißt die schönste Hälfte meiner Seele, die ich suchend umherirre. Wohin ich mein Auge wendete, schien mir seine Gestalt entgegen zu treten; was ich auch hörte, alsbald klang der Wohllaut seiner süßen Stimme an mein Ohr: wohin ich meinen Fuß setzte — ach, überall hätte ich mein Leben darum hingegeben, wenn ich ihn gefunden haben würde: in den Speisen fand ich nicht mehr den gewohnten Wohlgeschmack und meine Finger berührten nichts, das gelingen wollte. Kurz meine Sinne waren umgewandelt und meine Seele leistete ihnen die gewöhnlichen Dienste nicht mehr.

Die neue Theolinda, in welche ich umgewandelt worden, und die Anmuth des

Hirten, welche ſich ſo tief in meine Seele eingedrückt, beſchauend, verfloß mir jener ganze Tag und die Nacht vor dem Feſte.

Der feſtliche Tag brach nun an und wurde von den Hirten unſeres Dorfes und der umliegenden Gegend auf das feierlichſte begangen. Nachdem die heiligen Gebräuche in der Kirche verrichtet waren, verſammelten ſich der größte Theil der Hirten auf einem geräumigen Platze vor der Kirche, unter dem Schatten von vier alten, dichtlaubigen Pappeln: alle ſchloſſen einen Kreis und die benachbarten und fremden Hirten ſollten zu Ehren des Feſtes einige Schäferſpiele beginnen. Sogleich zeigte ſich auf dem Platze eine Anzahl rüſtiger und muntrer Jünglinge, welche ſchöne Beweiſe ihrer Jugendkraft und Gewandtheit gaben, indem ſie bald die gewichtige Stange ſchleuderten, bald die Gelenkigkeit ihrer geübten Glieder in ungewöhnlichen Sprüngen verſuchten, bald ihre wachſende Kraft und kluge Liſt im

Ringen enthüllten, bald die Schnelligkeit ihrer Füße in den weiten Bahnen zeigten; denn jeder mochte gern den ersten der Preise gewinnen, welche in Menge von den Aeltesten des Volks für die ausgesetzt waren, welche sich in diesen Uebungen am meisten auszeichneten. Aber in diesen und andern Spielen, welche ich, um nicht zu weitläufig zu werden, übergehe, that sich keiner der Mitspielenden so sehr hervor, als mein Artidoro, welcher mit seiner Gegenwart unser Fest ehrte und erfreute, und den ersten Preis in den Spielen, die veranstaltet worden, gewinnen wollte. Seine Geschicklichkeit und Anmuth, und das Lob, welches ihm von allen dargebracht wurde, waren so groß, daß ich ganz stolz ward, und daß ein nie gefühltes Entzücken meine Brust schwellte, wenn ich gedachte, wie gut und süß ich meine Gedanken zu beschäftigen wußte.

Bei alle dem war es mir aber eine schreckliche Last, daß Artidoro, als Fremder,

bald unſer Dorf verlaſſen müſſe; — ach, wenn er nun fortging, ohne wenigſtens zu wiſſen, was er mir mitnahm, welches meine Seele war, welch ein Leben würde ich während ſeiner Abweſenheit führen, oder wie könnte ich meiner Qualen vergeſſen, da ich außer mir niemanden hatte, dem ich ſie nur hätte klagen können. Auf dieſe Weiſe waren meine Gedanken beſchäftigt, als das Spiel zu Ende ging und Artidoro von den Hirten, ſeinen Freunden, Abſchied nehmen wollte. Allein nun vereinigten ſich alle Jünglinge, und baten ihn, wenigſtens die Tage, welche die Feſtwoche ausmachten, bei ihnen zuzubringen, wenn ihn nicht etwas, das ihn mehr vergnüge, daran hindere. „Nichts macht mir mehr Freude, liebliche Hirten, antwortete Artidoro, als euch in dieſem und allem, was ihr von mir verlangen könntet, zu Gefallen zu leben! Obwohl es meine Abſicht war, einen meiner Brüder, welcher vor einigen Tagen aus unſerm

Dorfe verſchwand, aufzuſuchen, ſo willfahre ich doch eurem Begehren, da ich es bin, welcher dabei gewinnt.“ Alle dankten ihm ſehr und waren froh wegen ſeines Bleibens; aber ich war es am meiſten, denn ich dachte, es werde ſich in dieſer Zeit eine Gelegenheit darbieten, ihm das zu entdecken, was ich ihm jetzt nicht entdecken konnte.

Jene ganze Nacht brachten wir unter Tanz und Spiel hin; dann erzählte eine der andern von den Spielen der Hirten, welche wir am Tage geſehen hatten, ſagend: der tanzte beſſer, als jener, obſchon dieſer mannichfaltigere Bewegungen kannte als der andere; dieſer warf jenen nieder, aber jener lief beſſer, als dieſer: und am Ende kamen alle darin überein, daß Artidoro, der fremde Hirte, allen andern den Sieg abgewonnen habe: jede lobte nun im einzelnen ſeine ſchönen Eigenſchaften und dieſe Lobſprüche entzückten mich unendlich.

An dem Morgen nach dem Tage des Festes, noch ehe die junge Morgenröthe den Perlenthau aus ihren schönen Haaren träufelte, und die Sonne ihre Liebesstrahlen auf den Gipfeln der nahen Berge enthüllte, kamen unserer zwölf Hirtinnen zusammen und uns umfassend tanzten wir, bei dem Klange einer Harfe und einer Schalmey aus dem Dörfchen auf eine nahgelegene grüne Wiese, zur großen Freude aller derer, welche unsern Tanz mit ansahen. Das Schicksal, welches bis jetzt meine Angelegenheiten vom Guten zum Bessern führte, wollte, daß wir auf demselben Platze alle jungen Hirten unseres Dorfes fanden, unter ihnen auch Artidoro; sobald sie unserer ansichtig wurden, vereinigten sie den Klang ihrer Tamburine mit unsern Schalmeyen und kamen uns tanzend entgegen: und wie sie unsern Reigen in Unordnung brachten, und die Instrumente in einen andern Ton übergingen, wechselte

der Tanz und die Hirten mußten unsere Hände fassen, und wir sie ihnen reichen, und mein gutes Geschick wollte, daß ich zufällig die meinige dem schönen Fremden gab. Ich wüßte es nicht zu sagen, was ich in jenem Augenblicke fühlte, aber das weiß ich, daß ich keinen ordentlichen Schritt im Tanze machen konnte, so daß mich Artidoro mit Gewalt mit sich fortziehen mußte, um das Band des verschlungenen Tanzes nicht zu zerreißen. Ich ergriff diese Gelegenheit und sagte ihm: „Wie hat dich meine Hand nur beleidigt, daß du sie so drückst, Artidoro?" — Er versetzte darauf so leise, daß es von niemanden gehört werden konnte: „Was hat dir aber meine Seele gethan, daß du sie so grausam behandelst?" — „Mein Weh, erwiederte ich, ist sichtbar, aber das deinige sehe ich weder, noch kann es gesehen werden." — „Das ist eben der Schaden, sagte Artidoro, daß du Augen hast, das Weh zu vernrsa-

chen, und keine, es zu heilen." — Damit war unſer Geſpräch geendigt, denn der Tanz war aus. Ich war glücklich und dachte nun über das nach, was Artidoro mir geſagt hatte, und obſchon ich einſah, daß es ein Liebesgeſpräch geweſen, konnte ich mich doch nicht verſichern, daß es das eines Liebenden geweſen ſei.

Jetzt ſetzten ſich alle Hirten und Hirtinnen auf das grüne Gras und nachdem wir uns ein wenig von der Ermüdung des Tages erholt hatten, ſtimmte der alte Eleuco ſein Inſtrument, welches eine Geige *) war, zu der Schalmei eines andern Hirten und bat Artidoro, etwas zu ſingen, welches er vor allen andern thun könne, da der Himmel ſo viele Gnade an ihm gethan habe, daß es undankbar wäre, wenn er ſeine Gaben nicht enthüllen wolle. Artidoro dankte erröthend dem Eleuco für ſeine Lob-

*) Rabel, eine Geige mit drei Saiten.

sprüche und begann alsbald ein Lied zu singen, dessen Worte sich so fest in meiner Seele eingruben, daß ich es bis jetzt noch nicht vergessen konnte: obschon es euch lästig sein muß, diese Verse zu hören, kann ich sie doch nicht übergehen, damit ihr seht, wie die Liebe Schritt für Schritt mich zu dem Abgrunde führte, in welchen ich nun gesunken bin! Es waren folgende:

In wilder, dunkler, schwarz umhüllter
Nacht,
Erschauend nie den heiß ersehnten Tag,
In stets vermehrten, bitterlichen Klagen,
Entfernt vom Glücke, jedem Wonne-Lächeln,
Verdient zu sein, und schon lebendig tod,
Wem ohne Liebe hinfließt dieses Leben.

Und wäre nicht das wonnereichste Leben
Das Traumbild nur von einer kurzen Nacht,
Das Vorspiel einer langen Ruh im Tod,
Wen sich, wie viele Stunden zählt der Tag,
Nicht enden wollt' das lästig trübe Klagen,
Zulassend süßer Liebe Himmels-Lächeln?

Nur wo die Liebe wohnt, kann Freude
lächeln,
Und wo sie schwand, entschwindet auch das
Leben:
Die frische Luft verwandelt sich in Klagen,
Und in unsforte, ewig dunkle Nacht
Das klare Licht, das hell umfloß den Tag,
Und Leben ohne sie ist bittrer Tod.

Die herbe Stunde, wann erscheint der
Tod,
Flieht nicht der Liebende; er wünscht mit
Lächeln ——
Den Augenblick, ersehnet heiß den Tag,
Wo hin er geben kann das liebe Leben,
Da er erschaut die Fülle, letzte Nacht
Der Liebesgluten und der süßen Klagen.

Nicht Klagen sind zu nennen Liebes-
Klagen,
Und nicht werd' Tod genannt der Liebe Tod,
Und Nacht nicht nenne man der Liebe Nacht,
Und Lächeln heiße immer man ihr Lächeln,
Und halt' ihr Leben nur für wahres Leben,
Und sei're nur der Liebe freud'gen Tag.

O wie beſeligend war mir der Tag,
Wo ich bezähmen durft' mein banges Klagen,
Und mich erfreun, zu geben der mein Leben,
Die Leben mir kann geben oder Tod.
Ich hofft' nur, dieſes Antlitz ſollt' mir lächeln,
Die Sonn' beſiegend, kehrend ſie in Nacht.
Und meine dunkle Nacht ward heller Tag
Durch Liebe; Lächeln ward mein banges
Klagen,
Und mein ſo nahes Tod ein langes Leben.

Dies war das Lied, ſchöne Hirtinnen, welches mein Artidoro an jenem Tage mit wunderſamer Anmuth und zum größten Wohlgefallen aller, welche zuhörten, geſungen hatte. Aus dieſen Verſen und aus den Worten, welche er mir früher geſagt hatte, ſchöpfte ich den entzückenden Gedanken, daß mein Anblick glücklicher Weiſe in dem Herzen Artidoro's das Gefühl der Liebe müſſe erweckt haben, und während der Rückkehr in unſer Dörfchen glaubte ich mich noch mehr in dieſer Meinung beſtätigt zu ſehen.

Hier ward die ſchöne Theolinde durch

das Geschrei der Hirten und das Bellen der Hunde, welche ein Häschen verfolgten, unterbrochen. Das geängstigte Thierchen rettete sich zu Galathea. Die Hirten und mit ihnen der Vater Galathea's kamen nun auch herbei. Theolinda's Schönheit setzte alle in Erstaunen und Verwunderung. Galathea und Florisa vereinigten ihre Bitten, daß die schöne Fremde einige Tage bei ihnen bleibe und Theolinda willigte ein. Der Tag hatte alle ermüdet, und sie traten den Weg nach Haus an. Der Abend war zu schön, als daß die drei reizenden Mädchen ihn in der stillen Hütte hätten zubringen können. Sie gingen in das Gärtlein der schönen Galathea, wo die liebende Hirtin ihre Erzählung folgender Maßen fortsetzte:

Als Tanz und Gesang geendigt waren, schickten wir uns an, in das Dörflein zurückzukehren, um uns zu putzen, wozu uns das Fest einigermaßen berechtigte, und dann den religiösen Feierlichkeiten beizuwohnen.

Die Vorbereitung zu dem Gottesdienste machte uns geringe Sorge, eine ungezwungene Freude waltete und wir wendeten uns alle, Hirten und Hirtinnen, in buntem Haufen, fröhlich und guter Dinge gegen das Dorf; indem jedes sich mit dem unterhielt, bei welchem es am liebsten war. Das Geschick, mein Betrieb und Artidoro's Einsamkeit fügten es so, daß wir beide uns, ohne daß es aufgefallen wäre, trennten und auf jenem Wege ungestört mehr, als wir sprachen, hätten sprechen können, wenn nicht jedes von uns auf die Achtung Rücksicht genommen hätte, die es sich und dem andern schuldig war. Um endlich den Knoten, wie man zu sagen pflegt, zu lösen, sagte ich: „Artidoro, die Tage, welche du in unserm Dörflein zubringst, werden sich dir zu Jahren ausdehnen, denn in deinem Dorfe kannst du dich gewiß mit Dingen beschäftigen, welche dir mehr Freude machen.“ — „Ich würde alles, was ich

in meinem Leben hoffen kann, darum geben, antwortete Artidoro, wenn die Tage, welche ich hier noch verweilen kann, nicht Jahre, sondern Jahrhunderte wären; denn wenn ich nur von hier entfernet bin, wüßte ich nicht, was mir noch Freude machen könnte." — „So sehr freut es dich, sagte ich, unsere Feste zu sehen?" — Das ist es nicht, erwiederte er, was mich ergötzt und festhält, vielmehr fesselt es mich, die Schönheit der Hirtinnen deines Dorfes zu schauen." — „Sollte es denn in deinem Dorfe an schönen Mädchen so sehr mangeln?" fragte ich. — Es ist wahr, versetzte er, daß es dort nicht an solchen fehlt, aber hier sind sie in Ueberfluß: eine einzige, welche ich gesehen, reicht hin, sie in Vergleich mit denen meines Dörfchens für fern zu halten." — „Das heißt dich nur deine Artigkeit sagen, guter Jüngling, antwortete ich, denn ich weiß wohl, daß unter den hiesigen Mädchen keine einzige ist, wel-

che sich solcher Vorzüge rühmen könnte." — „Wohl weiß ich am besten, fuhr Artidoro fort, daß ich Wahrheit spreche, denn ich habe die Eine gesehen und die Andere betrachtet." — Ich entgegnete: „Du hast sie gewiß nicht in der Nähe gesehen, und die Entfernung mag dich getäuscht haben." — Er sagte schnell: „Gerade so, wie ich dich sehe und eben anschaue, habe ich sie gesehen und angeschaut, und würde mich freuen, mich getäuscht zu haben, wenn die Schönheit ihrer Seele nicht mit dem Liebreiz ihres Leibes übereinstimmte." — „Es wäre mir lieb, antwortete ich, die zu sein, von welcher du sprichst, wegen der Freude, welche das Mädchen empfinden muß, welche sich so gepriesen und für so schön gehalten sieht." — „Ich wünschte wohl, du wärest es nicht gewesen, sagte Artidoro." — „Aber was würdest du verlieren, versetzte ich, wenn ich, wie ich dir nicht bin, von welcher du sprichst, dieselbe gewesen wä-

re?" — „Was ich gewonnen habe, sagte er, weiß ich wohl, was ich verlieren werde, ist ungewiß und schrecklich." — Ich sagte lächelnd: „Du kannst recht gut den Verliebten spielen!" — Er antwortete: „Und du noch besser verliebt machen." — „Ich wünschte sehr, Artidoro, begann ich wieder, daß keines von uns beiden das Betrogene sein möchte!" — „Ich bin gewiß, versetzte er, daß ich mich nicht täusche; willst du dich betrügen, so steht es in deinem Willen! Ich werde, so oft du es wünschest, dir die reine Absicht beweisen, welche mich für dich beseelt, und dir in allem zu dienen befiehlt." — „Ich werde dir Gleiches mit Gleichem vergelten, sagte ich, da es mir nicht gut zu sein scheint, um eines so geringen Preises willen die Schuldnerin eines andern zu sein."

In diesem Augenblicke kam, ohne daß Artidoro mir noch hätte antworten können, der Oberhirte Elenco und rief: „Ihr

Mädchen, stimmt ein Lied an, damit man im Dorfe unseres Einzugs gewahr werde: wir wollen euch begleiten, denn die Leute sollen sehen, wie wir diejenigen schätzen, welche zur Feier unseres Festes hierher kamen. Und weil man allem, was Elenco sagte, Gehorsam zu leisten gewohnt war, so baten mich die Hirten anzufangen; ich faßte die Gelegenheit, benutzte das, was zwischen Artidoro und mir vorgegangen war und begann folgendes Villancico zu singen:

Keinem wird das Himmelskind,
Meine Lieb' ans Herz sich schmiegen,
Der nicht ehrsam und verschwiegen.

Um zu deinen Wonnen, hehre,
Süße Liebe zu gereichen,
Ist die Pforte nur das Schweigen,
Und der Schlüssel ist die Ehre:
Stark ist dieses Tempels Wehre,
Jeder muß der Kraft erliegen,
Der nicht ehrsam und verschwiegen.

Liebreiz, der den Sinn erfreut,
Lieben — tadelnswürdig scheinet,
Wenn sich Liebe nicht vereinet
Mit Vernunft und Ehrbarkeit.
Liebe, welche so sich beut,
Wird deß Hoffen nie betrügen,
Welcher ehrsam und verschwiegen.

Keine Fabel hat ersonnen,
Wer den Spruch erdacht' und glaubte,
Daß das Reden immer raubte,
Was das Schweigen uns gewonnen.
Stets in süßen Liebeswonnen
Wird bezaubert der sich wiegen,
Welcher ehrsam und verschwiegen.

Wie zwei kecke Augenstrahlen,
Und ein plauderhafter Mund,
Tausend herber Schmerzen Grund,
Ihre Luß mit Schande zahlen, —
So vermindert der die Qualen,
So wird der den Gram besiegen,
Welcher ehrsam und verschwiegen.

Ich weiß nicht, schöne Hirtinnen, ob das Lied, welches ihr eben gehört habt,

meinem Artidoro gefiel, aber ich weiß es sehr gut, daß er sich dasselbe wohl merkte; denn er war, so lang er in unserm Dörfchen blieb, so bescheiden, verschwiegen und ehrsam, daß, obschon wir sehr oft mit einander sprachen, weder die müßigen Augen, noch die geschwätzigen Zungen das geringste unserer Ehre Nachtheilige finden konnten. Aber die Furcht, Artidoro möchte, wenn die Zeit, welche er für sein Verweilen in unserm Dorfe gesetzt hatte, verflossen sei, in das seinige zurückkehren, nöthigte mich, auch auf Kosten der weiblichen Schaam, zu sorgen, daß ich mit der Qual, das verschwiegen zu haben, was ich während Artidoro's Anwesenheit sagen konnte, nicht auch den Verlust meines Herzens zu bereuen hätte.

Nachdem ihm also mein Auge zugestanden, daß das seinige in seinem wunderschönen Glanze mich enschaue, schwiegen auch die Zungen nicht länger und thaten

durch Worte kund, was die Augen schon so deutlich ausgesprochen hatten.

Eines Tages war ich zufällig allein mit Artidoro, und er entdeckte mir mit allen Zeichen der innigsten Zuneigung und Freundschaft die wahre und treue Liebe seines Herzens, welche er für mich fühlte: und obgleich ich gern zurückhaltend und spröde gegen ihn gethan hätte, wollte ich doch, fürchtend, er möchte sich ohne nähere Erklärung in sein Dorf zurückbegeben, ihn so nicht von mir weisen und verschmähen: und da ich glaubte, das scheue Wesen und Misvergnügen, welches im Anfange immer Liebenden drohe, sei Ursache an so mancher Trennung von Herzen gewesen, welche mit ihren Wünschen und Absichten nicht ganz im Reinen sind; so gab ich ihm eine solche Antwort, wie sie mir die passendste schien. Dieser zufolge sollte er in sein Dorf zurückkehren, und von da nach einigen Tagen zu mir senden, mich von meinen Eltern

zur Braut verlangend. Darüber war Artidoro so vergnügt und froh, daß er den Tag für den glücklichsten pries, an welchem sein Auge mich zum erstenmal gesehen. Ich selbst hätte mein Loos mit dem keines Menschen vertauschen mögen, denn ich war überzeugt, daß Artidoro's, meines Geliebten Wesen und Gemüthsart meinen Vater erfreuen, und dieser vergnügt sein würde, Artidoro zum Schwiegersohne zu erhalten.

Auf diesen glücklichen Punkt war es mit unserer Liebe gekommen, und es waren nur noch zwei oder drei Tage bis zur Abreise meines Geliebten, als das Schicksal, das nie rasten kann, es fügte, daß eine meiner Schwestern, nur wenig jünger, als ich, von einem andern Dorfe, wo sie einige Tage in dem Hause einer Verwandten, welche an einer Krankheit litt, zugebracht hatte, in das unsrige zurückkehrte. Ihr wißt, schöne Freundinnen, welche wunderbare Dinge sich oft in der Welt zutragen,

und ſollt nur etwas hören, das euch in nicht geringe Verwunderung ſetzen wird. Jene Schweſter nemlich, welche bis dahin von uns abweſend war, glich mir an Geſichtsbildung, Wuchs, Lebhaftigkeit und Anſtand, wenn ich ja einigen beſitze, ſo durchaus, daß nicht nur die aus unſerm Dorfe, ſondern ſogar unſere Eltern uns oft nicht erkannten, und eine für die andere nahmen, ſo daß ſie, um dieſen Irrthum zu vermeiden, durch verſchiedene Kleider uns zu unterſcheiden ſuchen mußten.

Nur in einer Hinſicht war, wie ich glaube, unſer Weſen verſchieden, in dem Karakter nemlich. Wäre der meiner Schweſter nicht zu ſtreng und ſie eher ſanft als klug und zurückſtoßend geweſen, ſo dürfte ich nun nicht mein ganzes Leben hindurch mein Geſchick beweinen!

Es trug ſich zu, daß meine Schweſter ſogleich den andern Morgen nach ihrer Ankunft im Dorfe in aller der Freude, mit

welchem sie an dem schönen Hirtenleben hing, früher, als ich es wünschte, aufstand, und mit denselben Schaafen, welche ich zu hüten pflegte, auf die Wiese eilte. Auch ich wollte ihr, wegen des wundersamen Glücks, welches mir mit Artidoro's Anblicke stets aufging, alsbald folgen; allein meine Mutter hielt mich, ich weiß nicht mehr, um welcher Ursache willen, den ganzen Tag im Hause zurück — ach, es war dieser Tag der letzte meiner Freuden.

Nachdem meine Schwester Abends nach Hause gekommen war und ihre Heerde unter Obdach gebracht hatte, sagte sie mir, wie insgeheim, sie habe etwas mit mir zu reden, das mich sehr nah anginge. Ich konnte mir alles, nur das nicht, was ich hören sollte, denken und sorgte, daß wir uns sogleich sprechen könnten: und nun begann sie mir einem nicht ganz ruhigen Gesichte, indeß ich an ihren Zügen hing, zu reden:

„Ich weiß nicht, meine Schwester,

was ich von deiner Sittsamkeit denken, noch weniger, ob ich dir das verschweigen soll, was ich doch nicht unterlassen kann, dir zu sagen, um zu sehen, ob du für die Schuld, welche du auf dir zu haben scheinst, irgend eine Entschuldigung vorbringen kannst; und da auch ich, als jüngere Schwester, verbunden bin, mit mehr Achtung mit dir zu sprechen, so mußt du mir im voraus vergeben; ich finde in dem, was ich erfahren, für das Entschuldigung, was ich dir sagen muß."

Ich wußte nicht, was ich antworten sollte, als ich meine Schwester so reden hörte und sagte blos, sie möge zur Sache eilen.

„Du mußt wissen, Schwester, fuhr sie fort, daß diesen Morgen, als ich mit unsern Schafen auf die Weide zog und allein mit ihnen die Ufer unseres frischen Henares entlang ging, ein Hirte zu mir kam, den ich, wie ich schwören könnte, niemals in unsern Gegenden gesehen habe. Mit der

sonderer Unverschämtheit begann er mich verliebter Weise zu grüßen, und ich war so beschämt und verwirrt, daß ich nicht wußte, was ich antworten sollte: er aber bekümmerte sich um den Widerwillen, welchen er doch deutlich genug in meinem Gesichte lesen konnte, gar nicht, sondern sagte nach seinem Gruße: Warum schweigst du, schöne Theolinda, letzte Zuflucht meiner Seele, die dich anbetet? — Es fehlte nicht viel, so hätte er meine Hand genommen, um sie zu küssen; auch brachte er noch eine ganze Litaney von Schmeicheleien herbei, die er auswendig gelernt zu haben schien. Mir ward alsbald klar, er müsse sich irren und mit dir zu reden glauben; auch schöpfte ich Verdacht, daß, wenn du, meine Schwester, ihn nie gesehen und vertraulich behandelt hättest, er nie den Muth würde gehabt haben, sich dir so zutraulich zu nahen. Ich erwiederte nun schnell gefaßt seinen Reden auf eine Art, wie seine Keckheit es ver-

diente, und wie es mir schien, daß du, Schwester, einem, der so frei und kühn mit dir spricht, zu antworten schuldig seiest; und wäre nicht in demselben Augenblicke die Schäferin Licea dazu gekommen, so hätte ich noch Worte hinzugefügt, die es ihn würden haben bereuen lassen, mir die seinigen gesagt zu haben. Das Gute bei der Sache ist, daß du ihn nie aus dem Irrthum, in welchem er sich befindet, wirst reißen können, denn er glaubt so gewiß, daß ich Theolinda sei, als wenn er mit dir selber gesprochen hätte. Am Ende nannte er dich eine Undankbare, Unerkenntliche, und wenn ich aus der Miene, mit welcher er wegging, schließen kann, so wird er es nicht mehr wagen, mit dir zu sprechen, auch wenn er dich ganz allein fände. Das einzige, was ich noch wissen möchte, ist, wer jener Hirte sei und was für Unterhaltungen ihr mit einander gepflogen habt, aus

denen ihm die Frechheit ward, solche Reden zu führen.“

„Ach schöne Hirtinnen, fuhr Theklinda nach einer kurzen Pause fort, ihr könnt euch wohl denken, was meine Seele litt, als meine Schwester ihre Erzählung geendigt hatte. Ich sagte ihr darauf, mich so gut verstellend, als es möglich war: „Schwester Leonarda, — so hieß die Störerin meines Glückes — du hast mir den größten Dienst von der Welt erzeigt, daß du den Verdruß und die Unruhe von mir nahmst durch diese deine strengen Worte, in welche mich der Ungestüm des besagten Hirten versetzte: er ist ein Fremder; acht Tage lebt er nun in unserm Dorfe und seine Unverschämtheit und Albernheit ist so groß, daß er mich überall, wo er mich sah, auf dieselbe Weise, wie du selbst erfahren, behandelte. Er glaubt meine Zuneigung gewonnen zu haben, und obgleich ich ihm das Gegentheil zeigte und wohl in noch rauhe-

ren Worten, als du, mit ihm redete, hörte er doch nicht auf, mich mit seinen eiteln Zumuthungen zu verfolgen. In der That, Schwester, ich wünsche, der junge Tag bräche nur schnell heran, damit ich gehen und ihm sagen könnte, wenn er nicht von seiner Eitelkeit lasse, solle er das Ende derselben sehen, wie es ihm meine Worte immer angedeutet hätten."

Das war auch die Wahrheit, süße Freundinnen; denn ich hätte Alles darum gegeben, wenn es schon Tag gewesen wäre, um meinen Artidoro sehen und ihn aus seinem Irrthume reißen zu können: ich fürchtete, die rauhe und mürrische Antwort meiner Schwester habe ihn erzürnt, und unserer Verbindung Schaden gebracht. Ach, die langen Nächte des stürmischen Dezembers quälen den Liebenden, dem der kommende Morgen eine Freude verspricht, nicht so sehr, als mich diese Nacht — es war gegen das Ende des Sommers — beunru-

hiete, in welcher ich mit ſehnendem Verlangen das junge Licht herbeiwünſchte, um das Licht zu ſehen, das einzig mein Auge belebte. Ich verließ alſo, noch ehe die Sterne ihren ganzen Glanz verloren hatten, und die Dämmerung völlig entſchwunden war, von meiner Sehnſucht getrieben, mit der Heerde das Dorf und meine Schäflein ſchneller, als ich zu thun gewohnt war; vor mir her treibend, gelangte ich zu dem Orte, wo ich ſonſt Artidoro zu finden pflegte: allein ich fand den Platz einſam und keine Spur von ihm war zu bemerken; mein Herz fing an, gewaltig zu klopfen, als ahne es das Unheil, welches ihm bevorſtand. Da hätte meine Stimme die Luft durchdrungen, den ſüßen, geliebten Namen meines Artidoro nennend, und ich hätte gerufen: Komm, mein Theurer, komm, denn ich bin die wahre Theolinda, die dich mehr, als ihr Leben liebt; — aber die Furcht, jemand anderes, als er, möchte meine Worte

hören, hinderte mich daran. Und nachdem ich so in hastiger Angst die Ufer des stillen Henares und den Hain durchirrt hatte, setzte ich mich ermattet unter einer grünen Weide nieder, erwartend, daß die Sonne ihre Strahlen über die Erde ergieße, wo ich dann in jedem Busche und Dickicht, in jeder Grotte und Hütte nachsuchen wollte, um meinen theuern Geliebten zu finden. Kaum war die Sonne aufgegangen, kaum waren die nächsten Gegenstände zu unterscheiden, als sich meinen Augen sogleich eine weiße Pappel, ganz in der Nähe darstellte, in deren Rinde ich einen Brief — ich erkannte sogleich Artidoro's kunstreiche Hand — eingegraben sah; ich bebte an allen Gliedern, eilte zu der Pappel und las, schöne Hirtinnen, ach ich las, daß er mich für treulos halte, daß meine frommen Augen ihn betrogen, meine Honigworte ihn getäuscht hätten. Hirtin, hieß es:

Hirtin, deren hohe Blüthe
Aller Schönheit Preis erreicht,
Daß sich nichts mit ihr vergleicht,
Als dein grausames Gemüthe.
Meine Treu, dein Wanken sind es,
Die gesä't mit voller Hand
Dein Versprechen in den Sand,
Mein Vertrauen ins Weh'n des Windes.

Nimmer, dacht' ich, könnte sein
In dem Bilde, das ich sah,
Hinter frohem süßen Ja
Solch ein traurig bittres Nein;
Noch wär' ich nicht hintergangen,
Hätt' ich eignem Glück gereicht,
So wie deiner Lieblichkeit,
Meinen Blick, den du gefangen.

Denn wie deine seltne Huld
Sichert und entzückt und lindert,
So verwirrt, trübt und hindert
Meines harten Loses Schuld.
Ein Paar Augen mich verstrickten,
Liebreich schienen sie und klar!
Holdes, falsches Augenpaar,
Was verbrachen, die dich blickten?

Wilde Schlaferin, o ſprich,
Konnten nicht verführen jeden
Deine ſüßen Honigreden,
Blicke, klug und ſittiglich?
O wie bald muſte ich erkunden,
Daß auch ohne dein Verlangen
Du mich hattest gleich gefangen,
Bald getäuſchet und gebunden!

Ja die Züge, ſo ich eben
Wie die harte Rinde ſchneide,
Wachſen ſchneller, als die Eide
Deiner Treu, die du gegeben.
Dieſe boten deine Lippen
Zu Verſprechen unbedächtig,
Nicht dem Wogenſturme mächtig,
Gleich den feſtgefugten Klippen.

Du ſo furchtbar und unbändig,
Der zertretnen Viper gleich,
Grauſam, wie an Anmuth reich,
Und wie hold, ſo unbeſtändig.
Sieh, vollſtrecken will ich jetzt
Deiner Grauſamkeit Befehle;
Denn nie hat ſich meine Seele
Deinem Willen widerſetzt.

Deinen Frieden zu bewahren,
Will ich fern der Heimath sterben,
Doch laß Liebe das Verderben
Deiner Härte nie erfahren:
Denn den Takt Beständigkeit *)
Darf man nimmer überspringen,
Wo sich Liebeseiden schlingen,
Drängt uns selbst der Liebe Streit.

Wie du denn vor andern Frauen,
Trägst der Schönheit höchsten Glanz,
Wähnt' ich auch, man dürfte ganz
Deinem Liebeswort vertrauen:
Die Natur — daß werd' ich inne —
Wollte nur zu meinen Qualen
In dein Bild den Engel malen,
Und die Zeit in deine Sinne.

Willst du wissen, wo ich ich bin,
Und wie ich mein Weh beschlossen,
Wird das Blut, so ich vergossen
Zeigen dir den Weg dahin.

---

*) Knaben Wunderhorn. III. S. 29.
Wo die Lieb den Chor anstimmet,
Und die Treue giebt den Takt.

Haß du kaltem Spott gleichwohl
Unſerm Liebesbund entboten,
So verſage doch dem Todten
Nicht das letzte Lebewohl.

Bittre Strenge mußt du üben,
Härter als der Demant ſein,
Wenn dich Grab und Leichenſtein
Nicht erbarmen, noch betrüben.
Sieh, im größten Jammer ſcheinet
Mir ein ſüßes Loos beſchieden;
Werd' ich lebend auch gemieden,
Daß ich ſterbe, doch beweinet.

Welche Worte würden hinreichen, euch den äußerſten Schmerz zu ſchildern, welcher meine Seele erfaßte, als ich deutlich erkannte, daß die Worte, ſo ich geleſen, von meinem geliebten Artidoro herrühreten? — Ach, das Leben war mir nun ſo verhaßt, daß es mein ſchönſter Wunſch ward, es enden zu ſehen. Meine Seufzer, meine Thränen, mein unglücklicher Zuſtand brachten mich von Sinnen. Es kam endlich ſo weit mit mir, daß ich, ohne auf das, was ich

meiner Ehre schuldig war, [illegible] mich entschloß, meine Heimath, die ehrwürdigen Eltern und geliebten Geschwister zu verlassen, und von meiner kleinen Herde zu scheiden. An demselben Morgen, eilte ich noch einmal zu meinem Lieblingsplatze, zu der Pappel, deren Rinde ich tausendmal küßte; und dann nahm ich Abschied, um diese Ufer zu erreichen, wo mein Artidoro wohnt, um zu sehen, ob er den unbarmherzigen und grausamen Entschluß, welchem das Ende jenes Liedes deutlich aussprach, vollführet habe: wäre dem so, theure Freundinnen, so würde ich nicht mit weniger Sehnsucht und Verlangen ihm in den Tod folgen, als ich im Leben mit aller Glut des Herzens an ihm gehangen. Aber, wehe mir, schon sind es neun Tage, daß ich an diesen felsichen Ufern angekommen bin, und noch weiß ich nichts von ihm, nach dem mein Herz so sehnsuchtsvoll verlangt! Und wenn ich etwas von ihm höre, so verhüte Gott, daß es das sei, was ich vermuthe.

Dieses ist die Geschichte meiner Lei-

den; freundliche Hirtinnen, und wenn ihr nun etwas von meinem Geliebten wißt, o so verbergt es nicht vor mir! —

Die liebende Hirtin begleitete die rührenden Worte mit so viel Thränen, daß sich ein steinernes Herz darüber erbarmt hätte. Galathea und Floriſa tröſteten die schöne Theolinda, und baten ſie, einige Zeit bei ihnen zu verweilen, während welcher ſich vielleicht Nachricht von Artidoro fände. Theolinda gab den Bitten ihrer Freundinnen gern nach und blieb bei ihnen.

Es vergingen nur wenige Tage, da kam die Schweſter der ſchönen Theolinda aus dem Thale, welches der friſche Henares durchfließt, dieſe hier zu ſuchen. Theolinda vergaß bei ihrem Anblicke, daß Leonarda die Urſache ihrer Qualen ſei; ſie ſah nur die Schweſter in ihr, und Thränen der Freude glänzten in ihren ſchönen Augen. Mit Leonarda ging der trauernden Theolinda die junge Sonne der Freude auf; denn ſie brachte Nachricht von Artidoro. Er lebe, ſagte ſie, einſam, ſtill

und zurückgezogen im Gebürge, eine kleine Heerde dort weidend: sie habe den Brief an der weißen Pappel gelesen und das schlimmste für die verlassene Schwester und den verschwundenen Geliebten fürchtend, so wie die Innigkeit dieser gegenseitigen Neigung einsehend, alles gethan, Artidoro zu finden, und ihn von dem Irrthume, welcher hier obwalte, zu überzeugen: er irrt, so schloß sie, wie ich that, in den Thälern und Wildnissen umher und sucht dich, die er einzig und unendlich liebt, an den Ufern unserer klaren Bäche, und in den dunkeln Hainen.

Theolinda fiel ihrer Schwester um den Hals und weinte die süßesten Thränen des Entzückens. Galathea und Florisa theilten die Wonne ihrer schönen Freundin, wie sie ihre Schmerzen getheilt hatten. Und — o Seligkeit — noch an demselben Tage, ehe die Sonne hinter die blauen Berge sank, lag Artidoro an der geliebten Brust seiner Theolinda und ein ewiges Band umschlang nun das schöne Liebespaar.

Inhalt.

1. Bindoccia . . . . . Seite 3
2. Balduin 55
3. Weiberlaune und Männerlist 85
4. Die Wiedererstandene . 119
5. Liebe um Liebe. 189
6. Die Geschichte der schönen Theolinda. 263